½ fey

J. M. Kaiser

Pinsbuch.

Piusbuch.

Papst Pius IX.

in seinem Leben und Wirken

geschildert von

Franz Hülskamp und Wilhelm Molitor.

Dritte Auflage, fortgeführt bis zur Gegenwart.



Münster 1873.
Adolph Russell's Verlag.

Vorwort zur ersten Auflage.

Lieber Leser!

Ursprünglich hatte ich mir vorgenommen, Dich mit ein paar einleitenden Worten um eine freundliche Aufnahme meines Piusbuches zu bitten. Jetzt bin ich in der glücklichen Lage, Dir für die schon gewährte freundliche Aufnahme herzlich danken zu können.

Vor einigen Wochen wurde das Probeheft meines Buches hinausgesandt, und über den Inhalt wie die Ausstattung desselben ist mir seitdem viel Freundliches gesagt. Heute, wo ich die letzten Zeilen daran schreibe, ist Weihnachtsabend. Ich brauche nur wenige Schritte zu gehen, so kann ich strahlende Kerzen an grünen Weihnachtsbäumen sehen; doch heller noch als alle die Kerzen strahlen die fröhlichen Gesichter, denen das Christkindlein soeben die Christbescheerung gebracht hat. Vielleicht hast Du unter den Christbaum Deines Hauses auch mein Heft gelegt, und Deine Angehörigen haben sich daran gefreut.

Als ich die ersten Zeilen meines Buches schrieb, feierten wir Pfingsten, und ich war in Rom. Frühmorgens begab ich mich in die Sixtinische Kapelle. Dort verherrlichte der heilige Vater die Feier durch seine Gegenwart. Als er am Schlusse des Hochamtes uns seinen Segen spendete, da erbat ich mir die Wirkung dieses Segens insbesondere für dieses Buch, und flehte, daß der heilige Geist mir hierfür seine Gnadenfülle spende. Zu Hause angelangt, begann ich zu schreiben, und länger als ein halbes Jahr setzte ich dann dieses Schreiben mit Eifer und mit Liebe fort.

Ich wollte wohl, Du gäbest mir das Zeugniß, daß mir in dieser langen Zeit der Beistand des heil. Geistes nicht gänzlich fehlte, daß der Segen des heil. Vaters für mich nicht ohne alle Wirkung blieb.

Freilich, der Mann, welchem meine Erzählung gilt, ist vor mir schon von Vielen geschildert und gepriesen worden; und darum mag das Meiste von Allem, was ich hier erzähle, Dir längst bekannt sein. So

kann ich nur wünschen, daß Dein Urtheil über mein Buch laute: so anschaulich, so zuverläßig und so vollständig sei Dir das Leben Deines und meines großen Vaters bisher noch nicht erzählt.

Für die Anschaulichkeit war es von großem Werthe, daß es mir vergönnt war, im verflossenen Frühjahre drei Monate in Rom zu weilen und dort die Oertlichkeiten, die Personen und die Zustände, vor Allem den heil. Vater selbst, aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Für den Zweck der Zuverläßigkeit scheute ich keine Mühe, mir neue Quellen zu eröffnen und die vorhandenen sorgsam zu prüfen. So wirst Du Manches hören, was den bisherigen Biographen des heil. Vaters unbekannt blieb; und wiederum wirst Du Einiges von dem, was sie erzählen, hier vermissen oder anders dargestellt finden. Denn wie es mit dem Leben großer Männer oft geschieht, so ist es mit dem Leben unsers großen Papstes auch geschehen: Sagen und Fabeln haben sich in großer Zahl daran gehängt. Ich aber wollte nichts berichten, woran ich selbst nicht glaubte und wofür ich nicht die besten Quellen hatte.

Bezüglich der Vollständigkeit kann ich nur das zu meinen Gunsten anführen, daß ich bestrebt war, statt einer losen Reihe von Anekdoten, Charakterzügen und Festbildern ein innerlich zusammenhangendes und mit dem Lebenslaufe selbst voranschreitendes Bild des ganzen Mannes, von seiner Wiege bis auf die jüngste Zeit, zu geben.

Gar manches schöne Wort, gar manche edle That, gar manches nicht unwichtige Ereigniß mußte ich freilich übergehen. Denn ich wollte keine erschöpfende Geschichte der Regierung Pius des Neunten, sondern ein Volksbuch schreiben, und zu den nothwendigsten Eigenschaften eines wahren Volksbuches rechne ich die Kürze.

Seit den Tagen meiner Kindheit erfüllte mich die ehrerbietigste Liebe zu Pius dem Neunten. Diese Liebe wuchs mit jedem neuen Wort und jeder neuen That, mit jeder neuen Freude und jedem neuen Leid, die mir von ihm erzählt wurden. Sie stieg auf's höchste, seitdem es mir vergönnt war, ihn selbst von Angesicht zu sehen und seinen ganzen Lebenslauf bis in die kleinsten Einzelheiten zu verfolgen.

So hat die Liebe dieses Buch mir eingegeben und beim Schreiben die Feder mir geleitet. Könnte der warme Hauch der Liebe, welcher deshalb mein Piusbuch durchdringt, auch Dich, mein Leser, in Deiner Liebe und Verehrung zu unserm großen Papste noch bestärken, so wäre das mein liebster Lohn.

Münster, am Weihnachtsabend 1869.

F. H.

Vorwort zur dritten Auflage.

Lieber Leser!

Als die ersten 5000 Exemplare des Piusbuches rasch vergriffen waren, habe ich den Text für die zweite Auflage nochmals einer genauen Durchsicht unterzogen. Da wurde in Nebendingen Einiges berichtigt, Anderes eingeflochten, wieder Anderes kürzer gefaßt, besonders aber Seite für Seite die Darstellung noch mehr gefeilt, geglättet und geklärt. Der danach hergestellte neue Satz wurde alsdann in Stereotyp-Platten gegossen und durch dieselben vorläufig in 10,000 Exemplaren vervielfältigt. Nun auch diese vergriffen waren, sind als dritte Auflage abermals 10,000 Exemplare von den Platten abgezogen, und davon hast Du eines in der Hand.

So ist es gekommen, daß diese dritte Auflage sich mit der zweiten in den drei ersten Theilen Silbe für Silbe deckt. Ich hätte auch nichts Erhebliches zu ändern, zu ergänzen oder zu berichtigen gewußt. Und wenn Du nur so freundlich bist, nicht zu vergessen, daß meine Darstellung schon aus dem Anfange des Jahres 1870 stammt, dann wirst Du es auch leicht begreifen und berichtigen, wenn Du Personen wie Graf Cajetan Mastai und Gräfin Spaur, Mazzini und Napoleon, noch als lebend dargestellt findest, die inzwischen aus diesem Leben abberufen sind.

Aber auch für Pius selbst hat inzwischen die Zeit nicht stillgestanden. Sie hat vielmehr in den seither verflossenen drei bis vier Jahren Ereignisse von solcher Wucht, Freuden von solcher Seltenheit, Leiden von solcher Schwere über ihn gebracht, wie kaum jemals zuvor. Er hat in dieser Zeit im Dome von St. Peter mit den Bischöfen der ganzen Welt ein ökumenisches Concil gefeiert, das erste nach einer

Pause von dreihundert Jahren; sie haben ihn bald darauf durch schmähliche Gewalt seines Landes und seiner Hauptstadt ganz beraubt; und dem ehrwürdigen „Gefangenen im Vatican“ war dann das Loos beschieden, zum ersten Male seit Petrus „die Jahre Petri“ zu erleben und zu überleben.

Viel Wichtiges gab es also nachzutragen. Sollte ich das thun? Ich hätte es gethan, wenn sich kein Besserer dafür gefunden hätte. Aber ich trat gern zurück, als sich für die nothwendige Ergänzung ein Mann gewinnen ließ, der mit mir von derselben Liebe und Verehrung zu dem Jubelgreis im Vatican durchdrungen ist, aber — darin glücklicher als ich — die großen römischen Ereignisse der letzten Jahre meist selbst in Rom durchleben durfte. So erhältst Du, lieber Leser, in dem neuen vierten Theile dieses Buches eine meist auf eigener Anschauung beruhende Schilderung der jüngsten Erlebnisse Pius des Neunten von der Hand des hochw. Domcapitulars und Geistlichen Rathes Dr. Wilhelm Molitor in Speyer.

Vor drei Jahren schloß ich mit dem Wunsche, daß es uns vergönnt sein möge, das 25jährige Jubelfest der glorreichen Regierung unseres großen heil. Vaters feierlich und freudig zu begehen. Heute feiern wir schon das zweite Jahrgedächtniß jenes unvergeßlichen Festes, und noch immer weilt der ehrwürdige Greis in voller Geistesfrische unter uns. Möge der Himmel ihn uns gnädig jetzt auch so lange erhalten, bis er wieder über zwei Jahre — dann aber nicht mehr beraubt, sondern in seinem Rom — die Porta Santa des Petersdomes zum Beginn des großen Ablaß-Jubeljahres mit seiner Hand aufschließen kann.

Münster, am 27. Jahrestage der Wahl Pius' IX.,
den 16. Juni 1873.

Franz Hülskamp.



Papst und König

Pius IX.

Du bist Petrus und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen.

Erster Theil.

Von der Geburt bis zur Thronbesteigung.

1792—1846.

Erstes Capitel.

Mutter und Kind.

Es war am 13 Mai des Jahres 1792, da wurde dem Grafen Hieronymus Mastai-Ferretti in seinem alten Palaste zu Sinigallia ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Johannes Maria empfing. Vierundfünfzig Jahre später, am 17. Juni 1846, wurde dieses Grafenkind zum Herrn der Christenheit erkoren, und seitdem heißt es Papst Pius der Neunte.

Im blumenreichen Marienmonat geboren, sollte das Kind neue Blumen in den Ruhmeskranz der jungfräulichen Gottesmutter flechten und für die Kirche selbst der Schöpfer einer neuen Blüthe werden. Auf den Namen des Jüngers der Liebe getauft, sollte es diesem an Schönheit und an Milde gleichen und nach dem Vorbilde desselben das Gebot der Liebe durch Wort und Beispiel bis in's höchste Greisenalter predigen. Durch seinen zweiten Namen der Mutter des Heilandes empfohlen, sollte sein ganzes Leben in der besonderen Verehrung, Anrufung und Nahahmung wie unter dem huldreichen Schutze der Himmelskönigin verfließen.

Das edle Geschlecht der Mastai kann seine Ahnen bis tief in's Mittelalter hinein nachweisen. Ursprünglich zu Crema in Venetien ansässig, siedelte es gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach Sinigallia über. Hier war es das vornehmste Geschlecht, und die gewerbfleißige Seestadt betraute mit dem Ehrenposten ihres Gonfaloniere oder Bannerherrn Niemanden häufiger und lieber als die Häupter und Glieder des Hauses Mastai. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts belohnte Fürst Farnese die glänzenden Dienste des Hauses mit dem Grafentitel. Den Zunamen Ferretti erhielten die Grafen Mastai durch eine Heirathsverbindung mit jenem Adelsgeschlechte.

1*

Schon im dreizehnten Jahrhundert war Sinigallia mit Ancona und den Marken unter päpstliche Botmäßigkeit gekommen. Seit ihrer Uebersiedelung aus Crema waren die Grafen Mastai also auch in weltlicher Beziehung Unterthanen ihres höchsten geistlichen Fürsten.

Johannes Maria war nicht der einzige, noch auch der älteste Sohn des Grafen Hieronymus. Vielmehr hatte die Gräfin Katharina, eine geborene Gräfin Solazzi, ihrem Gemahl außer mehreren Töchtern schon drei Söhne geschenkt: Gabriel, Joseph und Cajetan. Johannes war der jüngste Sohn. Von den Söhnen starb der älteste, Graf Gabriel, im Juli 1869, über achtundachtzig Jahre alt; Graf Cajetan, auch älter als Johannes, lebt heute noch; von den Töchtern ist noch eine, Gräfin Isabella, unter den Lebenden.

Von seinem Vater erbte Graf Johannes das erhebende Bewußtsein eines alten unbefleckten Namens, eine durch Nichts und Niemand zu erschütternde Biederkeit des Sinnes und eine im Hause der Mastai seit Jahrhunderten gleichsam vererbte glühende Liebe für das Vaterland und dessen Wohl und Freiheit.

In allem Uebrigen war er, wie so viele andere große Männer, das Ebenbild seiner ausgezeichneten Mutter. Von ihr bekam er jene Engelsmilde, welche ihm stets die Herzen aller Welt gewann. Sie weckte früh in ihm jene innige Verehrung der Mutter Gottes, welche dereinst auf seinen Lebensgang fast wunderbar einwirken und dann für die ganze Christenheit befruchtend werden sollte. Sie durchglühte ihn mit jenem Eifer für das Haus des Herrn, mit jener Liebe zu der Kirche Gottes und mit jener Ehrfurcht vor dem Stellvertreter Christi, welche dem Jüngling dereinst die Hallen des Heiligthumes öffnen, den Mann in allen Tugenden stark machen und den Greis zum felsenfesten Schützer, gottbegeisterten Lehrer und wachsamen Hüter der Braut des Heilandes gestalten sollten.

Der Mutter Gottes hatte die Gräfin ihren jüngsten Sohn vollständig und feierlich geweiht. Vor dem Bilde der Schmerzensreichen warf sie sich eines Tages in die Kniee, hob den Knaben auf den Armen zu ihr empor und betete: „O Maria, nimm ihn an Kindesstatt an, wie Du seinen Schutzpatron, den Lieblingsjünger, angenommen! Dir weihe ich ihn, Dir überlasse ich ihn ganz." Und wie oft mag sie diese Widmung feierlich wiederholt haben, wie oft mag sie den Knaben selbst veranlaßt haben, die Widmung auch seinerseits zu erneuern, wenn sie im Laufe der Jahre mit ihm nach dem nahen Loreto wallte und dort vor dem Gnadenbilde kniete! Pius selbst hat es in spätern Tagen der ganzen Welt geoffenbart, mit welcher Liebe zu der Himmelskönigin die Mutter sein junges Herz zu erfüllen gewußt. „Nichts — so sagt er in

seinem apostolischen Rundschreiben vom 2. Febr. 1849 — nichts lag Uns seit den Tagen Unserer Kindheit mehr am Herzen, als die allerseligste Jungfrau mit ganz besonderer Frömmigkeit und Andacht und mit der innigsten, herzlichsten Liebe zu verehren, und alles Das zu vollbringen, was zur größeren Ehre der Jungfrau und zur Beförderung ihres Ruhmes und ihrer Feier dienen zu können schien."

Und ein ander Mal, in seiner schönen Leichenrede auf Leo XII., dachte er gewiß an den guten Engel seiner eignen Kinderjahre, wenn er von Leo sagte: „Schon innerhalb der häuslichen Mauern empfing er die besten Tugendmahnungen von seiner Mutter. Als starke Frau wußte sie die schwere Last ihrer Pflichten zu erfüllen; und die Tugenden, welche sie ihren Kindern einflößte, gaben ihr das Recht, von ihnen Ehrfurcht und Liebe zu fordern."

Wie wohlthätig dieser stetige und milde Einfluß der frommen Mutter auf den für alles Edle und Gute empfänglichen Sinn ihres Lieblingskindes wirkte, mag aus einem kleinen Zuge, der uns aufbehalten ist, erhellen.

Es kam kein Abend und kein Morgen, ohne daß die Gräfin mit ihren Kindern gemeinsam betete. Auch des geistlichen und weltlichen Oberherrn wurde dabei nicht vergessen; und als die Bedrängnisse des Vaters der Christenheit immer mehr zunahmen, legten die kleinen Beter im alten Grafenhause jeden Morgen und Abend ein besonderes Vaterunser und Ave für ihn ein. Die Mutter brauchte dazu nicht aufzufordern; Johannes war es, der von selbst daran erinnerte.


Pius VI.

Da dringt eines Tages die Trauerkunde nach Sinigallia, daß die Franzosen den ehrwürdigen Dulder Pius VI. gefangen von Rom fortgeschleppt; und Abends erzählt die Gräfin ihren Kindern unter Thränen: die Wütheriche, welche in Frankreich ihren guten König und die schöne arme Königin und so viele tausend Andere grausam hingerichtet, hätten sich jetzt auch an dem heiligen Vater vergriffen; deshalb müsse man fortan mit verdoppelter Inbrunst für ihn beten.

Johannes weinte und betete mit seiner Mutter. Als aber das Gebet zu Ende war, fragte er: „Aber wie kann der liebe Gott denn zugeben, Mama, daß man Seinen Stellvertreter, der doch nichts Böses gethan, wie einen Missethäter gefangen nimmt und fortschleppt?" — ‚Mein Kind‘, erwiederte die Gräfin, ‚gerade weil der Papst der irdische Statthalter Christi ist, läßt Gott

das zu. Erinnerst du dich nicht, wie der Heiland, der doch die Liebe selbst war, dennoch Feinde hatte, und wie sie Ihn gefangen nahmen, marterten und endlich kreuzigten? Nun sieh', mein Kind, die Stellvertreter Christi sollen auch des leidenden Heilandes Nachfolger sein; darum läßt Gott auch über unsern heiligen Vater so viel Leides kommen.' — „Aber dann, Mama, sind es doch Bösewichte, welche so grausam mit dem heiligen Vater umgehen, und wir müssen beten, daß Gott sie strafe?" — ‚Mein Kind, man darf Gott niemals bitten, daß Er Jemand strafe. Was that der Heiland selbst am Kreuze noch? Er betete für Seine Feinde. Das thut in diesem Augenblicke sicher auch Pius VI. Laß uns deshalb im Verein mit ihm zu Gott flehen, daß Er alle die gottlosen Menschen, welche an den Gesalbten des Herrn ihre Frevelhand gelegt, nicht strafe, sondern sie vielmehr erleuchte und ihr böses Herz zum Guten lenke."

Und der Knabe warf sich auf die Kniee und betete ein zweites Vaterunser für die Feinde des Papstes. Das war im Anfange des Jahres 1799 und Johannes war noch nicht sieben Jahre alt. Wer ihm damals gesagt hätte, daß nach fünfzig Jahren Millionen unschuldiger Kinderlippen auf das Zureden frommer Mütter das nämliche Vaterunser für ihn, den neuen Pius, stammeln würden, und daß auch er dereinst, in stiller Kammer wie vor der ganzen Welt in feierlichen Worten, nach dem Vorbilde des Gekreuzigten das Erbarmen des Himmels auf Diejenigen herabflehen werde, die ihn selbst vom Stuhle Petri heruntergerissen und aus der heiligen Stadt Rom ihn fortgetrieben!

Man kann sich denken, mit welcher Liebe und Verehrung die weiche Kinderseele an einer solchen Mutter hing. Die edle Frau erlebte noch den Eintritt ihres jüngsten Sohnes in den Priesterstand; sie erlebte ebenfalls noch seine Erhebung auf den Bischofsstuhl und zur Cardinalswürde; die glänzendste Frucht des Samens aber, den sie vor Jahren in das Kinderherz gepflanzt, die Erhöhung ihres Sohnes als des tugendreichsten Kirchenfürsten über alle seine Brüder, sollte sie nicht mehr sehen.

Graf Hieronymus war am 1. December 1833 in hohem Alter gestorben; Gräfin Katharina folgte ihm am 12. Januar 1842. Sie war schon lange todt, da sah man den Statthalter Christi noch jeden Morgen aus einem vergilbten Buche beten und beim Umschlagen ein paar alte Bilder mit Inbrunst küssen; Buch und Bilder hatten vor Zeiten seiner Mutter, dem irdischen Schutzengel seiner Jugend, angehört. Und als vor wenigen Jahren einmal ein neunjähriges Kind um den apostolischen Segen für sich und seinen Vater bat, da fragte Pius lebhaft: „Und für deine Mutter begehrst du keinen Segen?" Der Kleine

machte seinen Fehler wieder gut, und der heilige Vater schloß nun mit der Mahnung: „Ein ander Mal vergiß mir deine Mutter nicht!"

Als den Liebling der Mutter haben wir den kleinen Johannes bezeichnet. Das war er stets gewesen, weil er an Leib und Seele von so engelhafter Schönheit war; er wurde es in noch erhöhtem Grade, als ein schwerer Unfall ihn auch zu einem Kind der Sorge machte.

Es war an einem schönen Octobertage des Jahres 1797. Die gräfliche Familie bewohnte einen Landsitz, und Johannes war in Begleitung eines Dieners zum Spielen in's Freie gegangen. Da sieht er in einem Weiher muntere Fische spielen, will einen davon fangen, kommt dem Rand zu nahe, gleitet aus, und ist im nächsten Augenblicke unter das Wasser versunken. Der Diener hört die Wellen zusammenschlagen, springt rasch herbei und zieht den schon halbtodten Knaben noch glücklich aus der Tiefe. Dominicus Guido hieß der Diener; sein Name darf von der Nachwelt nicht vergessen werden; denn er hat uns mit Gottes Hülfe Pius den Neunten vom sicheren Tode gerettet.

Im Uebrigen sollte dieser Unfall, so betrübend für das Mutterherz die nächsten Folgen waren, eben durch diese Folgen von der glücklichsten und für die ganze Christenheit segensreichsten Bedeutung werden: so wunderbar sind oft die Wege der Vorsehung. Die gewaltsame Erschütterung hatte nämlich auf Geist und Körper des Knaben nachtheilig eingewirkt; das Fieber ließ eine merkliche Schwäche zurück; die blühende Gesichtsfarbe machte einem blassen Aussehen Platz; hatte dem Knaben bisher nichts gefehlt, so kränkelte er fortan beständig; und schließlich entwickelte sich daraus die schreckliche Krankheit, von der wir später noch zu reden haben. Ohne diese Krankheit aber wäre Graf Johannes Mastai nach menschlichem Ermessen niemals Priester, sondern Soldat geworden, und so verdanken wir gewissermaßen jenem glücklichen Unglücke unsern großen Papst Pius den Neunten.

Von diesem Unfalle und dessen, vorläufig noch nicht tiefgreifenden Folgen abgesehen, verlebte Johannes eine Kindheit, wie sie günstiger und glücklicher nicht denkbar ist. Auf Schritt und Tritt lachten ihm die immergrünen Fluren und die warme Sonne Italiens entgegen. Die verhältnißmäßig kleine Stadt ersparte ihm die verwirrende, gefährliche Zerstreuung, welche das Leben und Treiben großer Städte mit sich bringt. Der weite Blick auf's Meer und das Betrachten des emsigen Kommens und Gehens aus und nach allen Welttheilen im Hafen erweiterten frühzeitig seinen Geisteshorizont. Im Hause selbst hatte er stets vor Augen die ehrfurchtgebietende Gestalt seines charakterfesten, pflichtgetreuen Vaters. Eine engelgleiche Mutter hielt Laster und Ge-

fahren von ihm fern, nährte sein Gemüth mit frommen Empfindungen und füllte seinen Geist mit himmlischen Wahrheiten. Die Wohlthat einer vornehmen edlen Geburt wies seinem Streben hohe Ziele zu, und gab ihm alle Mittel an die Hand, um durch sorgfältige Pflege des Körpers wie des Geistes diese Ziele ohne äußerliche Mühsal zu erreichen. Andererseits war durch den größeren Reichthum seines Hauses an Tugend und Ehre als an materiellen Glücksgütern wieder dafür gesorgt, daß der nachgeborne Sohn nicht in Unwissenheit aufwachsen durfte, sondern durch eigene Anstrengung sich Fertigkeiten und Kenntnisse verschaffen mußte, die ihm allein für sein späteres Leben eine gedeihliche Selbstständigkeit in Aussicht stellten. Zu Alledem kamen dann noch die glücklichsten Naturanlagen, und in Folge derselben einerseits ein leichtes Erfassen und Lernen, andererseits die beglückende Liebe der ganzen Umgebung, vor Allem der Eltern und Geschwister.



Zweites Capitel.

Lernen und Leiden in wirrer Zeit.

Die ersten Anfänge des Wissens lernte das Kind in den Armen, an der Hand und auf dem Schooße seiner Mutter. Dann bildete ein geistlicher Hauslehrer ihn im Verein mit seinen Geschwistern weiter. So wurde der gelehrige und fromme Knabe schon früh würdig befunden, zum ersten Male an den Tisch des Herrn zu treten und bald darauf das Sacrament der Firmung zu empfangen. Dann aber galt es, ihn zur ferneren Ausbildung einer Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu übergeben, und das Institut, welchem diese Auszeichnung zu Theil wurde, war das Collegium der Piaristen zu Volterra.

Die Jünger des heiligen Joseph von Calasanz, die „Armen der Mutter Gottes von den frommen Schulen," genossen damals weit über Italiens Grenzen hinaus als Lehrer und Erzieher eines großen und wohlverdienten Rufes, und in ganz besonderm Ansehen stand ihre Anstalt in der altetrurischen Berg-

stadt Volterra. Dieser hohe Ruf bestimmte offenbar die Wahl des gräflichen Ehepaars, so schwer es namentlich der Mutter mag geworden sein, den zarten Knaben mehr als dreißig deutsche Meilen weit vom Vaterhause, von der Küste des adriatischen bis nahe an die Ufer des tyrrhenischen Meeres, auf langen und beschwerlichen Umwegen fortziehen zu lassen. Doch, er kam ja in die beste Leibes- und Geistespflege; und was der Mutter die Wahl des fernen Ortes und den Schmerz der langen Trennung noch erleichtern mußte, war der Umstand, daß ihr Marienkind jetzt in die Obhut einer Genossenschaft trat, welche von ihrem Stifter ebenfalls der Mutter Gottes gewidmet war.

So zog der zehnjährige Knabe denn im Jahre 1802, geleitet von den Segenswünschen seiner Eltern, unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau nach Volterra. Hier blieb er im Collegium der Piaristen nahezu sechs Jahre, und studirte in denselben, nachdem er außer seiner Muttersprache die französische schon gleichsam spielend im elterlichen Hause gelernt, namentlich Lateinisch und Griechisch, Geographie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaft, Philosophie und Religionslehre.

Was wir zum Voraus wissen konnten, das wird uns überdies durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt: Bescheidenheit und Frömmigkeit, Gehorsam und Pflichttreue machten unsern Johannes den Lehrern und Erziehern werth; gerader Sinn und fleckenloser Wandel gewannen ihm die Achtung der Mitschüler; Sanftmuth und Engelsgüte trugen ihm die Liebe Aller ein; Talent und Fleiß verhalfen ihm zu raschen Fortschritten und durch dieselben zu den ersten Plätzen wie zu Preisen und anderen Auszeichnungen.

Einstmals besuchte die Prinzessin Bacciocchi, Napoleon's I. Schwester und durch denselben seit Kurzem Fürstin von Piombino, das berühmte Institut der Piaristen. Für die poetische „Akademie", d. h. für die declamatorisch-musikalische Feierlichkeit, welche der hohen Frau zu Ehren von den Zöglingen veranstaltet wurde, wählte man den jungen Mastai als den tüchtigsten von allen zum Präsidenten.

Ein ander Mal — es war kurz vor dem Abgange Mastai's — kam ein Inspector der „kaiserlichen Universität von Frankreich", um das Colleg zu visitiren. Die meisten Zöglinge wurden in seiner Gegenwart examinirt, unter ihnen auch Mastai. „Dieser junge Mann wird es weit bringen, wenn ihm die Umstände nur in etwa günstig sind" — so lautete das Urtheil des Inspectors, hervorgerufen durch die edle Haltung und die sicheren Antworten des Jünglings. Freilich, er hat es „weit gebracht", viel weiter als der Inspector damals ahnen konnte, viel weiter noch als der Inspector selbst vermuthen durfte,

wenn ihm im Jahre 1827 vielleicht Jemand sagte, daß der ehemalige Piaristenzögling jetzt Erzbischof sei.

Lauter als diese Zeugnisse sprechen noch die Aussagen der Lehrer unsers Johannes. „Unermüdlich in der Arbeit, engelrein an Sitten" nennt der Eine ihn. Und ein Anderer sagt: „Er war begabt mit glänzendem Talente, vorzüglich aber mit einer engelreinen Seele; keinem Wissenszweige fremd bleibend, zeichnete er sich in Allem aus."

So war das Kind zum Jünglinge herangereift, und, seinem göttlichen Vorbild ähnlich, nahm auch er zu „wie an Alter, so an Gnade vor Gott und den Menschen." Leicht können wir uns die Freude seiner Mutter vorstellen, wenn der geliebte Sohn alljährlich beim Beginn der Ferien nach Hause und in ihre Arme flog, und wenn sie ihn nach langer Trennung dann wiederum an Geist gewachsen, an Charakter erstarkt, an Kenntnissen bereichert fand, und sein Gemüth so weich und reich wie immer, seine Seele so fleckenlos wie in der Kindheit sah. Und auch den Schmerz der Mutter können wir uns denken, wenn sie den Körper des geliebten Sohnes nicht in gleichem Maaße gestärkt fand, wenn sie die Farbe der vollen Gesundheit noch immer nicht wieder auf den bleichen Wangen sah, wenn sie gar hören mußte, daß aus dem Kränkeln eine förmliche Krankheit, die schreckliche Fallsucht, sich entwickelt habe.

Sobald der Knabe in das Jünglingsalter getreten war, hatten die ersten Spuren dieser Krankheit sich gezeigt. Im letzten Jahre, 1808, waren die Anfälle stärker und häufiger aufgetreten. Hatten sie bisher den Jüngling nur vorübergehend in seinen Studien gehemmt, so drohten sie ihm jetzt die Fortsetzung derselben völlig abzuschneiden. Ja, wenn die Aerzte Recht bekamen, die nur geringe Hoffnung auf vollständige Heilung gaben, dann war es um die Zukunft des Jünglings für das Leben überhaupt geschehen. Das war ein harter Schlag, und es braucht nicht ausgemalt zu werden, wie schwer davon ein Herz getroffen wurde, welches sich nach einem thatenreichen Leben für Gottes Ehre und der Menschen Heil so innig sehnte, wie das unseres Mastai.

Indeß, er verzweifelte nicht. Hatte er bisher geschwankt, ob Gott ihn zum Soldaten oder zum Priester bestimmt habe, so mußte er jetzt in dieser Zunahme der Krankheit, welche ihn für das Kriegeshandwerk ganz untauglich machte, eine besondere Fügung des Himmels erblicken; und mit raschem Entschlusse, der seines Vaters herzliche Zustimmung erhielt und seine Mutter mit inniger Freude erfüllte, ließ er sich noch in Volterra von dem dortigen Bischofe Tecontie im Frühjahr 1809 die erste Tonsur ertheilen.

Damit war er, wenn auch nicht unwiderruflich, in den geistlichen Stand

aufgenommen; er zählte fortan zu den „Klerikern", den „Auserwählten des Herrn", zu den Dienern des Altars; er hatte die unterste Stufe des Heiligthums betreten. Ob er auch die höheren ersteigen könne, ob er sie vielleicht schon bald ersteigen werde, das lag in Gottes Hand. Johannes konnte dafür vorläufig nichts Anderes thun als beten und seinen kranken Körper pflegen.

So kam er bald darauf in's Vaterhaus nach Sinigallia. Das war ein schmerzliches Wiedersehen. Dem Jüngling waren seine schönsten Lebenshoffnungen geknickt; die Mutter schloß unter Thränen den kranken Liebling in die Arme; der Vater knirschte über die Bedrückung seines Heimathlandes und über die Anmaßungen und Rohheiten der fremden Machthaber in der ihm anvertrauten Stadt; in Sinigallia wimmelte es von französischen Söldnern; der Bischof, Cardinal Gabrielli, bis vor Kurzem päpstlicher Staatssecretär, war in Rom überfallen, beraubt und gewaltsam nach seiner Bischofsstadt geschleppt. Wie war das Alles so gekommen?

Papst Pius VI. war am 29. August 1799 zu Valence in der Verbannung gestorben, wie es Jahrhunderte zuvor über ihn prophezeit war: „Peregrinus apostolicus, moriens in exilio; ein apostolischer Pilger, der im Exile stirbt." Er hatte länger auf dem Stuhle Petri gesessen als irgend ein Nachfolger des Apostelfürsten: die Regierung Petri berechnet man auf fünfundzwanzig Jahre, genauer auf fünfundzwanzig Jahre zwei Monate und sieben Tage; von seinen 250 Nachfolgern im Laufe der achtzehnhundert Jahre war keiner über das vierundzwanzigste Regierungsjahr hinausgekommen; Pius VI. saß auf dem apostolischen Stuhle genau vierundzwanzig Jahre sechs Monate und vierzehn Tage, vom 15. Februar 1775 bis zum 29. August 1799. Mit dem wahrhaft hohepriesterlichen Worte: „Wer immer mir nachfolgen wird, der verzeihe den Franzosen so herzlich, wie ich ihnen verzeihe!" hatte der edle Dulder seine Lippen geschlossen.

„Der letzte Papst ist todt!" jubelten nun die Feinde des Glaubens und der Kirche. Indeß schon seit dem 14. März 1800 hatte Johannes Mastai im Verein mit seiner Mutter für einen neuen, aber nicht minder bedrängten Pius beten und für dessen Feinde die göttliche Barmherzigkeit anflehen dürfen. Am 3. Juli 1800 hielt der bisherige Cardinal-Bischof Barnabas Chiaramonti von Imola als Papst Pius VII. unter dem Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in Rom. Dem republikanischen Unwesen, welches dort seit


Pius VII.

dem 15. Febr. 1798 beinah dritthalb Jahre gehaust und gewüthet hatte, war kurz vorher durch österreichische und neapolitanische Waffen ein Ende gemacht.

Allein es dauerte nur wenige Jahre noch, da fand Napoleon Bonaparte — dieser Aquila rapax, der räuberische Adler, wie er mit Bezug auf seine Beraubung des Erbgutes Petri lange zuvor treffend bezeichnet war — es nicht mehr nöthig, seine wahren Zwecke zu verhüllen. Zur Freude aller Christen, indeß für seine Person bloß zu selbstsüchtigen Zwecken, hatte er im Kaiserreiche dem von thörichter Wuth abgesetzten Christengotte die Altäre wieder aufgerichtet; dann hatte er mit dem Oberhaupte der Christenheit zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse einen Vertrag geschlossen; zuletzt hatte er den Hohepriester sogar vermocht, ihn, den Sohn der Revolution, feierlich zum Kaiser zu salben. Als er nun aber dem Papste das Ansinnen stellte, innerhalb Frankreichs in Avignon zu residiren; als er dann die Auflösung der gültig abgeschlossenen Ehe seines Bruders Hieronymus von ihm begehrte; als er ihn darauf zu einer völlig grundlosen Kriegserklärung gegen England bewegen wollte: da scholl ihm ein festes, männliches „Non possumus! Das kann ich nicht!“ entgegen, und nun begann der Adler seine Klauen unverhüllt zu zeigen. Die Marken, in ihnen Sinigallia, waren schon früher durch widerrechtliche Gewalt besetzt; am 3. Februar 1808 rückten die Franzosen nun auch in die ewige Stadt ein; für ein Jahr ließen sie dem Statthalter Christi noch den Schein und Schatten seiner Herrschaft; dann erging am 17. Mai des Jahres 1809 von Wien aus das berüchtigte Decret des französischen Gewalthabers, wodurch der Kirchenstaat dem Kaiserreiche einverleibt und Rom zur „kaiserlichen Freistadt“ erklärt wurde.

Truppen und Geschütze, um die Räuber zu verjagen, besaß Pius VII. nicht. So machte er von der einzigen Waffe Gebrauch, welche ihm noch geblieben war, von seiner geistlichen Gewalt. Schon bei der ersten Kunde von dem Edicte hatte er feierlich vor aller Welt gegen die Vergewaltigung protestirt. Als dasselbe desungeachtet am 10. Juni unter Trommelschlag in Rom verkündigt wurde, und als man gleichzeitig unter dem Donner der Kanonen überall das päpstliche Wappen herunterriß und das französische an dessen Stelle pflanzte: ließ der Papst durch treue Diener noch desselben Tages an den drei Hauptkirchen der Stadt die Bulle anschlagen, welche über Napoleon und seine Helfershelfer den großen Kirchenbann aussprach.

Der Imperator gab sich mit Worten den Anstrich, als lache er des Bannes; doch seine Thaten zeigten, wie schwer er sich getroffen fühlte. In Frankreich mußten seine Schreiberknechte den Beweis antreten, daß der Papst das

Recht nicht habe, einen Fürsten in den Bann zu thun; in allen seinen Landen wurde die Bekanntmachung der Bulle untersagt und deren Verbreitung nach Kräften hintertrieben; das beraubte Oberhaupt der Kirche selbst wollte er zur förmlichen Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft zwingen. Pius ließ sich aber — es war am 6. Juli 1809 — lieber in seinem Palaste verhaften und mit Gewalt nach Frankreich schleppen, als daß er seinen Rechten etwas vergeben hätte. „Commediante!“ rief er dem Kaiser zu, als dieser ihn durch heuchlerische Zusagen gewinnen wollte. „Tragediante!“ war seine einzige Antwort, als der Gewalthaber darauf zu drohen und zu wüthen anfing. So blieb er fast fünf Jahre im Exil, von Grenoble nach Savona, von hier wieder nach Fontainebleau geschleppt.

Währenddeß saß im Grafenhause zu Sinigallia ein kranker Jüngling, dessen blasse Gesichtszüge sich doch oft in edlem Zorne röthen mochten, wenn er las und hörte, wie die Franzosen in Rom hausten, wie der Machthaber in Paris seinem neugebornen Sohne den freventlichen Titel „König von Rom“ gab, wie Bischöfe und Cardinäle in Frankreich mißhandelt wurden, wie man dem gefangenen Stellvertreter Christi oft die treuesten Diener und die unentbehrlichsten Bedürfnisse entzog. Mit Entrüstung wies der treue Sohn der Kirche das Ansinnen zurück, zu Mailand (1811) in die kaiserliche Ehrengarde zu treten: wie hätte er das Kleid und die Waffen dessen tragen mögen, der seinen rechtmäßigen Oberherrn in Haft und Banden hielt! Mit Inbrunst erflehte er von Gott beständig neben der Besserung des eignen Leidens die Befreiung der Kirche und der Welt aus der Knechtschaft des Despoten.

Und Gott erhörte sein und Millionen Anderer Gebet. Als die Gottesgeißel lange genug die Menschheit geschlagen, da erlahmte ihre Kraft. Auf den Eisfeldern Rußlands mußte der Uebermüthige es mit Augen sehen, wie in Folge der verhöhnten Bannstrahlen allerdings seinen Soldaten „die Waffen aus den Händen sanken“; bei Leipzig mußte er es erleben, wie seine Schlachtreihen nicht Stand zu halten vermochten vor der „heiligen Allianz“ christlicher Fürsten und vor der Tapferkeit mißhandelter, für Sitte, Recht und Freiheit Alles einsetzender Völker. Da besann er sich mit einem Male, daß die Hand verdorren soll, die sich am Gesalbten des Herrn vergreift; und noch vor seinem gänzlichen Falle — ja, man möchte glauben, gerade um diesen gänzlichen Fall noch abzuwenden — gab er dem Statthalter Christi im März 1814 Freiheit und Selbstständigkeit zurück. Kurze Zeit darauf mußte der gestürzte Weltbeherrscher in demselben Schlosse zu Fontainebleau, worin er soeben noch den Erben Petri schmachvoll festgehalten, seine eigene Thronentsagung unterzeichnen.

Pius VII. aber hielt bereits am 24. Mai inmitten einer ungeheuern Schaar jubelnder Menschen seinen zweiten Einzug in die Hauptstadt seines Landes.

Drittes Capitel.

Nach Rom.



er zog jubelnd mit dem Papste in der Menschenschaar nach Rom? — Johannes Maria Graf Mastai-Ferretti.

Pius VII. kam auf seiner dreihundert Meilen langen Heimfahrt, die sich in Frankreich sowohl wie in Italien aller Orten zu einem wahren Triumphzuge gestaltete, gleich nach dem Anfange des Maimonats auch nach Sinigallia; und hier ruhte nun zum ersten Male die geweihte Hand des Statthalters Christi segnend auf dem Haupte dessen, welcher von Gott bestimmt war, dereinst sein Erbe, Nachfolger und Ebenbild zu werden: sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Imola und auf dem Stuhle Petri, der Erbe seines Namens Pius, gleich ihm beraubt und verbannt, gleich ihm siegend und triumphirend, sein Ebenbild an Milde wie an Stärke.



Die Engelsbrücke, St. Peter und die Engelsburg.

Ob der Papst selber die Uebersiedelung nach Rom empfahl, ob die Mutter sie wünschte, ob der Jüngling aus eigenem Antriebe darauf drang: wir wissen es nicht. Genug, der junge Grafensohn schloß sich dem ferneren Triumphzuge des Papstes an, und mit demselben sah er am 24. Mai des Jahres 1814 zum ersten Male die ewige Stadt.

Die ewige Roma! Sie war des Jünglings Sehnsucht seit fünf Jahren schon gewesen; wie mußte ihr Anblick jetzt ihn überwältigen, jetzt, in der Stunde unermeßlichen Jubels, wo zu den 120,000 Einwohnern noch 150,000 Fremde von nah und fern herbeigeströmt waren, um den feierlichen Einzug des rechtmäßigen Fürsten zu verherrlichen. Noch heute sprechen alte Römer mit Entzücken von all der Pracht und all dem Jubel dieses Tages. Ein so glänzendes Gefolge hatte seit Jahrhunderten kein Papst mehr gehabt; so reich beflaggt, bekränzt, beleuchtet hatte man die Straßen, Plätze und Paläste Rom's niemals gesehen; ein solches Gewoge jubelnder Menschen war nie erhört; so voll waren Sanct Peter's weite Hallen vielleicht noch nie gewesen, seit sie standen; so viele Zehn- und Hunderttausende hatten noch niemals auf dem Petersplatze in lautloser Stille den apostolischen Segen für Stadt und Erdkreis vom hohen Balkone her empfangen.

So hatte der Jüngling das Glück, jenes Rom, welches später sein Rom werden sollte, beim ersten Eintritte in dem höchsten Glanze zu sehen, den es seit Jahrhunderten erlebt. Und als der Freudentaumel dann vorüber, als er selbst von den überwältigenden Eindrücken wieder zur Besinnung gekommen war, da konnte er mit Ruhe in dem Centrum der Christenheit sich umsehen.

Zu seinen ersten Gängen mußte die Wallfahrt durch die sieben Hauptkirchen gehören. Der fromme Jüngling warf sich in St. Peter's Riesendom am Grabe des Apostelfürsten nieder, dessen Nachfolger er selber werden sollte; er kniete in St. Paul's großartiger Basilika am Grabe des Weltapostels, dem er als Weltenlehrer gleichen sollte; er betete an der einsamen Ruhestätte des heiligen Märtyrers Sebastian; er stieg bei St. Johann im Lateran andächtig auf den Knieen die Scala santa hinan, jene „heilige Treppe" aus dem Hause des Pilatus, auf welcher der Heiland so oft sein Blut vergoß und auf deren Höhe er als dornengekrönter Ecce homo stand; er verehrte in der uralten Basilika des h. Kreuzes die heiligen Werkzeuge beim Leiden und Sterben des Gottmenschen, Kreuz und Nägel, Schwamm und Dornen; er kniete in San Lorenzo vor den heiligen Ueberresten der großen Märtyrer Stephanus und Laurentius; er betete endlich in der schönen Muttergotteskirche Santa Maria Maggiore vor der Krippe des Weltheilandes.

Und dann besuchte der Jüngling alle die übrigen Gedenkstätten der christlichen Hauptstadt. Im tiefen, unterirdischen mamertinischen Kerker küßte er die Säule, an welche die Apostelfürsten gefesselt waren; in S. Pietro in Montorio trieb ihm die Stelle, wo Petri Kreuz gestanden, die Thränen in die Augen; in Chiesa Nuova verehrte er den heiligen Philippus Neri, in S. Ignazio den englischen Jüngling St. Aloysius, in S. Maria Nuova die heilige Francisca Romana, in del Gesu den heil. Ignatius — und so fort in all' den andern Kirchen alle die großen heiligen Märtyrer und Bekenner, welche dort beigesetzt wurden.

Selbstredend vergaß der fromme Schützling und Verehrer Mariens daneben nicht die dreißig Muttergotteskirchen der ewigen Stadt; er blieb oft an den Straßenecken vor den freundlich erhellten Muttergottesbildern stehen und betete ein stilles Ave; er verfehlte nicht, die vielen Gnadenbilder der allerseligsten Jungfrau in den Kirchen zu besuchen, namentlich Unsre Liebe Frau in Sant' Agostino.

Und dann zog es ihn wieder nach den kirchlichen Feierlichkeiten, wie sie so feierlich und hehr nur an Einem Orte der Welt, durch den christlichen Hohepriester und in der Gegenwart desselben, stattfinden. Gleich nach seiner Ankunft konnte er an Christi Himmelfahrt zum Lateran hinauswandern und dort mit anderen Zehntausend den Urbi et Orbi ertheilten feierlichen Segen entgegen nehmen; am Pfingstfeste und am Dreifaltigkeitssonntage konnte er dem feierlichen Hochamte in der Sixtinischen Kapelle, die Michelangelo's Meisterhand so wunderbar geschmückt hat, beiwohnen; am Fronleichnamsfeste entfaltete sich vor seinen Augen auf dem Petersplatze die unvergleichliche Würde und Pracht der großen päpstlichen Procession; am Feste der Apostelfürsten sah er wieder den Herrn der Christenheit in Sanct Peter selbst das heilige Meßopfer in feierlichster Weise darbringen.

Und wenn der Jüngling dann zum Capitol hinaufstieg, wo sich dereinst die irdischen Geschicke der Welt entschieden, wenn er von dort das alte Forum Romanum entlang ging, wenn er durch den Trümmerhaufen der Kaiserpaläste auf dem Palatin wandelte, wenn er darauf die grausige Stätte des Colosseums betrat: welche Bilder von der Größe und dem Verfall, der Kraft und den Lastern des Heidenthums mußten da in seiner Seele aufsteigen!

Wie aber mag es ihn erst durchschauert haben, als er nun auch in die unterirdischen Grabstätten der Katakomben hinabstieg und hier stundenlang durch die engen Gänge wanderte und in den schmalen Wölbungen verweilte, wo vor mehr als sechszehnhundert Jahren die Leiber der Blutzeugen beigesetzt und bei schwachem Lichterscheine still und heimlich in den Zeiten der Verfolgung die

heiligen Geheimnisse gefeiert wurden! Hier, in dieser Kapelle, wurden neun Päpste beigesetzt, noch sieht man zum Theil ihre Bilder; dort ruhte der jungfräuliche Leib der heil. Cäcilia; dort lag man auf den Knieen vor den Ueberresten der heiligen Agnes; dort wurde Papst Sixtus von den eindringenden Verfolgern in den Katakomben selbst erschlagen. Welche Erinnerungen!

Doch, wir kämen gar nicht zu Ende, wollten wir Alles aufzählen, was die unvergleichliche Stadt, die einem ungeheuern Schmuckkasten voll der herrlichsten Perlen der Gnade und der Schönheit, der Kunst und der Geschichte gleicht, dem Leibes- wie dem Geistesauge des Jünglings bot. Genug: er trank aus dem dargereichten vollen Becher der edlen Seelenlust mit durstigen Zügen und sog Kraft und Leben daraus ein; und wenn wir später sehen, wie unabläßig Pius bemüht ist, die Gnadenschätze der ewigen Roma zu vermehren, die Geschichtsdenkmale zu erhalten, die Kunstwerke zu bereichern und zu verschönern, dann dürfen wir den Rückschluß machen, wie wohlthätig dieselben schon vor Zeiten auf ihn selbst gewirkt.

Viertes Capitel.

Freuden und Leiden in Tatagiovanni.

Johannes Mastai war also in Rom. Was sollte und wollte er da? Sich vorbereiten auf den Priesterstand.

Seine immer noch nicht gewichene Krankheit versperrte ihm den Eintritt in eines der Lehr- und Erziehungsinstitute, welche in der großen Priesterstadt für jenen Zweck so zahlreich vorhanden sind. Derselbe Grund verbot ihm auch, einem förmlichen Cursus an irgend einer Schule sich zu unterziehen. Dafür fand er — zur großen Beruhigung seiner Mutter — im Hause seines Oheims Paulin Mastai, welcher Canonicus an St. Peter war, die liebevollste Obhut und Pflege; und leicht erhielt er die Vergünstigung, an den vorzüglichsten Lehranstalten jene Vorlesungen zu besuchen, welche seinen Zwecken dienten. So hörte er am Collegium Romanum, der Gregorianischen Universität, die verschiedenen

Zweige der Philosophie und Theologie; am Seminarium Romanum bei St. Apollinar Jurisprudenz, namentlich kanonisches Recht; an Rom's Prälatenschule, der Accademia ecclesiastica, Staatswissenschaft und kirchliche Diplomatie.

Nun wurde studirt, so viel die körperliche Schwäche und der Drang, Rom's Herrlichkeiten durchzuforschen, es erlaubten. Erholung gönnte sich der Jüngling theils im Umgange mit befreundeten Adelsfamilien, namentlich mit den Orsini, Gravina und Odescalchi; theils im Verkehre mit der frommen Mutter und den liebenswürdigen Schwestern seines bürgerlichen Studienfreundes Devoti; theils endlich und vor Allem — im Unterrichten armer Kinder, im kindlich-heitern Spielen mit den Waisen von Tatagiovanni.

Tatagiovanni oder Papa Johannes hieß und heißt noch jetzt das kleine Waisenhaus im Volksmunde nach seinem äußerst merkwürdigen Stifter Johannes Borgi. Das war ein armer Maurer, schlicht und fromm, 1732 zu Rom geboren. Lange Jahre half er an dem Baue der prachtvollen Sacristei bei St. Peter mit. Die Ruhezeit, Mittags sowohl wie Abends, oft auch ganze Nächte, verwandte er auf die Pflege armer Kranken im Spital zum heiligen Geiste. Oft hatte er es mit Betrübniß angesehen, wenn er mit seiner Rosenkranz-Bruderschaft auf den Platz vor der Rotonda-Kirche kam, wie da auf Steinen und Bänken halbnackte Kinder schliefen. Das war ihm zuletzt unerträglich, und mit raschem Entschlusse nahm er ein paar der Knaben mit in seine armselige Behausung. Stellte sich's nun heraus, daß die Kinder wirklich ohne Eltern, Pfleger und Erzieher waren, dann behielt er sie bei sich, gab sie aber für die Tageszeit bei irgend einem Handwerksmeister in die Arbeit; sonst wären sie ja doch verdorben worden und er hätte sie auch nicht ernähren können. Eltern freilich hatte er nicht mehr; Frau und Kinder eben so wenig; aber was brachte sein geringer Tageslohn ihm ein? Deshalb mußten die Knaben sich ihren Unterhalt selbst verdienen. So konnte er bald andere dazu nehmen; und als er gar von zwei Prälaten, die von der guten Sache hörten, eine monatliche Unterstützung erhielt, brachte er die Zahl der Pflegekinder schon sehr bald auf fünfzehn und darüber. Nun reichte aber der Platz in seinem Häuschen nicht mehr aus. Da miethete der eine von den zwei Prälaten — es war der spätere Cardinal di Pietro — dem guten Maurer im Jahre 1784 das Untergeschoß des Palastes Ruggia und gründete gleichzeitig einen Hülfsverein, der monatlich an hundert Scudi (über


Tata Giovanni.

130 Thaler) aufbrachte. Das war ein Jubel für den Mann! Jetzt konnte er wohl vierzig Waisen aufnehmen; und als Pius VI. ihm gar den ganzen Palast kaufte, da zählte er bald hundert „Kinder", und in ganz Rom war jetzt kein lungernder Straßenjunge mehr vor seinen Händen sicher.

„Mach dich fort, sonst holt dich Tata Giovanni!" Das war die wirksamste Beschwörungsformel, mit welcher man in jener Zeit die zucht- und arbeitsscheuen Betteljungen von sich wies. Denn Tata Giovanni pflegte mit den verwilderten Rangen nicht eben zimperlich umzugehen, seine Ruthe war ein viel gebrauchtes Instrument, und von einer Erziehung durch bloße Güte und Liebe wollte er nichts wissen. Desungeachtet liebten die Knaben ihren „Tata" von Tag zu Tage in demselben Grade mehr, je deutlicher sie einsahen, daß er allein vom leiblichen und geistigen Verderben sie gerettet habe.

„Gebet und Arbeit!" war Giovanni's Loosung; wie er selbst Beides übte, so verlangte er es unnachsichtig auch von seinen Kindern. Morgens wurde sehr früh aufgestanden; dann ging man zuerst in die heilige Messe. Nach derselben erhielt jedes Kind sein Stück Brod, und nun begann das Tagewerk. Wehe dem, der seinem Meister Anlaß zur Klage gegeben, wenn der Tata einmal unversehens die Runde machte und Nachfrage hielt! Beim Abendläuten mußte Alles wieder im Hause sein; Tata hielt an der Pforte Musterung, und nahm den Tageslohn hier sofort von Jedem in Empfang. Dann folgten die Schulstunden. Den Katechismus nahm Giovanni selbst vor; im Lesen und Schreiben — zwei Künsten, die er nicht verstand — unterrichteten geistliche Freunde der Anstalt. Auf den Unterricht folgte die Betstunde; der Regel nach wurde sie zu einem Betgange, indem Tata seine Kinder in jene Kirche führte, wo das allerheiligste Sacrament gerade öffentlich ausgestellt war. Dann kam die kleine Abendmahlzeit, und darauf ging's zur Ruhe. An Sonn- und Feiertagen wurden Hochamt, Predigt und Katechese besucht; dann aber machte Tata mit seinen Zöglingen in ihren rothen Jacken entweder Gebetsgänge zu einzelnen Heiligthümern und Gnadenanstalten, oder heitere Ausflüge in's Freie. Giovanni selbst ging alle Morgen zur heil. Communion, und jeden Freitag machte er die mühselige Wallfahrt durch die sieben Hauptkirchen der Stadt.

So hatte die Anstalt schon viele hundert verlassene und verkommene Knaben zu sittsamen Jünglingen und geschickten Handwerkern herangebildet, und nach ihrem Muster war schon ein zweites Waisenhaus, Tata Francesco, durch den Genuesen Franz Cervetti gegründet, als Tata Giovanni aus diesem Leben plötzlich abberufen ward, um den himmlischen Lohn zu empfangen: am Vorabend des Peter- und Paulfestes 1798. Wie sehr er einerseits auf Ordnung

gehalten und anderseits von der Hand in den Mund gelebt hatte, zeigte sein Nachlaß: die Anstalt war Niemand einen Heller schuldig, aber für die neunzig Zöglinge war auch kein baarer Heller in der Casse.

Nun hätte man befürchten dürfen, eine Schöpfung, welche so sehr wie diese ganz Eines Mannes Werk gewesen und mit demselben gleichsam verwachsen war, hätte durch den Tod ihres Stifters und Leiters selber den Todesstoß erlitten, zumal in jenen traurigen Zeiten des Aufruhrs und der Wirren, des Krieges und der Hungersnoth. Indeß, Gottes Hand wachte darüber; und so oft auch Tata's Kinder von einem Haus in's andere wandern und ihr Obdach bald in diesem, bald in jenem Winkel der weiten Stadt suchen mußten: sie blieben doch stets beisammen, sie fanden stets ihr Tagebrod; und sie erhielten zunächst an dem spätern Cardinal Cristaldi, dann an dem Pater Isaia, darauf an dem Canonicus Storace Erzieher und Väter, welche das gute Werk des heimgegangenen Tata ganz in dessen Geiste fortsetzten.

Die Anstalt war in dem zur Zeit verlassenen Katechumenenhause bei S. Maria dei Monti untergebracht, als Canonicus Storace im Jahre 1814 den jungen Grafen Mastai kennen lernte, ihm von der Stiftung des merkwürdigen Maurers erzählte und ihn auf seine Bitte in das Waisenhaus mitnahm. Von dieser Stunde an gehörte die freie Zeit des jungen Studenten zum allergrößten Theile der Anstalt des armen Maurers. Der feine Grafensohn unterrichtete die Kinder mit einem Eifer, als gäbe es sonst für ihn nichts auf der Welt zu thun; und er spielte mit den armen Waisenknaben wieder zu Hause wie auf den Rasenplätzen des Aventin mit einer Lust, als ob ihm gar keine Salons und Paläste offen ständen. So vergingen mehr als zwei Jahre. Der junge Mann war bald zum regelmäßigen Lehrer der Anstalt geworden, und er folgte seinen Lieblingen, als diese gegen Allerheiligen des Jahres 1816 in das ehemalige Kloster der Salesianerinnen bei S. Anna dei Falegnami übersiedelten.

Aber in der Seele des Jünglings herrschte nicht zu allen Stunden jene ungetrübte Heiterkeit und Ruhe, die er in Tatagiovanni zeigte; oft mögen ihm die Spiele mit den Kleinen nur eine wohlthuende Zerstreuung gewesen sein, welche die drückenden Gedanken und Beschwerden in der Brust wenigstens für kurze Zeit zum Schweigen brachten. Monate und Jahre gingen in raschem Flusse dahin; doch in demselben Maaße, wie die Leibesgesundheit sich anscheinend besserte, wuchsen auch die Zweifel des Jünglings, ob er wirklich von Gott zum geistlichen Stande berufen sei. Wir können's nicht entscheiden, ob diese Zweifel lediglich aus der großen Demuth des frommen Jünglings entsprangen, welche ihm die Priesterwürde als etwas für ihn zu Hehres und zu

Schweres erscheinen ließ, oder ob irdische Versuchungen und rein menschliche Regungen vielleicht mitwirkten. Genug: Mastai glaubte sich schließlich zum Priesterstande nicht berufen, und so meldete er sich beim Fürsten Barberini für den Eintritt in die Nobelgarde, diese nur aus Söhnen edler Häuser bestehende Leibwache des Papstköniges. Der genannte Commandant der Garde wies den blassen Jüngling wegen seiner Schwäche ab, mußte ihn indeß auf besonderen Wunsch des Papstes doch in die Rolle eintragen.

Die Anmeldungen für die Nobelgarde waren aber damals, kurz nach der Wiedereinsetzung des Papstes auf seinen Fürstenthron, so zahlreich, daß Mastai lange warten durfte, bis für ihn die Möglichkeit des Eintrittes gekommen war. Er wartete noch immer, als ein Ereigniß eintrat, welches mit entscheidendem Gewichte in sein inneres und äußeres Leben eingriff.

Eines Abends wurde der freundliche Lehrer und Gespiele vergebens zur Abendtafel in Tatagiovanni erwartet. Das war indeß schon öfter vorgekommen, und die Hausgenossen beruhigten sich mit der Vermuthung, daß ihr liebenswürdiger Freund anderweitig eingeladen sei. Da hielt die Equipage des Cardinals Fontana vor der Thüre, und der Kutscher rief dem Pförtner zu, er habe soeben beim Schein der Muttergotteslampe einen jungen Menschen in Krämpfen auf der Straße liegen sehen; wenn man dem nicht bald zu Hülfe komme, so könne schon der nächste Wagen ihn im Dunkel überfahren. Der Pförtner nahm sofort eine Laterne, rief ein paar Diener des Cardinals dazu, und ging nun hin. Wen fand er da? Den Wohlthäter, Freund und Liebling seines Hauses, den ein heftiger Anfall der Epilepsie zu Boden geworfen hatte. Rasch wurde der Bewußtlose in's Haus und zu Bette gebracht, und lange dauerte es, bis die Krämpfe aufhörten und die Besinnung zurückkehrte.

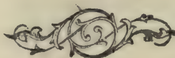
So heftig war seit Jahren kein Anfall mehr gewesen. Das war ein Donnerschlag für den Jüngling, der sich gesund und stark genug gewähnt hatte, um Soldat werden zu können! Von der Candidatenliste wurde er auf Andringen des Fürsten Barberini sofort gestrichen; jede andere Laufbahn schien jetzt, wo man an eine stete Wiederkehr der Krankheit glauben mußte, nicht minder abgeschnitten. Was in solcher Noth beginnen?

Gott half dem Armen wunderbar. Fast will es scheinen, als habe er ihn körperlich nur fallen lassen, um seine Seele desto höher aufzurichten und seinen Geist vor falschen Schritten zu bewahren.

Ein paar Tage nach dem Unfalle war Mastai plötzlich aus Rom verschwunden, und fast zwei Monate lang sah und hörte man nichts von ihm. Was war inzwischen geschehen und wo hielt er sich auf?

Pius VII. hatte den geknickten Jüngling zu sich rufen lassen und ihm Trost und Hoffnung eingeredet; er hatte ihm von den wunderbaren Führungen des Himmels gesprochen, und ihn an seine mächtige Schutzpatronin, die allerseligste Jungfrau, gewiesen. Mastai, welcher den päpstlichen Palast in halber Verzweiflung betreten hatte, war wunderbar getröstet von dannen gegangen. Dann hatte er sich unverzüglich aufgemacht zu der Gnadenmutter von Loreto, und hatte ihr versprochen, sich ganz dem Dienste ihres göttlichen Kindes zu widmen, wenn sie ihm von demselben die Gesundheit seines Leibes und die Stärkung seines Willens erbitte. Er hatte es gefühlt, wie die Mutter der göttlichen Gnade ihm die Gewährung seiner Bitte zusicherte; voll Trost und Hoffnung, ja voll Sicherheit der baldigen Genesung war er aufgestanden; strahlenden Antlitzes hatte er dann in Sinigallia dem Vater und der Mutter es erzählt, welche Huld ihm widerfahren und wie ein neues Leben in ihn eingezogen sei. Darauf hatte er, um auch äußerlich die Wandlung seines Innern kundzugeben und einen zweiten vorläufigen Schritt zu seinem hohen Endziele zu thun, das lange geistliche Kleid angezogen und sich am 5. Januar 1817 vom Cardinal-Bischofe della Genga, dem nachmaligen Papste Leo XII., die vier niedern Weihen ertheilen lassen. Und als Mastai jetzt nach ein paar Monaten wieder heimkehrte in die heilige Stadt, da fand man ihn um viele Jahre vorangeschritten: der Jüngling war inzwischen zum Manne herangereift, das schwankende, schwache Rohr war ein fester, starker Baum geworden.

Noch vierzig Jahre später, auf einer neuen feierlichen Wallfahrt zu dem berühmten Gnadenorte im Jahre 1857, erzählte Pius IX. mit dankbarer Rührung, wie ihm Loreto einstmals für Leib und Seele zum Quell des Heils geworden. Die Gnadenmutter hatte gehalten, was sie dem Jünglinge versprach: jener schwere Anfall war überhaupt der letzte von Bedeutung, und fortan nahm die Krankheit stetig ab, um bald völlig zu schwinden. Aber der Jüngling hielt auch seinerseits den Preis der Heilung: mit unverbrüchlicher Entschiedenheit und heiligem Ernste bereitete er sich jetzt zum Priesterstande vor.



Fünftes Capitel.

Cleriker und Priester.



Mit verdoppeltem Eifer verlegte Mastai sich jetzt vor Allem auf die in dem bisherigen Berufsschwanken nur läßig betriebenen theologischen Studien. Um den Störungen, Zerstreuungen und Gefahren, welche der Verkehr in und mit der großen Welt bisher zur Folge gehabt, möglichst vollständig zu entgehen, nahm er seine Wohnung ganz in Tatagiovanni. Es dauerte nicht lange, da stellte der Director des Hospizes, Canonicus Storace, bei Pius VII. den förmlichen Antrag, ihm den jungen Cleriker als Gehülfen und Mitdirector beizugeben: und so war der edle Grafensohn von 1817 ab über sechs Jahre lang der Nachfolger des armen, Lesens und Schreibens unkundigen Maurers.

Tags über, wo die Knaben außerhalb des Hauses bei ihren Handwerksmeistern waren, konnte der junge Waisenvater die noch rückständigen Vorlesungen besuchen und auf Grund derselben seinen Studien obliegen. Sein Hauptlehrer und zugleich sein Beichtvater war der berühmte Abbate Joseph Graziosi, Professor an St. Apollinar und in der Propaganda.

Das war ein Mann von seltener Tiefe des Geistes, umfassender Gelehrsamkeit und musterhafter Priestertugend. Schon als Jüngling hatte er sich in einem Grade ausgezeichnet, daß er unmittelbar uach Erlangung des Doctorgrades zum Professor und Censor ernannt wurde. Seine Sprachenkunde schloß außer den modernen und den classischen auch die verschiedenen orientalischen Sprachen ein. Groß als Redner wie als Dichter, als Historiker wie als Geograph, war er doch am größten als Theolog und Philosoph. Mit den auswärtigen Literaturen, auch mit der deutschen, auf's innigste vertraut, griff er doch stets und immer wieder zu dem Buche aller Bücher, der heiligen Schrift, und hielt neben diesem Gotteswort nichts so werth als das Riesenwerk des

Engels der Schule, die Summa theologica des heiligen Thomas von Aquin. Auf Graziosi ist es deshalb zurückzuführen, wenn Pius IX. die Lehre des heil. Thomas so hoch in Ehren hält, und wenn ihm Inhalt und Wortlaut der heiligen Bücher jederzeit in so überraschendem Maaße gegenwärtig sind.

Mit dieser tiefen Wissenschaft verband Graziosi eine außerordentliche Lehrgabe. Seine Biographen können nicht genug Worte der Bewunderung finden, wenn sie davon sprechen, wie er sich zu den schwächsten Geistern herabzulassen und wiederum die stärksten zu fesseln und hinaufzuheben wußte. Vor Allem war er jeder Oberflächlichkeit und jeglichem Halbwissen feind; stets mußte auf den Kern gegangen, die ganze Tiefe der Wahrheit erforscht, der ganze Grund und Boden des Irr- und Unglaubens erschüttert werden.

Aber der große Mann der Wissenschaft war nicht minder groß als frommer Priester. Hinreißend schön war seine körperliche Erscheinung, schöner und edler seine Seele. Von unendlicher Milde und Herzensgüte, verrichtete er wahre Wunder der Wohlthätigkeit, der Selbstaufopferung, der christlichen Duldung, der Verzeihung und der Feindesliebe. Ein Musterbild der Einfachheit und Demuth, wies er alle Würden ab, so lange er nur durfte, und freute sich über größeren Gelderwerb nur seiner Armen wegen. Durchglüht von heiligem Eifer für das Heil der Seelen, war er unermüdlich im Unterweisen, Berathen und Ermahnen jeder Art; und wenn es in der ganzen heiligen Stadt keinen besseren Lehrer, Prediger und Katecheten gab als Graziosi, so gab es sicher keinen unermüdlicheren Beichtvater und keinen frömmeren Priester.

Wie konnte und mußte Johannes Mastai an Wissenschaft und Tugend voranschreiten, wo ein solcher Heros ihm zu gleicher Zeit Lehrer und Beichtvater, Geistes- und Seelenführer, verehrungswürdiges Vorbild und vertrauter Freund, mit einem Worte: Alles war! In der That sehen wir den jungen Cleriker, Studenten und Waisenvater denn auch raschen Schrittes auf der Bahn des Wissens und der Tugend voraneilen; und kaum sind zwei Jahre seit der entscheidenden Umwandlung verflossen, da wird er schon würdig befunden, in die innersten Hallen des Heiligthums aufgenommen zu werden.

Nachdem er die üblichen Prüfungen mit großer Auszeichnung bestanden, wurde Johannes Maria Graf Mastai-Ferretti am letzten Samstage vor dem Christfeste des Jahres 1818, d. h. am 18. December, zum Subdiakon geweiht, und dadurch auf unwiderrufliche Weise dem Dienste des Altars gewidmet. Am 6. März 1819, dem Schlußtage der ersten Fastenwoche, erhielt er die Weihe des Diakonats. Charsamstag, den 10. April 1819, empfing er im heiligen Sacramente der Priesterweihe die hehre Würde und die schwere Bürde

des priesterlichen Amtes. Die heilige Handlung wurde in allen drei Fällen von Monsignor Pietro Caprano, damals Titular-Erzbischof von Iconium i. p., später Cardinal, vorgenommen. Sie erfolgte in der Privatkapelle des herzoglichen Palastes Doria-Pamfili, der damaligen Wohnung des Prälaten.

Zu allen diesen höhern Weihen war eine päpstliche Dispens erbeten und erlangt; denn ab und zu traten noch immer einige, wenn auch nur schwache und stets schwächer werdende Spuren der Jugendkrankheit zu Tage, welche eine Dispens für Mastai nöthig machten. Der Empfang der Priesterweihe wurde ihm sogar nur unter der Bedingung erlaubt, daß er das heilige Meßopfer stets unter Assistenz eines zweiten Priesters darbringe. Als Mastai in einer besondern Audienz den heiligen Vater bat, auch diese Bedingung ihm zu erlassen, da sein jetziger Gesundheitszustand ja glücklicher Weise keinerlei unfreiwillige Entweihung der heiligen Geheimnisse befürchten lasse, sprach Pius VII., während er dem frommen Bittsteller freundlich die Hand reichte: „Ja, auch diese Gunst will ich Ihnen gewähren; denn ich hege mit Ihnen die zuversichtliche Hoffnung, daß Sie in Zukunft ganz von Ihrer Krankheit verschont bleiben.“ Das war ein prophetisches Wort. Denn von jenem Tage an bis auf den heutigen, fünfzig lange Jahre und darüber, hat sich niemals wieder eine Spur des ehemaligen Uebels gezeigt. Die Krankheit hatte dazu dienen sollen, den Jüngling zum Priester des Herrn zu machen; als dieses Ziel erreicht war, hatte sie ihren Zweck erfüllt; sie konnte weichen und sie wich.

Gleich am ersten Tage nach empfangener Priesterweihe las der junge Priester seine erste heilige Messe. Das war Ostersonntag, der 11. April 1819, und vor Kurzem hat die katholische Welt die fünfzigjährige Wiederkehr dieses Tages in der festlichsten Weise begangen. Geistlicher Assistent des Neopresbyters war sein Oheim Graf Paulin, der Canonicus von St. Peter. Auch Canonicus Storace war bei der Primizfeier zugegen. Außer diesen Beiden wohnten der ersten Messe des künftigen Papstes nur noch ein paar weibliche Verwandte desselben bei und — die Zöglinge des Waisenhauses Tatagiovanni.

Denn der edle Grafensohn brachte sein erstes heiliges Meßopfer nicht etwa in der Weltkirche St. Peter's dar, am Grabe des Apostelfürsten; nicht in der majestätischen Basilika St. Paul's, am Grabe des andern Apostelfürsten; nicht in den ehrwürdigen Hallen St. Johann's, die „aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Haupt“ sind; noch viel weniger in dieser oder jener prächtigen Fürsten- oder Grafen-Kapelle, und umgeben von einem reichen Kranze vornehmer Freunde und Verwandten. Er feierte das wunderbare Geheimniß zum ersten Male — wie zum zweiten und zum dritten Male und alle

nächstfolgenden Tage und Wochen — dort, wo er sich vor Allem zu dieser hehren Feier in stiller Andacht wie in emsiger Arbeit vorbereitet hatte: in der Kapelle seines Waisenhauses. Er feierte es im Beisein derer, für welche er seit Jahren schon gelebt und für welche er noch Jahre lang zu leben hoffte: im Beisein armer Waisenknaben. Er feierte es in einer der kleinsten und ärmlichsten Kirchen der ewigen Stadt: in der zum Waisenhause Tatagiovanni gehörenden Kirche Santa Anna dei Falegnami, d. h. der Seiler. Alles in Allem wohnten der Primiz des jungen Grafen keine hundert Menschen bei; so klein die Kirche war, sie hätte noch weit mehr Andächtige aufnehmen können. Wer hätte damals wohl geahnt, daß dieser neugeweihte Priester fünfzig Jahre später seine Secundiz, die Jubelfeier seiner ersten Messe, über dem Grabe des Apostelfürsten am Hauptaltare in St. Peter feiern werde, umgeben von den Fürsten der Kirche und von den Abgesandten und Vertretern der Fürsten dieser Welt, und daß die weiten Hallen des größten Gotteshauses auf Erden alsdann kaum weit genug sein würden für die Menge der Andächtigen aus allen Reichen und Provinzen der Christenheit!

Auch nach Empfang der Priesterweihe blieb der junge Grafensohn in der bescheidenen Stellung, die er bisher schon eingenommen: er stand dem Canonicus Storace in der Leitung des kleinen Waisenhauses Tatagiovanni nach wie vor getreu zur Seite.

Er wohnte in dem Hause; noch heute wird das dürftige Gemach, Wohn- und Schlafzimmer zugleich, gezeigt. Ein Bett, ein Tisch, ein Lehnsessel, zwei Stühle: das war und ist die ganze Ausstattung desselben.

Und er speiste in dem Hause. In der Regel theilte er sein Mahl mit den übrigen Vorstehern und führte bei den Mahlzeiten der Kinder nur die Aufsicht; während der Oster- und Herbstferien aber, sei's im Hause, sei's im Freien, setzte er sich mitten unter seine Kleinen, bediente sie mit eigener Hand, aß mit ihnen manchmal aus derselben Schüssel und trank mit ihnen aus demselben Becher.

Und er lehrte in dem Hause. Mäuschenstill waren die wilden Knaben, wenn Mastai unterrichtete; mäuschenstill wurden sie schon, sobald er sich nur näherte. Es läßt sich auch leicht denken, wie es die jungen Herzen fesseln mußte, wenn eine so von Frömmigkeit und Gottesliebe ganz durchglühte Seele, welcher überdies die Gabe der Klarheit und Faßlichkeit und die Macht des Wortes in so hohem Grade zu Gebote stand, ihnen die Glaubenswahrheiten des Christenthums erklärte, oder ihnen die christlichen Sittengebote einschärfte, oder ihnen

aus dem Leben des Heilandes, der Patriarchen und Propheten und so vieler Heiligen erzählte.

Aber Graf Mastai regierte fortan auch im Waisenhause. Titular-Superior war und blieb zwar der ehrwürdige Storace bis an sein Lebensende, d. h. bis zum ersten Juli 1828, wo er im Alter von 58 Jahren starb. Allein der eigentliche Director, die leitende Seele des Hauses, war seit dem Frühjahr 1819, seit dem Abschlusse seiner Vorbereitung auf die Priesterweihe, der junge Graf Mastai. Fortan konnte er, durch keine anderweitigen Studien mehr behindert, seine ganze Zeit und Kraft den geliebten Waisenkindern widmen; und er that es mit solchem Eifer, daß durch seine Anstrengung die ganze Anstalt bald ein anderes und besseres Aussehen erhielt.

Unter die Lehrgegenstände nahm er das Zeichnen und die Meßkunst auf; die Auswahl der zu erlernenden Gewerbe vermehrte er um die Kunst der Kupferstecher, Steinmetzen und Bildhauer; und das ganze Institut gestaltete er, weniger reformirend als restaurirend, dadurch um, daß er die weise Einrichtung Borgi's, wonach die Knaben nicht im Hause selbst, sondern außer demselben in verschiedenen Werkstätten dies oder jenes Handwerk lernen sollten, wiederherstellte. In der arbeitslosen Zeit der Revolution und Fremdherrschaft hatte man nicht für alle Knaben Meister finden können; so war es gekommen, daß man sie innerhalb des Hauses auch praktisch hatte ausbilden lassen; doch hatte das bei den äußerst geringen Mitteln der Anstalt nur einen dürftigen Ersatz für das Arbeiten und Lernen in der Werkstatt bieten können.

Dann begnügte der junge Director sich nicht, seinen Pflegempfohlenen bloß das Nothwendige zukommen zu lassen: Alles, was er selbst von seiner Familie erhielt, wendete er bis auf den letzten Heller zum Besten seiner Waisenkinder an. Bald gab er ihnen wärmere Kleidung, bald verschaffte er ihnen ein kleines Vergnügen, bald half er ihnen, wenn sie aus der Anstalt entlassen waren, zu weiterem Fortkommen. „Das ist ein sehr gut angelegtes Capital," war seine Meinung; „denn keine bessern Zinsen kann es geben als das Lächeln, das Entzücken und die laute Freude unglücklicher kleiner Wesen, die von der Wiege an dem Schmerze und dem Elend preisgegeben waren."

Man kann sich denken, mit welcher Liebe und Verehrung die Kinder zu einem solchen Lehrer, Vater und Fürsorger emporschauten, und wie unter allen auch nicht eines war, das ihm nicht bald das unbedingteste, hingebendste Vertrauen entgegentrug. Hatte sich diese Anhänglichkeit jederzeit gezeigt, so trat sie doch in keinem Augenblicke stärker zu Tage, als da die Stunde des Abschiedes schlug. Die Kinder wußten bis zum letzten Abend nichts von dem

schweren Verluste, der sie bedrohte. Mastai, dem der Abschied selbst schwer genug fiel, hatte die Mittheilung bis zur letzten Minute aufgeschoben. Noch dreißig Jahre später schilderte einer von den damaligen Zöglingen, der Schuhflicker Toccacelli, die Abschiedsscene mit Thränen in den Augen so anschaulich, als hätte er sie gestern erst erlebt:

Es war an einem schönen Sommerabende. Nachdem der Abbate Mastai an die sieben Jahre unser Schützer im Hospiz gewesen, sollte er uns verlassen. Wir wußten noch nichts, und doch war der Augenblick der Trennung schon gekommen. Indeß hatten wir wohl bemerkt, daß er beim Abendessen kein Wort hervorbringen konnte. Als wir nun nach dem Dankgebet den Tisch verlassen wollten, gab er uns ein Zeichen, daß wir uns wieder setzten, und theilte uns nun die Trauerkunde mit.... Da brach ein Schrei des Schmerzes aus von einem Ende des Speisesaales bis zum andern. Wir waren unser damals hundertzweiundzwanzig, groß und klein; aber keiner war darunter, der nicht weinte.

Plötzlich verließen wir Alle unsere Plätze, um uns in seine Arme zu werfen. Die Einen küßten seine Hände, die Andern hielten seine Kleider fest; die, welche nicht bis zu ihm vorzudringen vermochten, riefen ihn mit den zärtlichsten Namen; Alle beschworen wir ihn, uns nicht zu verlassen.... Er war so gerührt von unserer Verzweiflung, daß er selbst Thränen vergoß, und indem er die, welche am nächsten bei ihm standen, an die Brust drückte, sagte er: Ich hätte nie geglaubt, daß unsere Trennung so schmerzlich sein würde.

Hierauf riß er sich von uns los und eilte auf sein Zimmer. Allein vergebens suchte er die Thüre zu verschließen, wir drängten uns zu ihm hinein. Diese Nacht schlief keiner von uns im ganzen Hause, Alle blieben wir bei unserm Abbate Mastai, und er gab uns gute Lehren und suchte uns zu trösten. Er empfahl uns Fleiß, Gehorsam gegen seinen Nachfolger, freudige Erfüllung aller unserer Pflichten und Ergebung in die Fügungen des Himmels.... Endlich brach der Tag an, und wir hörten vor der Thür den Wagen halten, der uns unsern Wohlthäter entführen sollte.... Eine Stunde später waren wir zum zweiten Male Waisen.

Im Verlaufe der Erzählung werden wir noch zu wiederholten Malen hören, ein wie treues Andenken die Kinder ihrem Vater und Erzieher bis in die spätesten Jahre bewahrten, und wie theuer ihm selbst sein ganzes Leben lang die kleine Kirche der heil. Anna und die fromme Stiftung des armen Maurers blieb. Bevor wir jetzt dazu übergehen, die für Mastai so ehrenvolle Ursache des plötzlichen Abschiedes von Tatagiovanni zu berichten, müssen wir noch ein paar anderer Erlebnisse aus diesen ersten Jahren seiner Priesterwürde kurz gedenken.

Ein Jahr nach seiner Priesterweihe, im Frühjahr 1820, hatte Mastai den Tod seines Oheims Paulin zu beklagen, der am 11. April zu Sinigallia verschieden war. Der Neffe hatte diesem Manne viel zu verdanken. In seinem Hause hatte er Jahre lang ein freundliches Obdach und Schutz vor manchen Gefahren gefunden; der Rath des erfahrenen Oheims hatte ihm nie gefehlt und war ihm in mancher schweren Lage von dem größten Werth gewesen; insbesondere hatte er es der eindringlichen Fürbitte des Oheims, der als Canonicus von St. Peter und Untersecretär der apostolischen Denkschriften mit dem Papste oftmals in Berührung kam, an erster Stelle zu verdanken, daß er so leicht die nöthigen Dispensen zum Empfange der Weihen erhielt. So mußte ihn der Tod des väterlichen Freundes und Wohlthäters tief betrüben.

Wir wollen hier gleich anfügen, daß Mastai noch einen andern geistlichen Oheim besaß: den Grafen Andreas Mastai-Ferretti, geboren 1751, der schon seit 1806 auf dem Bischofsstuhle von Pesaro saß und denselben bis zu seinem 1828 erfolgten Tode inne hatte. Pesaro und Sinigallia sind Nachbarstädte; so mußten Oheim und Neffe sich während des Aufenthaltes des Letzteren in seiner Vaterstadt oftmals berühren; ja, es wird uns sogar mitgetheilt, daß der Neffe in jenen Jahren wiederholt zu Pesaro verweilte und dort den Unterricht seines den Studien mit Vorliebe ergebenen und selbst literarisch thätigen Oheims genoß. Mit der Uebersiedelung des Neffen nach dem fernen Rom scheint aber jede bedeutende Einwirkung des bischöflichen Oheims auf den jungen Cleriker und Priester aufgehört zu haben.

Dafür erfreute sich der Letztere in diesen Jahren, abgesehen von Graziosi und Storace, vor Allem des vertrauten Umgangs eines Mannes, der zu den Besten seiner Zeit gehörte. Das war der junge Prälat Prinz Carl Odescalchi, der nur sechs Lebensjahre mehr als Graf Mastai zählte. Schon 1823 wurde der ausgezeichnete Mann von Pius VII. zum Cardinal ernannt; bei den folgenden Papstwahlen wandten die Römer vornehmlich auf ihn als auf den frömmsten Cardinal ihr Auge; unter Gregor XVI. bekleidete er das wichtige Amt eines Generalvicars von Rom; nachdem er zum Cardinal-Bischofe von Sabina aufgestiegen, durfte er endlich 1838 mit Gregor's Erlaubniß den Purpur niederlegen und als schlichter Noviz in die Gesellschaft Jesu treten. Der Orden nannte ihn nur drei Jahre den seinen; schon am 17. August 1841 hauchte er seine edle Seele aus.

Odescalchi starb im Rufe der Heiligkeit. Allein schon mehr als zwanzig Jahre früher, schon in der Zeit, von der wir gegenwärtig reden, war er ein heiligmäßiger Jüngling und Mann, dessen freundschaftlicher Umgang für unsern

Mastai ein großes Glück zu nennen war. Bereits 1814, gleich nach der Wiederherstellung des Jesuitenordens durch Pius VII., hatte Prinz Odescalchi den Wunsch gehegt und ausgesprochen, in den Orden einzutreten. Dringliche Einreden seiner Familie und des Papstes selber hatten ihm den Schritt verwehrt. Doch blieb er fortan mit dem Orden in der innigsten Verbindung, und auf ihn darf es vornehmlich zurückgeführt werden, daß Pius IX. die große Stiftung des heiligen Ignatius so früh schon kennen und so hoch werthschätzen lernte.

Die Freunde sahen sich sehr oft, und es dauerte nicht lange, da waren Odescalchi's Freunde auch Mastai's Freunde geworden, was dem Letztern wiederum nur zum Gewinn gereichen konnte. Insbesondere durfte die Bekanntschaft mit dem ehrwürdigen Gewissensrathe Odescalchi's, dem heiligmäßigen und von Jedermann verehrten Passionisten-Pater Vincenz Maria Strambi, Bischof von Macerata, als ein hoher Gewinn betrachtet werden. Mastai lernte denselben persönlich kennen bei Gelegenheit einer heiligen Volksmission, welche der neue Bischof von Sinigallia, Cardinal Testaferrata, im Frühjahr 1818 in seiner Bischofsstadt abhielt. Der im Missionswerke ergraute Mönch und Bischof wurde zum Leiter der Mission berufen; seinen jungen Freund Odescalchi erkor er sich zum Mitarbeiter; und dieser nahm den Grafen Mastai, der eben erst die niedern Weihen empfangen hatte, mit in seine Vaterstadt. Welchen Eindruck diese Mission auf den jungen Minoristen machte, können wir daraus ermessen, daß er später selbst als Oberhirt so eifrig für Abhaltung von Volksmissionen in seinen Diöcesen bemüht war.

Die vier Jahre von 1819 bis 1823, welche Mastai als Priester in Tata Giovanni zubrachte, darf man unbedenklich als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnen. Seine Krankheit war von ihm gewichen, und der zum Mann heranreifende Jüngling erfreute sich der blühendsten Gesundheit. Auch sein Berufsschwanken gehörte der Vergangenheit an, das hohe Ziel des Priesterthums war erreicht, und der junge Priester war erfüllt von Wonne über die ungemessene Fülle von Gnaden, welche seine Priesterwürde ihm eintrug; nie hatte er so innig mit seinem Heiland sich verbunden gefühlt. So waren alle schweren Leibessorgen und Seelenängsten von ihm gewichen; freier als je zuvor konnte die Seele sich empor schwingen. Auch frei von irdischen Sorgen durfte er sein. Das kleine Arbeitsfeld war bald zu überschauen; hier gab's nur kleine Sorgen, die kaum vom Morgen bis zum Abend reichten; schweres Ungemach, drückende Befürchtungen, große Leiden blieben fern. Und doch war das Arbeitsfeld so fruchtbar, doch wurde es so reich belohnt, sowohl durch den täg-

lichen Anblick des gestifteten Segens, wie durch den mehr aus dem Auge sprechenden als durch den Mund gesprochenen Liebesdank derer, denen er wohlthun konnte. Dazu kam noch die äußere Lebensruhe. Niemand störte ihn, Niemand belästigte ihn, Niemand verlangte nach ihm, wenn er es selbst nicht wünschte und wollte. Frei konnte er seine Rathgeber und Freunde aus den Besten wählen; frei konnte er über den größten Theil seiner Zeit und Kraft verfügen; frei konnte er mit Hülfe der Edelsten an Geist und Herz gerade das ausbilden, was ihm der Ausbildung bedürftig scheinen mochte. So vereinigte sich Alles, um diese Jahre ihm zu einer wahren Zeit des Paradieses zu gestalten.

Doch, die schönen Jahre ungetrübten Glückes, sie sollten nur zu bald ein Ende nehmen, um einer langen Zeit voll mühseliger Arbeit, bittern Ernstes und schwerer Drangsal Platz zu machen. Wir wohnten schon dem Abschiede von Tatagiovanni bei; hören wir jetzt, wodurch derselbe so plötzlich veranlaßt wurde.

Sechstes Capitel.

Nach Südamerika.

Es war im Frühlinge des Jahres 1823, da kam nach Rom der Archidiakon Don Joseph Ignaz Cienfuegos, Domherr von St. Jago und Abgesandter der südamerikanischen Republik Chile, mit der Bitte: der heilige Stuhl möge einen Vertreter nach Chile entsenden, um mit dem Freistaate, der sich vor Kurzem der spanischen Oberherrlichkeit entrungen hatte, eine gesetzliche Vereinbarung über die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse anzubahnen. Das Begehren war zu berechtigt, um nicht Gehör zu finden, und die römische Regierung ernannte den Auditor der Nuntiatur zu Wien, Johannes Muzi, den sie gleichzeitig mit der Würde eines Erzbischofs von Philippi i. p. bekleidete, zum apostolischen Delegaten für Chile und die südamerikanischen Nachbarstaaten. Aber Monsignor Muzi konnte nicht allein hingehen; so

wurden denn zu seinen Begleitern und Gehülfen ausersehen: Abbate Mastai als Auditor oder Legationsrath und Abbate Sallusti als Secretär. Monsignor Muzi hatte den Grafen Mastai gerade als Auditor gewünscht; der Staatssecretär Consalvi und der Cardinal-Vicar della Genga stimmten seinem Wunsch aus vollem Herzen bei; Pius VII. genehmigte ihn.

Damit war der Verlust, den Tata Giovanni's Kinder erleiden sollten, beschlossen und besiegelt, denn an Mastai's Gehorsam ließ sich keinen Augenblick zweifeln. Aber außer den Waisenknaben gab es noch eine Seele in der Welt, die mit Schrecken die Kunde vernahm: die Mutter des neuen Auditors. Mit Zittern dachte sie an die Gefahren der weiten Reise, und sofort schrieb sie an Consalvi, man möge ihren Sohn doch nicht so weit fortschicken. Pius VII. würdigte sich, ihr eigenhändig zu antworten; und als der junge Auditor bei dem greisen Papste zur Abschiedsaudienz erschien, sagte Pius zu ihm: „Die Gräfin, Ihre Mutter, hat an den Staatssecretär geschrieben, um Ihre Abreise zu verhindern; ich habe ihr erwidert, Sie würden wohlbehalten von dieser Mission zurückkehren."

Das war das zweite prophetische Wort, welches der siebente Pius über den neunten sprach; und es ging in Erfüllung wie das erste. War Graf Johannes Mastai vielleicht einen Augenblick zweifelhaft gewesen, was er thun solle, so war er es nach diesem Papstworte keine Secunde mehr, und mit heiliger Begeisterung trat er nun die Reise an.

Am 3. Juli 1823 reiste die Gesandtschaft nach Genua ab, um von dort mit der Brigg „Eloysa" die neue Welt zu erreichen. Mit den Römern Muzi, Mastai und Sallusti reisten die Chilenen Cienfuegos und der Dominicaner Raimund de Arce ihrer Heimath wieder zu.

In Genua war langer Aufenthalt, und noch in dieser Stadt gelangten zu den Reisenden zwei Nachrichten aus Rom, von denen die zweite sie noch tiefer betrüben mußte als die erste. In der Nacht vom 15. auf den 16. Juli war die herrliche Basilika des heiligen Paulus vor der Stadt ein Raub der Flammen geworden, und am 20. August war Papst Pius VII. den Folgen eines Beinbruches erlegen. Pius VII. hatte unsern Mastai in Sinigallia gesegnet, hatte ihn mit nach Rom genommen, hatte ihn zu den höhern Weihen zugelassen, hatte ihm jetzt ein wichtiges Amt übertragen. So war der junge Geistliche dem hingeschiedenen Papste zu lebhaftem Danke verpflichtet, und der Tod desselben mußte ihn tief betrüben, auch wenn er nicht gewußt hätte, ein wie großer Papst mit Pius VII. aus dem Leben geschieden war.

Aber noch in Genua erreichte unsere Reisenden die neue Kunde, daß der

Christenheit in der verehrungswürdigen Person des bisherigen Cardinal-Vicars Hannibal della Genga am 28. September ein neues Oberhaupt geschenkt sei, welches den Namen Leo XII. angenommen habe. Mastai hatte allen Grund, sich über diese Wahl zu freuen. Er kannte den neuen Nachfolger Petri als einen äußerst anspruchslosen Mann von tiefem Ernst und strengem Rechtsgefühle; er wußte von den reichen Erfahrungen, welche derselbe als langjähriger Nuntius in Luzern, Köln, München und Paris, sodann als Cardinal-Bischof von Sinigallia und Generalvicar von Rom gesammelt hatte; er durfte nur das Eine tief bedauern, daß der neugewählte Hohepriester schon ein dreiundsechszigjähriger Greis war, dessen körperliche Hinfälligkeit keine lange Wirksamkeit hoffen ließ. Ueberdies wußte er den neuen Papst seiner eigenen Person gewogen, wie er denn auch in dem Breve, wodurch die Vollmachten der Gesandtschaft nach dem eingetretenen Thronwechsel bestätigt wurden, von Leo „Uns besonders theuer" genannt wurde.


Leo XII.

Die Gesandtschaft mußte theils wegen dieser Umstände, theils wegen ungünstiger Windströmungen ihre Abfahrt zu lange aufschieben, als daß sie hätte verabsäumen dürfen, dem Erzbischof von Genua ihre Aufwartung zu machen. Unsere Reisenden kamen sogar einmal in die Lage, den Prälaten um freundliche Herberge ansprechen zu müssen. So sah Mastai denn in Genua zum ersten Male einen Mann, von dem er später noch viel hören, und dem er nach vielen Jahren zum zweiten Male gegenüberstehen sollte: dann aber in einer Weise, wie es nur an Einem Orte der Welt möglich ist. Erzbischof von Genua war der Barnabiten-Pater Ludwig Lambruschini. Er zählte damals siebenundvierzig Jahre, und dachte wohl noch nicht daran, daß er bald zum Nuntius in Frankreich ernannt werden, und darauf länger als zehn Jahre als Cardinal-Staatssecretär das einflußreichste Amt der Christenheit unter dem künftigen Papste bekleiden sollte. Aber wie würde er gestaunt haben, wenn ihm damals Jemand prophezeit hätte: nach dem Tode dieses Papstes werde die Wahl des neuen zwischen ihm selbst und diesem jungen Uditore schweben, der jetzt vor ihm stehe; die Wahl werde sich sehr bald zu Ungunsten des gefürchteten Staatssecretärs entscheiden, und dann werde dieser junge Uditore das ganze bisherige Regierungssystem, dessen Aufrechthaltung dem Staatssecretär so viel Last gekostet und so viel Feindschaft eingetragen, vollständig aufgeben!

Am 5. October stach endlich die „Eloyso" in See. Der Wind war günstig,

und die Fahrt ging anfangs gut von statten. Das dauerte indeß nicht lange; schon vor der Insel Majorca erhob sich ein heftiger Sturm, und das Fahrzeug mußte sich in dem nur mit genauer Noth erreichten Hafen von Palma bergen. Damit hatte eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten ihren Anfang genommen.

Das Schiff hatte kaum Anker geworfen, als die Behörden der Insel dasselbe, weil es Pestorte besucht habe, mit einer zwanzigtägigen Reisehaft belegten und allem Recht zuwider die Auslieferung der Papiere verlangten. Sobald man aus den letzteren ersehen, daß die Gesandtschaft mit einem von Spanien jüngst abgefallenen Volke unterhandeln solle, ließ man den päpstlichen Delegaten vor das Gericht laden. Monsignor Muzi nahm seinen kaum von der Seekrankheit genesenen Auditor mit, und das Erste, was Beiden gleich nach ihrer Landung begegnete, war, daß man sie als angebliche Pestkranke vier Tage lang in die kerkermäßigen Verließe des Lazareths einsperrte. Am 17. October wurden sie endlich zugleich mit Sallusti verhört; doch dauerte es noch mehrere Tage, bis sie durch Vermittelung des Erzbischofs und des Consuls von Sardinien die Erlaubniß zur Weiterfahrt erhielten.

Das Meer stürmte noch immer, und nur langsam konnte man, oft zurückgeworfen, durch die Gewässer von Iviza die catalonische Küste entlang voran kommen, bis am 28. October die Straße von Gibraltar passirt und in den atlantischen Ocean hineingesegelt wurde. Wiederholt lief die Brigg Gefahr umzuschlagen und zu scheitern, und in der Nähe Teneriffa's wurde sie einmal bei Nacht sogar von Seeräubern angefallen. Mastai trat den Flibustiern muthig und würdevoll entgegen; sie zogen auch ohne Unthaten wieder ab, nachdem sie vergebens die nicht vorhandenen Schätze gesucht hatten.

Jetzt erreichte man bald die Inseln des grünen Vorgebirges, und gegen Ende des November wurde die Linie passirt. Gleich darauf begegnete unsern Reisenden ein nach Brasilien bestimmtes Schiff voll angeketteter Sclaven, die in Rio de Janeiro auf den Markt gebracht werden sollten, und auf der andern Seite zeigte sich die Felseninsel St. Helena, auf der Napoleon ein paar Jahre vorher einsam gestorben war. Es herrschte eine völlige Windstille; Mastai konnte das Sclavenschiff betreten und von da aus nach Helena hinüberschauen. Welche Gedanken und Gefühle mochten ihm dabei das Herz erschüttern!

Man war schon lange über die gehoffte Zeit auf See, und die Lebensmittel fingen an sehr karg zu werden, da begann um die Mitte des December ein neues Unwetter, furchtbarer als alle früheren, und bedrohte die kleine Brigg über acht Tage lang beständig mit dem Untergange. Einmal wurde

sogar der Obersteuermann von dem Sturm in's Meer geschleudert und nur durch eine wahrhaft heldenmäßige Aufopferung seiner Kameraden gerettet. Wenn es eine Wohlthat ist, dem nahen Tod in's Auge zu sehen, dann genoß Mastai diese Wohlthat in jenen Tagen immerfort. Erst am hohen Weihnachtsfeste war die See wieder so ruhig, daß er das heil. Meßopfer dem Heilande zum Danke für die Rettung aus Todesgefahr darbringen konnte.

Das neue Jahr war eben angebrochen, da hatten unsere Reisenden, nachdem Montevideo nur flüchtig berührt war, die stolze Hauptstadt der La-Plata-Staaten erreicht, und konnten sich nun in Buenos Ayres von den überstandenen Drangsalen erholen. Sie blieben hier vom 5. bis zum 16. Januar. Man empfing sie ehrenvoll, sowohl von Seiten der weltlichen als der geistlichen Behörden. Doch folgte auf den freundlichen Empfang bald eine desto kühlere Behandlung; selbst die schon gegebene Erlaubniß zur Ausspendung der heil. Firmung glaubte der damalige Bisthumsverweser dem Monsignor Muzi wieder entziehen zu sollen. Nur das eigentliche Volk blieb sich von Anfang bis zu Ende treu in seinen Ehrfurchts- und Freudenbezeugungen. Unter diesen Umständen brach die Reisegesellschaft wieder auf, sobald Muzi's Gesundheit, die von der langen Seefahrt sehr gelitten hatte, die Weiterreise nur erlaubte.

Es stand noch ein beschwerlicher und langer Weg bevor. Mehrere Monate lang mußte man voraussichtlich bei glühender Sonne durch die endlosen Sumpfebenen der Pampas wandern, oft ohne Weg und Steg, oft auch ohne die gewünschten Erquickungen, bisweilen vielleicht unter Anfällen wilder Thiere und verwilderter Menschen. In der That rettete die Reisenden nur ein glückliches Mißverständniß von einem ihnen zugedachten räuberischen Ueberfalle; und von Sonnenbrand und Regengüssen, von Moskitos und Kröten hatten sie in ihren schlechtverdeckten Fuhrwerken und auf ihren oft sehr elenden Nachtlagern alles Erdenkliche zu leiden. Eine Erholung war es dann, so oft sie wieder eine von Christen bewohnte Stadt erreichten. Da erfrischten sie Körper und Geist, die geistlichen Mitglieder konnten nach langer Zeit die heilige Messe wieder einmal lesen, und Monsignor Muzi benutzte überdies die kurze Rast zur Austheilung des heil. Sacraments der Firmung. So war es unter Anderm in Rosario, Cordova und Mendoza.

In der letztgenannten Stadt verweilte die Gesandtschaft, freundlichst aufgenommen, volle acht Tage. Dann wurden die gefährlichen Andes-Pässe überschritten; man betrat das Paradies von Südamerika mit seinen immergrünen Auen; und am 6. März — beinah acht Monate nach der Abreise aus Rom, fünf Monate nach der Abfahrt von Genua, zwei Monate nach dem Betreten

des amerikanischen Festlandes — konnten Mastai und seine Gefährten in Sant Jago, Chile's schöngelegener Hauptstadt, Gott für seinen Schutz auf ihrer gefahrvollen Reise aus tiefster Seele danken.

An ihrem Zielpunkte war die Gesandtschaft jetzt angelangt; mit der Erreichung ihres Zweckes, der Anbahnung eines geordneten Kirchenwesens unter den neuen republikanischen Verhältnissen, sah es aber schlimm genug aus. Freilich hatten die Vertreter des Landes selbst die päpstliche Gesandtschaft begehrt. Allein die letztere hatte noch nicht einmal eintreffen können, obwohl der Papst sie mit der größten Hirtenliebe sofort ernannt und abgeordnet hatte: da faßte die nämliche Abgeordneten-Kammer schon den Beschluß, der Aufenthalt der päpstlichen Gesandten dürfe nur ein vorübergehender sein. Das hörte Muzi schon in Buenos Ayres, und so mochte es ihn nicht mehr überraschen, daß er mit seinen Begleitern in Sant Jago von dem Volke mit lautem Jubel, von den Machthabern aber mit kühler Zurückhaltung empfangen und nichts weniger als zuvorkommend behandelt wurde.

Dem Gesandtschafts-Secretär Sallusti, der uns die ganze Reise ausführlich beschrieben hat, wies man eine so beschränkte Wohnung an, daß er sein Schreibzimmer auf einer offenen Flur einrichten mußte. Von einer Deckung der Gesandtschafts-Kosten, zu welcher die Regierung sich freiwillig erboten hatte, war so wenig mehr die Rede, daß die Gesandten nicht einmal den nöthigen Lebensunterhalt bekamen. Drei lange Monate dauerte allein die Prüfung der Vollmachten, und der Congreß schämte sich nicht, ein geradezu beleidigendes Mißtrauen gegen die Echtheit derselben kundzugeben. Als Muzi den Priestern aus den von der Revolution gewaltsam aufgehobenen Klöstern die Erlaubniß gab, das Ordenskleid abzulegen und in die Welt zurückzutreten, bestritten die republikanischen Behörden ihm das Recht dazu. Und so ging es in allen andern Punkten: es fehlte dem chilenischen Radicalismus, der seit kurzen Jahren das große Wort führte, theils noch an der nöthigen Ruhe, vor Allem aber an dem guten Willen, sich mit der Kirche zu verständigen. Neun Monate hielt Muzi die schwere Geduldprobe aus; noch länger zu warten, schien ihm der Würde des heiligen Stuhles zu widerstreiten; so verlangte er denn seine Pässe.

Wäre mit Chile ein Vertrag zu Stande gekommen, so hätte auch in Peru, Mexiko und Columbien vielleicht das Nämliche erreicht werden können, und zu dem Ende war die Gesandtschaft auch für diese Staaten mit Vollmachten ausgerüstet. Jetzt war auch hier die Scheiterung vorauszusehen; dennoch wurde in Peru wenigstens der Versuch gemacht, allein es war vergebens. Erst viele

Jahre später wurde hier wie in Chile eine leidliche Ordnung der Verhältnisse angebahnt.

Durch Sallusti wissen wir, daß Graf Mastai seinem Vorgesetzten überall treu zur Seite stand. Hatte er sich auf der langen Hinfahrt durch Muth und Unverzagtheit ausgezeichnet, hatte er durch seine stete Heiterkeit die trüben Wolken von der Stirne seiner Leidensgefährten oft verscheucht, war er bei jeder Gelegenheit für Fremde wie für Nahestehende der barmherzige Samaritan gewesen: so war er jetzt der eifrige und treue Mitarbeiter, Berather und Stellvertreter des Hauptes der Gesandtschaft, unterzog sich gern der unerquicklichen, weil voraussichtlich nutzlosen Ausarbeitung von Anträgen, Berichten und Denkschriften, bestärkte seinen bisweilen schon verzagenden Herrn im unbeirrten, ausdauernden Festhalten an den berechtigten Forderungen der Kirche, machte für denselben die weite Fahrt nach der peruanischen Hauptstadt Lima, was ihm auf wogender See beinah das Leben gekostet hätte, und verwandte überdies noch fleißig seine freie Zeit auf Predigen, Katechesiren und Beichthören.

Nach langem leidigem Warten trat die Gesandtschaft endlich am 19. October unverrichteter Dinge ihre Rückreise an. Diesmal wurde gleich der Seeweg eingeschlagen. Die „Eloysa" war den Reisenden nach Sant Jago gefolgt; mit derselben umsegelten sie jetzt die Südspitze Amerika's, landeten ohne Unfall in Montevideo, passirten glücklich die Meerenge von Gibraltar, warfen am 5. Juni 1825 im Hafen von Genua Anker, und waren einen Monat später, nach neunmonatlicher Fahrt und zweijähriger Abwesenheit, wieder in der ewigen Stadt.

Fragen wir, welchen Nutzen die weite Reise für unsern Mastai gehabt, so müssen wir an die erste Stelle den unschätzbaren Gewinn setzen, welchen der Besuch so ferner Lande, der Verkehr mit Menschen aller Bildungsgrade aus ganz verschiedenem Stamme und die Einsicht in die fremdartigen Sitten und Einrichtungen der neuen Welt von selbst im Gefolge hatten. Dazu kam das Ueberstehen so vieler Beschwerden und Gefahren, welches Geist und Willen stählte. Dazu kam ferner eine wohlthuende Einwirkung der fremden Luft auf die leibliche Gesundheit. Dazu kam endlich die für spätere Zeiten so werthvolle Bekanntschaft mit der spanischen Sprache. So hatten diese beiden Jahre dem jungen Priester nach jeder Seite hin Bereicherung und Stärkung eingetragen; er war gereift für größere Aufgaben; und unverzüglich sollten ihm dieselben übertragen werden.

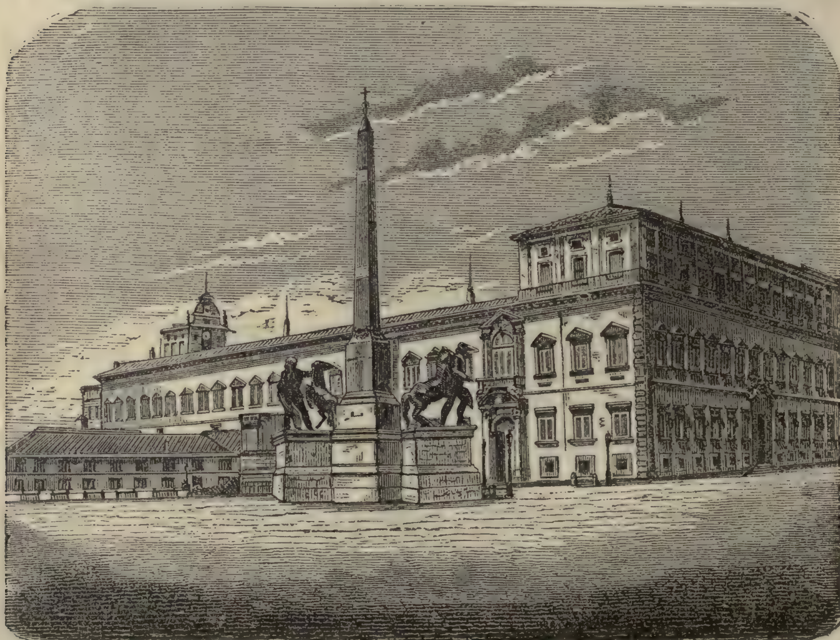


Siebentes Capitel.

In San Michele.

Die erste Pflicht der heimgekehrten Abgesandten war die Abstattung des Rechenschaftsberichtes. So führte sie denn einer ihrer ersten Wege in den Quirinal, den Sommerpalast des Papstes.

Da lag er vor ihnen, der stolze, langgestreckte Bau, wie sie ihn seit Jahren schon gekannt; sie stiegen dieselben breiten Marmorstufen wieder hinan, auf denen sie vor zwei Jahren hinabgestiegen waren; sie durchwanderten dieselbe lange Reihe von Vorzimmern, welche sie damals durchschritten hatten.



Der Quirinal.

Aber in den Vorzimmern begegneten sie heute andern Gesichtern; der Quirinal gehörte einem andern Herrn.

Der ehrwürdige Greis, welcher sie hier vor zwei Jahren mit seinem apostolischen Segen entlassen, war nicht mehr unter den Lebenden. Und auch der andere Mann, von welchem sie damals ihre Vollmachten und Instructionen empfangen, führte nicht mehr die Zügel der Regierung: der große Minister, welcher fast ein Vierteljahrhundert lang die rechte Hand des siebenten Pius gewesen war, sein Trost im Leid, sein Arm im Kampf, sein Stab im Alter — Hercules Consalvi war seinem Gebieter, Vater und Freunde nur fünf Monate später, am 24. Januar 1824, im Tode gefolgt.

So mochten die Gesandten, ihres geringen Erfolges sich bewußt, beklommen genug den Beginn der Audienz bei den neuen Machthabern erwarten. Indeß, so ungünstig die Meldung war, die sie zu machen hatten, sie selbst hatten doch ihre Pflicht gethan, sie hatten Alles aufgeboten, eine bessere Wendung der Dinge zu erzielen: und deshalb wurden sie sowohl von Papst Leo XII. wie von seinem Staatssecretär, dem achtzigjährigen Cardinal-Dekan della Somaglia, mit der größten Huld empfangen und mit gleichem Wohlwollen entlassen.

Das Haupt der Gesandtschaft, Monsignor Muzi, wurde noch vor Ablauf des Jahres 1825 mit dem Bisthume Città di Castello im Kirchenstaate begnadigt. Der chilenische Vermittler Cienfuegos erhielt die Würde eines Weihbischofs und päpstlichen Hausprälaten und stieg später auf den Bischofsstuhl von S. Concepcion in seiner Heimath. Dem jungen Auditor Mastai wurde kaum die Zeit gegönnt, in Sinigallia seine Eltern und Geschwister zu umarmen: man stellte ihn als Präsidenten an die Spitze der Verwaltung des großen „apostolischen Hospizes" San Michele in Rom.

Nichts konnte deutlicher beweisen, wie sehr man mit Mastai's bisheriger Amtsthätigkeit zufrieden war, und welch hohes Vertrauen man in seine Begabung und seinen Eifer setzte, als eben diese Ernennung. Sechs Jahre lang hatte er in Tatagiovanni gewirkt, zwei weitere Jahre waren vor Allem seiner geistigen Reife zugute gekommen: nun übertrug man ihm wieder ein Amt, wie er es ähnlich vor seiner Weltreise verwaltet hatte, nur daß die neue Aufgabe viel größer und schwerer war. Was Tatagiovanni im Kleinen, das war San Michele im Großen; bildete jenes eins der kleinsten und unbedeutendsten Hospize Rom's, so mußte dieses das größte und bedeutendste von allen genannt werden. Die reichen Erfahrungen, welche der Mitdirector von Tatagiovanni sich gesammelt hatte, konnten jetzt auf dem umfangreichsten Gebiete verwerthet werden; die charakteristischen Eigenschaften, durch welche er dort so sehr an der

richtigen Stelle gewesen, konnten sich jetzt reicher und weiter entfalten; die vortrefflichen Einrichtungen, welche er in dem kleinen Waisenhause getroffen, ließen sich jetzt auf jene Anstalt übertragen, die neben dem großen Hospitale von Santo Spirito das großartigste Institut der christlichen Barmherzigkeit ist, welches die heilige Stadt aufzuweisen hat.

Entstanden ist das große römische Hospiz, welches den Namen des heil. Michael trägt, ganz ähnlich wie Tatagiovanni, nur daß es etwa hundert Jahre früher in's Leben trat und sich aus bescheidenen Anfängen im Laufe der Zeit zu unvergleichlicher Bedeutung und Größe entwickelte. Den Grund des Hauses legte 1686 Papst Innocenz XI. aus dem Hause Odescalchi; die nächste Bestimmung war, verwaiste und verwahrloste Knaben aufzunehmen, dieselben christlich zu erziehen und ihnen nutzbringende Kenntnisse und Fertigkeiten zu verschaffen. Schon der zweite Nachfolger des frommen Innocenz, Papst Innocenz XII. aus dem neapolitanischen Geschlechte Pignatelli, vergrößerte das neue Waisenhaus, wies für den Unterhalt desselben die Erträge aus mehreren von ihm erbauten Staatsgebäuden an und brachte so die Zahl der Zöglinge noch vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf mehr als dreihundert. Sein unmittelbarer Nachfolger Clemens XI. aus dem Hause Albani erweiterte die Anstalt wesentlich, indem er ein Strafhaus und ein Altersversorgungshaus hinzufügte. Zehn Jahre später ließ Clemens XII. aus dem römischen Geschlechte der Corsini ein Besserungshaus für gefallene Personen des weiblichen Geschlechtes dazu aufführen. Pius VI. aus dem Grafenhause Braschi endlich verlegte auch die bisher im Lateran untergebrachte Erziehungsanstalt für arme Mädchen hinein und schuf für dieselbe neue Räume.

So steht denn seit dem Jahre 1790 an der Südspitze von Trastevere, dem rechts vom Tiberstrom gelegenen Stadttheile Rom's, hart am Portesischen Thore, ein Bau, dessen riesenartige Verhältnisse sogar in Rom, der Stadt der großen Paläste, den Beschauer überraschen. An der östlichen Langseite des Baues, nur durch den kleinen Hafen und das große Ufer, die Ripa grande, von ihm getrennt, wälzt der Tiber seine gelben Fluthen dem Meere zu; gegenüber liegt die grüne Anhöhe des Aventin mit Santa Sabina und der Marmorata. Und frägt man, wie das ungeheure Gebäude mit der großen Kirche in der Mitte heiße und wozu es diene, so lautet die Antwort: das ist das Hospiz und die Kirche San Michele, und in demselben befinden sich nicht weniger als sechs vereinigte und durch ein Jahreseinkommen von beinah hunderttausend Thalern unterhaltene Anstalten: 1) ein Waisenhaus für Knaben mit Unterrichts- und Arbeitszimmern für sämmtliche Handwerke und Künste; 2) ein

Waisenhaus für Mädchen mit Einrichtungen zur Erlernung des Haushaltes und sämmtlicher weiblicher Arbeiten; 3) ein Versorgungshaus für alte Männer und Frauen; 4) ein Besserungshaus für gefallene Frauenspersonen; 5) eine Correctionsanstalt für jugendliche Verbrecher; 6) ein Gefängniß für politische Staatsgefangene. Die Insassen dieser sechs verbundenen Anstalten zählen nach Tausenden.

Wahrlich, einem solchen Institute hat man nicht mit Unrecht den Namen einer „kleinen Welt" gegeben, und die Verwaltung desselben erfordert wirkliche Regenten-Eigenschaften. Sie erfordert namentlich ein großes Organisationstalent, die Gabe einer leichten und klaren Uebersicht über die verschiedenartigsten und zum Theil verwickeltsten Einrichtungen, ein rasches Erkennen des besonderen Charakters und der eigenthümlichen Begabung vieler Menschen, einen scharfen Blick für eingerissene Unordnungen und Uebelstände, ein sorgfältiges Haushalten mit den vorhandenen materiellen Mitteln, endlich ein reiches Maaß der Gnadengabe, den Untergebenen zu gleicher Zeit Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe einflößen zu können.

Mastai war im Besitze aller dieser Eigenschaften, und sie gereichten der ihm anvertrauten Anstalt, so kurz auch nur sein Bleiben war, zu großem und nachhaltigem Nutzen. Der bisherige Präsident, Monsignor Ciccalotti, hatte es vor Allem an strenger Ueberwachung fehlen lassen. So fand Mastai die Finanzen in Zerrüttung, und sein Erstes mußte sein, durch Entfernung der nachlässigen oder gar unredlichen Unterbeamten, durch einstweilige Streichung aller zur Zeit nicht dringend nöthigen Ausgabeposten, durch bessere Veranlagung der Stiftungsgelder, sowie endlich durch die Aufstellung und energische Durchführung eines festen Budgets, die Finanzlage wieder zu heben. Binnen Kurzem hatte er denn auch das Jahresdeficit auf ungefähr fünfhundert Thaler reducirt, und schon im nächsten Jahre war das nothwendige Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe vollständig wieder hergestellt.

Als dies geschehen war, konnte der neue Präsident sogar daran denken, einen nicht geringen Einnahmeposten dem Institute selbst theilweise zu entziehen und ihn zum Besten der Zöglinge zu verwenden. Bisher waren alle von der Anstalt auf dem Gebiete der verschiedenen Handwerke und Künste ausgeführte Arbeiten zu Gunsten des Hauses selbst verkauft. Nur dreißig römische Thaler wurden den Jünglingen bei ihrer Entlassung ausbezahlt, während die Mädchen hundert und im Falle ihres Eintrittes in ein Kloster sogar zweihundert Scudi erhielten. Das schien unserm Mastai ungerecht; und theils um dieses Unrecht abzustellen, theils um den Knaben und Jünglingen einen

neuen Sporn zum Fleiße zu geben, theils endlich um ihnen für den Zeitpunkt ihres Uebertrittes in höhere Schulen oder in's praktische Leben ein kleines Capital zu sammeln: traf er mit Zustimmung des Verwaltungsrathes die vortreffliche Einrichtung, daß jeder Arbeiter an dem aus seiner Arbeit gewonnenen Erlös selbst einen genau bestimmten Antheil bekam, welcher zu seinen Gunsten auf Zinseszins gelegt und ihm bei seinem Austritt eingehändigt werden sollte.

Das waren binnen kurzer Zeit schon zwei durchgreifende Maßregeln, welche auf das Gedeihen der großen Anstalt den wohlthätigsten Einfluß äußern mußten. Zugleich hatten dieselben aber die seltene Begabung und den erleuchteten Eifer Mastai's glänzender als je zuvor bewährt, und dieser Bewährung mußte die dankbare Verehrung seiner Pflegempfohlenen, die aufrichtige Bewunderung seiner Collegen im Verwaltungsrathe und die freudige Anerkennung seiner hohen Vorgesetzten auf dem Fuße folgen. Die letztere gab sich indeß nicht in einer Weise kund, wie man sie, zumal bei Mastai's hoher Geburt, vielleicht erwartet hätte. Gleich nach seiner Heimkehr aus Amerika hatte man dem jungen Grafen freilich ein Canonicat an der Stiftskirche Santa Maria in Via Lata verliehen, wodurch ihm eine kleine Einnahme gesichert wurde, ohne daß er zeitraubende Arbeiten zu übernehmen brauchte; selbst von der Pflicht des Chorbesuches konnte er sich anderer Geschäfte wegen dispensiren lassen. Aber irgendwelche sonstige Auszeichnung, wie sie für Söhne edler Häuser oft und leicht gegeben wurde, erhielt der junge Canonicus nicht; man ernannte ihn weder zum Geheimen, noch zum Ehren-Kammerherrn des Papstes, man beförderte ihn weder zum päpstlichen Hausprälaten noch zum apostolischen Protonotar; mit andern Worten: der hochgeborne Graf Johannes Maria Mastai, Mitglied des hochangesehenen Stiftes an Santa Maria in Via Lata und hochverdienter Präsident des großen „apostolischen Hospizes", wurde nicht zum Prälaten ernannt und führte somit nicht den Titel „Monsignor."

Lag eine Vernachlässigung, lag vielleicht gar eine absichtliche Demüthigung in dieser fast auffälligen Unterlassung? Nichts weniger als das. Im Gegentheil ist zu vermuthen, daß der Papst und seine Räthe richtig erkannten, wie wenig dem jungen Hospiz-Director mit hohen Titeln gedient sei, wie sehr es seiner ganzen, nur auf das Arbeiten und Wirken gerichteten Natur widerstrebe, etwas bloß zu scheinen und zu heißen, und wie schlecht es sich geziemen werde, den Grafensohn, der länger als sechs Jahre freiwillig der bescheidene Nachfolger des armen Maurers gewesen, jetzt mit hochklingenden Titeln auszustatten.

Aber vergessen und übersehen hatte man ihn darum nicht. Am wenigsten hatte Cardinal Bernetti, der seit Kurzem an der Spitze der Regierung stand,

sich das segensreiche Wirken des jugendlichen Präsidenten von San Michele entgehen lassen. So waren seit Mastai's Rückkehr aus Amerika noch nicht zwei volle Jahre verflossen, da mußte er seine Wohnung im apostolischen Hospiz schon wieder verlassen, um einem größern Wirkungskreise sich zu widmen. Wer ein großes Besserungs-, Arbeits-, Straf- und Erziehungshaus so vortrefflich zu leiten verstand — so schlossen Leo und Bernetti — der mußte auch einem noch viel weiteren und höheren Pflichtenkreise genügen können; und sie beriefen ihn zu diesen neuen Pflichten. Jetzt endlich wurde aus dem gräflichen Canonicus ein Hausprälat des heiligen Vaters und somit ein vornehmer Monsignor. Aber der neue Hausprälat erhielt gleichzeitig den Rang eines päpstlichen Thronassistenten; denn er war an jenem Tage — dem 21. Mai 1827 — zum Bischofe ernannt, und zwar zum Oberhirten des Erzbisthums Spoleto.

Achtes Capitel.

Die ersten Jahre in Spoleto.

Ob Canonicus Mastai es vorher wußte, daß er zum Bischof ernannt werden solle? Ohne Zweifel hatte man ihn davon unterrichtet. Dann aber läßt sich denken, wie sein demüthiger Sinn bei dieser unerwarteten Nachricht zusammenschrak; es läßt sich gleichfalls denken, wie inständig der demüthige Mann seine Vorgesetzten anflehte, ihm keine Würde zu ertheilen, deren seine Unvollkommenheit nicht würdig sei, ihm keine Last zu übertragen, der seine schwachen Schultern nicht gewachsen seien. Das Bitten war vergebens. Papst Leo glaubte keinen würdigeren Bischof für seine theure Vaterstadt Spoleto auffinden zu können, und die Demuth Mastai's fügte sich aus Gehorsam.

Wohl schmerzte ihn die Trennung von San Michele, wo er eben erst begonnen hatte durchgreifend zu wirken, und wo so mancher Plan der Ausführung noch harrte. Wohl schmerzte ihn die voraussichtlich immerwährende Trennung von Rom, der Residenz des Papstes, der Stadt der großen Heiligthümer, dem

Wohnort seiner nächsten Freunde, der Stätte seiner geistigen Ausbildung und geistlichen Umwandlung, dem Schauplatz seiner theuersten und glücklichsten Erinnerungen. Wohl bangte ihm vor der Uebernahme so schwerer Hirtensorgen. Indeß, er fügte sich aus Gehorsam. Hatte er doch schon lange gelernt, in der Stimme des Vaters der Christenheit den Ruf des heiligen Geistes zu vernehmen, und beseligte ihn doch trotz der geringen Schätzung seiner menschlichen Kraft und Einsicht das felsenfeste Vertrauen, daß weder ihm noch seinen Pflegempfohlenen zum Schaden gereichen könne, was nicht er aus Ehrgeiz angestrebt, sondern was der Statthalter Christi ihm aus eigenem Antriebe anvertraut.

So fügte er sich dem Rufe von Oben ohne Murren, voll demüthigen Gehorsams und heiligen Vertrauens. Den Abend des Ernennungstages — ich weiß es aus dem ersten von vielen hundert eigenhändigen Briefen des großen Mannes, dessen Leben ich erzählen darf — brachte der neue Erzbischof in Tata Giovanni zu. Hier war sein alter Freund Canonicus Storace noch; hier weilten noch die meisten jener Waisenkinder, denen er selbst bis vor zwei Jahren ein Vater gewesen; hier hatte er die glücklichsten Jahre seines Lebens in bescheidenem Wirken zugebracht. Dann bereitete er sich in stiller Einsamkeit auf den Empfang der Bischofsweihe vor. Die feierliche Handlung fand statt in der ehrwürdigen Kirche San Pietro in Vincoli, und zwar am 3. Juni, d. h. am hohen Pfingstfeste. Wie innig mag der Neugeweihte da gefleht haben, daß der heil. Geist sich auch auf ihn herniedersenken wolle! Consecrator war der Großpönitentiar des Papstes, der ehrwürdige Cardinal Castiglioni, der bald darauf als Pius VIII. den Stuhl Petri zieren sollte. Seine erste Messe als geweihter Bischof las Mastai an dem nämlichen Altare, an welchem er vor acht Jahren das erste Meßopfer als einfacher Priester dargebracht: in der kleinen Kirche Santa Anna dei Falegnami bei den armen Waisen Tata Giovanni's. Dann nahm er noch das erzbischöfliche Pallium aus der Hand des Papstes entgegen, und rüstete sich darauf zur Abreise. Einen Hirtenbrief hatte er schon am Tage seiner Weihe wie zum Gruße an seine künftige Heerde vorausgeschickt.

Graf Gabriel Mastai hatte der Consecration seines Bruders beigewohnt; er begleitete ihn auch auf der Reise; ein anderer Bruder war direct von Sinigallia nach Spoleto gereist; so konnte der neue Erzbischof in der Mitte zweier Brüder seinen feierlichen Einzug in seine Residenzstadt halten. Das geschah noch in der ersten Hälfte des Monates Juni.

Spoleto ist eins der größeren von den vielen kleinen Bisthümern Italiens. Es zählt ungefähr 150,000 Seelen. Leo XII., dessen Wiege hier gestanden, hatte es gleich nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 1823, zu dem

Range eines Erzbisthums erhoben, ohne es indeß zum Haupte einer Kirchenprovinz zu machen. Die umbrische Hauptstadt selber, das altrömische Spoletium, vor dessen Thoren Hannibal nach seinem trasimenischen Siege zurückgeschlagen ward, gehörte sammt dem gleichnamigen Herzogthume schon seit dem dreizehnten Jahrhundert zum Kirchenstaate. Im Jahre 1703 litt sie stark durch Erdbeben und erreichte seidem ihren frühern Glanz nicht wieder. Gegenwärtig zählt sie etwa 9000 Einwohner. Ihre Lage am Abhang der Appenninen ist prachtvoll; die Verbindung mit Rom war schon vor der Zeit der Eisenbahnen auf der durchgehenden Heer- und Poststraße Rom-Florenz eine rasche und bequeme.

Auf dem Bischofsstuhle von Spoleto hatte seit 1814 der spätere Cardinal Canali, seit 1821 als erster Erzbischof Monsignor Ancajati gesessen. Beide Prälaten waren von dem besten Geiste beseelt gewesen. Allein, mochte es ihnen an der nothwendigen Thatkraft, mochte es an hinreichendem Verständniß der Zeitlage, mochte es an persönlicher Liebenswürdigkeit gefehlt haben: sie hatten ihrem Amtsnachfolger eine schwere Aufgabe zurückgelassen, und zwar auf dem weltlichen Gebiete nicht weniger wie auf dem eigentlichen Kirchengrunde.

Im kirchlichen Leben herrschte noch die aus der Zeit des Unglaubens und der Revolution vererbte Gleichgültigkeit und Dürre; dem größten Theil der Geistlichkeit fehlte der rechte Eifer und die strenge Kirchenzucht; die Verwaltung der Kirchengüter befand sich in einem Zustande, für welchen der Name „Unordnung" ein äußerst milder Ausdruck war; an eine Belebung des religiösen Geistes durch Bruderschaften und Vereine, Volksmissionen und geistliche Uebungen war nicht gedacht. Dazu kam eine wahrhaft erschreckliche politische Verwilderung. Die Geheimbünde der Freimaurer und Carbonari hatten auch in Umbrien ihre Netze ausgespannt; die gebildeten Classen waren hier wie kaum irgendwo in Italien in die feindseligsten Parteien gespalten; Spoleto selbst war von politischem Hader in einem Grade beherrscht, daß jeden Augenblick der offene Kampf ausbrechen konnte.

So gab es für den neuen Oberhirten wahrlich viel zu thun. Aber er besaß auch alle Eigenschaften, um die schwere Arbeit auszuführen. Der glühendste Eifer für das Heil der Seelen erfüllte ihn. Talent und Wissen standen ihm zur Seite. Zur Erkenntniß der eingerissenen Schäden hatte er die Einsicht, zur Entfernung derselben die erforderliche Energie. Die Höchstgestellten gewann er durch die Feinheit seines Wesens, die Niedrigen durch ungezwungene Herablassung. Die Zornmüthigen versöhnte er durch Sanftmuth, die Bedürftigen richtete er auf durch Mildthätigkeit. Und mit seinen fünfund-

dreißig Jahren stand er eben „auf der Mitte unsers Lebensweges", ein Musterbild von männlicher Schönheit und Kraft, das jeder gottgefälligen Arbeit mit frohem Muth entgegensah.

Ein volles Jahr ließ der neue Hirt vorübergehen, ehe er irgendwo die Axt an ein schweres Uebel legte. Inzwischen hielt er Ohr und Auge offen, beobachtete und studirte, und — gewann die Herzen. Die Werkstätten der Arbeiter waren für ihn ebensowenig unnahbar wie die Salons der Großen. Wenn er dort half und tröstete, wußte er hier die Feinde zu versöhnen. Es dauerte nicht lange, da war der neue Erzbischof der Abgott aller Kranken und Bedürftigen geworden, und sein Haus war das Stelldichein für die bittersten politischen Gegner. Fortan war nicht mehr zu fürchten, daß in Spoleto noch eine Hand sich aus Parteihaß an der andern thätlich vergreifen werde.

Dann aber folgten die kirchlichen Reformen. Geistliche Exercitien wurden für den Klerus eingeführt; die gelockerten Bande der Kirchenzucht wurden straffer angezogen; die Ordenshäuser wurden auf die alte Strenge ihrer Regeln zurückgeführt; die Verwaltung der Kirchengüter wurde den nachlässigen und unredlichen Händen entnommen; nach dem Muster von Tatagiovanni wurde ein großes Waisenhaus für künftige Handwerker eingerichtet.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht der segensreichen Wirksamkeit des neuen Erzbischofes wollen wir einige bemerkenswerthe Einzelheiten aus den ersten Jahren seines Hirtenamtes berichten.

Die Besitzungen der Mastai waren, wie schon angedeutet, für ein Grafenhaus nicht groß. Gegenwärtig schätzt man ihren Werth auf 100,000 Thaler. Sie bestehen fast ausschließlich aus liegenden Gütern, die auf den erstgebornen Sohn des Hauses übergehen. Johannes war aber der vierte Sohn, und die Jahresgelder, welche sein Vater ihm bewilligen konnte, fielen deshalb knapp aus. Die Aemter, welche der Grafensohn bisher versehen, waren ebenfalls nichts weniger als einträglich: Tatagiovanni hatte gar nichts eingebracht, das Auditoriat für die erwachsenden Bedürfnisse noch weniger als nichts; erst das Canonicat und das Präsidium von San Michele hatten seit zwei Jahren ein leidliches Einkommen gesichert. Aber derselbe Mann, welcher die Finanzen der ihm anvertrauten Waisen- und Erziehungshäuser so musterhaft verwaltete, wußte mit seiner eigenen Habe nichts weniger als sparsam umzugehen. Jeden Pfennig erhielten die Armen und die Kranken; oft wurden sogar die nothwendigsten Kleidungsstücke fortgegeben. So begreift es sich, daß der neue Erzbischof in wirkliche Verlegenheit gerieth, wovon er die Ernennungsgebühren und namentlich die Kosten für die häusliche Einrichtung bestreiten solle. Es

scheint sogar, daß er auf seine eigene Handschrift nicht einmal das Erforderliche leihen konnte: Graf Gabriel, der Stammerbe, mußte sich für seinen geistlichen Bruder verbürgen. So bekam dieser von einem römischen Advocaten endlich 1300 Scudi, d. h. nahezu 2000 Thaler.

Nun sollte man denken, diese Summe habe er als Bischof bald wieder abtragen können. Er hätte das sicher auch gekonnt, wenn es wahr wäre, was man in Büchern liest, daß der Bischof von Spoleto ein Jahrgehalt von 6000 Scudi hatte, und wenn diese Gelder richtig eingegangen wären. In Wahrheit gehört aber der Bischofsstuhl von Spoleto zu den ärmsten in Italien, und in den damaligen trüben und geldarmen Zeiten war an ein rechtzeitiges Eingehen der fälligen Gelder nicht zu denken. Am 26. Juli, zwei Monate nach seiner Ernennung, hatte Mastai „noch keinen Pfennig eingenommen", und mußte schon wieder 600 Scudi leihen. Als er am 7. September die ersten 100 Scudi abtragen konnte, freute er sich wie ein Kind, daß er jetzt „doch etwas freier aufathmen dürfe, obwohl noch ein gar langer Weg zurückzulegen bleibe." Und in der That, es währte über sechs Jahre, und Mastai hatte Spoleto bereits verlassen, als der letzte Rest der kleinen Schuld endlich bezahlt werden konnte. Warum es so lange dauern mußte, erhellt am klarsten aus folgender Aeußerung in einem Briefe Mastai's: „Ich möchte dem Advocaten jetzt 300 Scudi zurückzahlen. Sagen Sie ihm das sofort. Denn je länger ich das Geld bei mir behalte, desto mehr wächst die Gefahr, daß ich es unter die Armen vertheile, die mich umgeben." Als die 300 Scudi zwei Monate darauf wirklich gezahlt werden sollten, waren sie richtig schon auf 200 zusammengeschmolzen.

Daß man aber ja nicht glaube, der Prälat habe für sich selbst sehr viel gebraucht. Er speiste so einfach wie es seine Stellung nur erlaubte, und seine häusliche Einrichtung war seines hohen Ranges fast unwürdig. Jede Anschaffung von einigem Belange wurde wieder und immer wieder in Ueberlegung gezogen, und für jeden Ankauf wurde den Beamten die größte Umsicht und Sparsamkeit eingeschärft. Schien eine Forderung zu hoch, wie z. B. für ein gewünschtes Gemälde, so wurde bei einem andern Maler angefragt; sollte ein kostbares Geräthe beschafft werden, wie z. B. ein silbernes Service, so hieß es: „Nein, 65 Scudi darf ich für einen Gegenstand des Luxus doch nicht ausgeben." Das hinderte den Bischof aber nicht, für seine Kirche neue Kronleuchter anzuschaffen, für seine armen Seminaristen gute Bücher zu bestellen, seiner bedürftigen Schwester Gelder anzuweisen, für seinen frühern Diener Carl und dessen Wittwe ein Jahrgehalt auszusetzen und tausend andere milde Werke zu verrichten, obwohl er selbst oft nichts als Schulden hatte.

So sehr es den von treuer Kindesliebe erfüllten Sohn drängen mußte, nach seiner Erhebung zu so hoher Würde seinen alten Vater und seine gute Mutter wieder zu sehen: er hielt es doch für seine nächste Pflicht, sich mit den Zuständen seiner Diöcese vertraut zu machen, und so ließ er beinah drei Monate verstreichen, bevor er seine ihm jetzt näher gerückte Vaterstadt besuchte. Die letzte Augustwoche brachte er in der theuren Heimath zu. Die Freude des Wiedersehens, insbesondere die Seligkeit der frommen Mutter, läßt sich ahnen. Fortan wiederholte der Sohn seinen Besuch in Sinigallia alljährlich.

Auch nach Rom pilgerte er alle Jahre, zuerst im Juni 1828. Er blieb dort in der Regel drei bis vier Wochen, welche theils zur Abwickelung von Geschäften, theils zum Besuche der frommen Stätten und der lieben Freunde, theils für die heiligen Uebungen in stiller Einsamkeit verwendet wurden. Seine Wohnung nahm er regelmäßig in seinem Lieblingshause Tatagiovanni. Gleich das erste Mal hatte er den Schmerz, seinen väterlichen Freund Storace auf dem Sterbebette zu finden. Einigen Trost durfte es ihm gewähren, die Leitung der Anstalt in die guten Hände des Canonicus Vespignani gelegt zu sehen.

Im nächsten Winter starb Leo XII., am 10. Februar 1829. Mastai hielt dem gebornen Spoletaner elf Tage darauf im Dome seiner Vaterstadt Spoleto eine Leichenrede, und zwar über den Text: „Du liebtest die Gerechtigkeit, und der Eifer für das Haus des Herrn verzehrte dich.“ Die Rede ist wunbar schön. Hätten wir das Leben Leo's zu erzählen, so müßten wir sie ganz mittheilen. Jetzt, da wir von Pius zu berichten haben, dürfen wir wenigstens einige von jenen Stellen ausheben, welche der künftige Papst, wo er von dem verstorbenen Statthalter Christi spricht, fast prophetisch wie ein Programm von sich selbst ausgesagt zu haben scheint.

Bevor er auf den hehren Thron stieg, setzte er sich auf den Richterstuhl des eigenen Gewissens, und hier erwog er von Grund aus seine Absichten. Wie heilig und gerecht sie waren, beweist nicht bloß das leuchtende Zeugniß der Weisen, sondern auch die Sprache jenes Haufens, der sich alle Tage ändert wie der Mond. Für Stolz und Ehrgeiz hatte er kein Ohr. Er wandte sich unmittelbar an Gott, und Gott zeigte ihm den Weg, den er gehen sollte. Seitdem kannte er keine andere Richtschnur für sein Handeln als die Gerechtigkeit, setzte sich kein anderes Ziel als das Wohl der Menschen, sehnte sich nach keinem andern Lohne als nach dem Ruhme, Gutes gewirkt zu haben. Gleich zu Anfang nahm er sich vor, auf keinerlei Nachrede zu achten; er verschloß sich in das kostbare Gehege der Rechtschaffenheit seiner Gedanken, und überließ getrost den äußern Schein dem Urtheil Anderer.

In den ersten Tagen seines Pontificats berief er die höchsten Kirchenfürsten



Die erste heilige Messe Pius IX.

am 11. April 1819.

zu sich, daß sie als seine festen Angeln (cardini, Cardinäle) ihm Zier und Stütze würden. Gleich Moses war auch er besorgt, Männer auszuwählen nach dem Herzen Gottes, die im Vereine mit ihm darauf sännen, ihre Völker zu regieren und glücklich zu machen. Hier mag ihn mein Schweigen lauter loben, als es meine Worte könnten. Ueberlassen wir das Uebrige den Nachkommen, wenn die Alles verzehrende Zeit den verhüllenden Schleier fortgenommen hat und nur die Wahrheit sehen läßt.

Mein Gott! Jeder Mensch ist durch die Erbschuld verurtheilt, Schweiß zu vergießen. Jeder Christ, der die Heiligkeit seines Gesetzes nicht verkennt, weiß, was er für seine Gebrechen der göttlichen Gerechtigkeit verschuldet. Aber für verschiedene Stände giebt es doch ein verschiedenes Maaß. David auf dem Throne ist nicht David auf dem Felde; Esther in Mardochäus' Hause ist nicht Esther an Assuerus' Hofe. Nun aber, höchster Fürst der Kirche, wer bist du? Beinah möcht' ich sagen: der letzte in deinem Palaste. So arg sind die schweren Obliegenheiten, die unablässigen Mühen, die Lesungen, die Audienzen, die Betrachtungen, welche dich bedrücken, und welche ohne Ruh' und Unterbrechung eine nach der andern folgen. Und da hilft kein Rath; denn die Gerechtigkeit, sagst du, verlangt von dir das Alles.

Aber vielleicht änderte er unter so viel Sorgen auf dem hohen Thron seine Natur und zeigte sich aufgebläht durch seine Größe? O, wie sehe ich ihn da so ganz in seinem gewöhnlichen Benehmen, leutselig, gütig, nachsichtig, und das nicht bloß den Fürsten und den Großen gegenüber, nicht bloß im Verkehre mit den Königen der Welt, die huldigend zu ihm kommen, sondern lieb und freundlich mit den niedrigsten seiner Diener, mit Allen, die ihm ihren Jammer klagen, mit Allen, die ihm ihre Beschwerden vortragen, mit Allen, die ihn mit ihren Kleinkrämereien belästigen, ohne daß jemals ein Vorwurf, ein scheeler Blick, ein scharfes Wort sie stößt und abschreckt.

Ob diese schönen Worte vollständig auf Leo paßten, haben wir nicht zu entscheiden. Daß sie im höchsten Grade auf unsern Pius passen, der sie damals selber sprach, weiß Jeder, der ihn selbst gesehen und sein Wirken beobachtet hat.

Am 31. März 1829 wurde an Leo's Stelle der Groß-Pönitentiar Cardinal Franz Xaver Castiglioni zum Papst gewählt, und nahm aus dankbarer Erinnerung an Pius VII. den Namen Pius VIII. an. Mastai schrieb vier Tage später über ihn: „Der neue Papst ist also gewählt, danken wir dafür dem Himmel, es ist ein vortrefflicher Mann." Der fromme und gelehrte, geschäftserfahrene und seeleneifrige Mann, welcher jetzt auf den Stuhl Petri gehoben war — „vir religiosus" war er schon vor Jahrhunderten genannt — besaß in der That nur Einen Fehler: bei steter Kränklichkeit trug er zu schwer

an der Last seiner siebenundsechzig Jahre. Er segnete das Zeitliche bereits, nachdem er Christi Heerde kaum zwanzig Monate geweidet hatte, am 30. November 1830. Sein greiser Staats-Secretär, der achtzigjährige Cardinal Albani, überlebte ihn noch um vier Jahre.


Pius VIII.

Erinnern wir uns, daß im Juli dieses Jahres die Franzosen ihren rechtmäßigen Fürsten verjagt und dafür den „Bürgerkönig" Louis Philipp eingesetzt hatten; daß im August desselben Jahres Belgien sich von Holland losriß; daß dann der Aufruhr sich nach Polen, Deutschland und der Schweiz fortpflanzte. Die freundliche Hand des Todes ersparte dem frommen Pius den Schmerz, auch in seinen Staaten die Revolution ausbrechen zu sehen. Er hatte kaum die Augen geschlossen, da erhob die Hydra auch in Italien ihr Haupt. Auch dem Erzbischofe von Spoleto, der im Sommer dieses Jahres noch seine ganze Diöcese behufs apostolischer Visitation und Firmung hatte bereisen können, wurden jetzt neue und schwere Aufgaben gestellt.

Neuntes Capitel.

Die letzten Jahre in Spoleto.



So trat das Conclave zur Wahl des neuen Papstes am 14. December 1830 in gewitterschwüler Zeit zusammen. Die Wahlfürsten der Kirche fühlten es, welch' erhöhte Verantwortung sie trugen, und desto schwerer ward ihnen die Entscheidung. Einmal drohte die Berathung sogar in der unheimlichsten Weise unterbrochen zu werden: Frevelhände ließen vor dem Quirinal eine Bombe platzen. Beinah fünfzig Tage waren vergangen, als endlich am Feste Mariä Reinigung des neuen Jahres 1831 dem von Tag zu Tag ängstlicher harrenden römischen Volke vom Balkon des Quirinal verkündet ward, der ehrwürdige Camaldulenser-Mönch Maurus Cappellari sei zum Herrn der Christenheit erkoren.

Nach einem seiner berühmtesten Vorgänger, Gregorius dem Großen, in dessen Kloster auf dem Cölius er lange Jahre als Abt gewirkt hatte, nannte der Neugewählte sich Gregor XVI. Im Jahre 1825 war er von Leo XII. zum Cardinal ernannt, und hatte seitdem die wichtige Präfectur der Propaganda verwaltet. Als er zum Papst gewählt wurde, zählte er freilich schon über fünfundsechzig Jahre. Indeß erfreute er sich noch der rüstigsten Gesundheit, die auf ein langes Wirken hoffen ließ und diese Hoffnung nicht betrogen hat: Papst Gregor XVI. stand bereits im einundachtzigsten Lebensjahre und hatte über fünfzehn Jahre die Kirche Christi mit kräftiger Hand geleitet, als der Herr ihn am 1. Juni 1846 abrief.


Gregor XVI.

Sein Nachfolger auf dem päpstlichen Throne, den die lange Dauer des Conclave's schon mit Unruhe erfüllt hatte, schrieb über ihn vier Tage nach der Wahl: „Hoch lebe der neue Papst! Ich kenne ihn sehr gut und glaube, daß die Wahl vortrefflich ist."

Am Abende des Krönungstages, den 6. Februar, drang schon nach Rom die unheilvolle Kunde, daß in Bologna der Aufstand ausgebrochen sei. Rom blieb ruhig; aber die von den Geheimbünden angeschürte Empörung, welche direct auf die Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes abzielte, verbreitete sich über die ganze Romagna und die Marken, und ließ auch Umbrien nicht unberührt. Auch in den Herzogthümern Parma und Modena bildeten sich provisorische Regierungen.

Es dauerte jedoch nicht lange, da hatten österreichische Truppen der Revolution wieder ein Ende gemacht. Fürst Metternich, der Wiener Staatskanzler, hatte sie von der Lombardei aus vorgehen lassen: theils aus Princip, um den Papst und die Herzöge in ihrem rechtmäßigen Besitze zu beschützen, theils aus Politik, um den Aufruhr von den eigenen Provinzen fern zu halten und dem Kaiserstaate die maßgebende Stellung in Italien zu wahren.

Die Bischofsstadt Spoleto hatte sich dem Aufruhre nicht angeschlossen. Es darf behauptet werden, daß diese überraschende Thatsache allein dem weisen Vorgehen des Oberhirten zu verdanken war. Als die Zustände drohend wurden, hatte Mastai sich nicht gescheut, das allzuschroffe Benehmen des päpstlichen Delegaten in Spoleto laut zu tadeln und in diesem Sinne auch nach Rom zu berichten. Die Staatsregierung, an deren Spitze wieder Cardinal Bernetti stand, hörte auf die gute Mahnung, sie rief ihren Beamten ab,

und legte auch die weltliche Verwaltung in die Hände des geistlichen Oberhirten. Sofort bildete dieser aus den eingesessenen Bürgern eine Regierungs-Commission, und berieth mit derselben voll Vertrauen die geeigneten Maßregeln. So blieb Alles in Ruhe, Ordnung und Frieden.

Da kam im Hochsommer die Unordnung von einer Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte; wie mit einem Schlage sahen sich die Spoletaner ohne eigenes Zuthun mitten in den Aufruhr und den Krieg versetzt.

Mehrere tausend Empörer, die von den Oesterreichern weiter und immer weiter zurückgedrängt waren, erschienen plötzlich vor Spoleto und drohten sich hinter den Stadtmauern gegen ihre Verfolger zu vertheidigen. Daß die Stadt vor dem Unglücke und Elende des Kampfes in ihren Mauern, vor Plünderung und vor Zerstörung bewahrt blieb, verdankte sie wieder ihrem Erzbischofe.

Mit raschem Entschlusse ging derselbe — ein anderer Leo der Große — dem kaiserlichen Befehlshaber entgegen, bat ihn flehentlich, die Stadt zu verschonen, und versprach ihm voll heiligen Vertrauens: er wolle die Rebellen ohne fremde Hülfe entwaffnen. Der General ließ sich bereden, Halt zu machen. Und in der That: es gelang den innigen Bitten und feurigen Mahnungen des Erzbischofes, die Empörer, meist jugendliche, von Anderen verführte Brauseköpfe, gegen Zusage der Straflosigkeit zur Abgabe ihrer Gewehre und Kanonen zu bewegen, und die deutschen Truppen zogen wieder ab.

Abends war die ganze Stadt beleuchtet, und die jubelnden Evviva's vor dem bischöflichen Hause wollten gar kein Ende nehmen. Aber der Demuth Mastai's widerstand es, daß von der apostolischen That so viel Aufhebens gemacht wurde. „Die Affaire von Spoleto — schrieb er am 16. Juli — ist eine Null im Verhältniß zu dem was das Gerede daraus macht. Diesen Morgen habe ich die Kirche wieder öffnen lassen, die ich seit dem 11. dieses Monats geschlossen hielt, und die inzwischen Niemand aufzubrechen wagte. Dann habe ich zu dem bethörten Volke gesprochen, und Alles ist ruhig abgelaufen und wird auch ferner bestens verlaufen. Also keine Furcht! Das darf uns jedoch nicht abhalten, inständig zu beten, denn das Bedürfniß liegt offen zu Tage."

Hier müssen wir noch eines höchst merkwürdigen Begegnisses gedenken. Unter die aufständischen Romagnolen hatten sich auch die beiden Söhne des Exkönigs von Holland, Louis Bonaparte, und der Adoptivtochter Napoleon's, Hortense Beauharnais, gemischt. Der Aeltere büßte seine Unbesonnenheit am 17. März 1831 zu Forli mit dem Tode; er war in einem Gefechte verwundet. Der Jüngere suchte sich nach der Versprengung der Freischaaren durch die Flucht zu retten, wußte aber schließlich kein anderes Hülfsmittel mehr, als sich

einem hochgestellten Geistlichen zu offenbaren. Er war an den rechten Schutzengel gekommen. Den mildherzigen Kirchenfürsten jammerte der unglückliche Jüngling; er nahm ihn in sein Haus und hielt ihn da verborgen. Dann wandte er sich nach Rom um einen Freibrief für den jungen, alle Besserung versprechenden Empörer; und als die Bitte abgeschlagen wurde, eilte er selbst nach Rom, warf sich dem Papste zu Füßen, und erlangte durch seine Thränen von Gregor die Gewähr. Der Paß ward ausgestellt, und dem Jünglinge war Freiheit und Leben gerettet. Der Gerettete, Louis Napoleon Bonaparte, sitzt jetzt seit beinah zwanzig Jahren auf dem Kaiserthrone Frankreichs. Sein Retter, Johannes Maria Erzbischof von Spoleto, heißt seit dreiundzwanzig Jahren Papst Pius der Neunte. Die Beiden haben sich im spätern Leben, freilich nicht persönlich, noch wiederholt berührt. Wir werden seiner Zeit davon hören, und dann auch sehen, ob der Gerettete sich dankbar bewies.

Im Juli waren die Oesterreicher wieder nach Hause gezogen. Schon im Januar des nächsten Jahres mußten sie wieder kommen, um in der Romagna, die sich auf's neue erhoben hatte, die Ordnung wiederherzustellen. Auch in Rom gährte es, und zur Aufrechthaltung der Ruhe mußten strenge Maßregeln ergriffen werden. In Spoleto blieb auch jetzt Alles ruhig; aber statt des politischen kam ein anderer Aufruhr in das Land, der noch schlimmer war: im Januar des Jahres 1832 wurde Umbrien von einem Erdbeben heimgesucht, welches halbe Städte zerstörte.

Da gab es für Mastai wieder vollauf zu thun. Zunächst erließ er einen Hirtenbrief, welcher auf das Unziemliche von Bällen und sonstigen Fastnachtslustbarkeiten in so schwerer Zeit aufmerksam machte. „Erdbeben und Lustbarkeiten — schreibt er an einen Freund — wie passen die zusammen? Meint man den Herrn mit solchen Vergnügungen zu versöhnen?" Dann rief er auf zu milden Beiträgen für die am härtesten Betroffenen. Darauf reiste er selbst an die Stätten des Unglücks, tröstete und segnete, half mit Rath und That. Sogar Zeitungsartikel verschmähte er nicht zu schreiben, theils um den edlen Wohlthätern zu danken, theils um durch die Erwähnung des guten Beispieles Andere zu gleichem Wohlthun zu bewegen. Einer von diesen Zeitungsartikeln des damaligen Erzbischofs und späteren Papstes mag hier folgen, da sein Inhalt auch sonst charakteristisch ist:

Unter den wahrhaft beweinenswerthen Zerstörungen, welche die Gottesgeißel des Erdbebens in der ganz armen und von localen Hülfsquellen entblößten Stadt Bevagna verursachte, hat einige edelmüthige christliche Seelen vor Allem die unglückliche Lage ergriffen, in welche die Nonnen der drei dortigen Klöster gerathen

sind; ganz zu geschweigen von der Festigkeit, welche ihnen den Muth eingeflößt hat, das Verbleiben innerhalb der gefallenen oder fallenden Mauern ihrer Klöster dem freien Verlassen des heiligen Asyles vorzuziehen. Ein Herr aus Genua hat dem Erzbischofe von Spoleto fünfhundert Franken übergeben, und ein anderer Herr aus Lombardo=Venetien hat demselben Prälaten vierhundert Franken übersendet, um dieselben zu Gunsten jener frommen Anstalten zu verwenden.

Das ganze folgende Frühjahr und den Sommer hindurch blieb Mastai auf der Rundreise durch seine Diöcese, um die durch das Erdbeben verursachten Schäden abstellen zu helfen. Hier galt es, Häuser wieder aufzubauen; dort, Ländereien neu zu cultiviren; dort, der Armuth durch directe Unterstützung oder der Verarmung durch Zuwendung einträglicher Arbeiten entgegen zu kommen.

Nun kamen für dasselbe Jahr dazu noch ansteckende Krankheiten, Nässe, Frost und Hagel, und als Folge dieser letzteren ein arger Mißwachs. Und damit auch das Aeußerste nicht fehle, nahte sich die Cholera mit ihren Schrecken, welche unter Anderen zwei Brüder Mastai's nach Rom trieb, um für die Sinigalliesen die Rücknahme des Verbotes zur Abhaltung ihres berühmten Freimarktes zu erwirken. Das Alles zusammengenommen war wohl geeignet, auch den Muthigsten muthlos zu machen.

In der That wurde Mastai bisweilen etwas muthlos; aber ganz verließ ihn nie das Gottvertrauen. Er erschrak, als er in der Nacht auf den 13. März 1832 drei neue Erdstöße verspürte; „man fährt fort zu sündigen — sagte er da — und der Herr wird nicht versöhnt." Es verdroß ihn, wenn er hörte, daß in Rom große Bestürzung herrsche; „wir wollen daran nicht theilnehmen, denn man muß sich mit heiligem Vertrauen auf den Herrn bewaffnen." Die politischen Vorgänge, hin und wieder auch die politischen Maßregeln, verstimmten ihn; indeß „es ist jedenfalls das Beste, daß man sich in Gottes Hand stellt und von ihr blind sich leiten läßt; denn eine solche Verwirrung der Dinge, wie wir sie heutzutage sehen, ist nie dagewesen." Es freute ihn, sagen zu dürfen, „daß es gegenwärtig keinen ruhigeren Ort gibt als Spoleto"; . . . „doch was nützt es, daß Spoleto ruhig ist, wenn alles Uebrige in hellen Flammen steht? Ich bedauere Rom; indeß, Rom hat's vielleicht nöthig, endlich die Tiger kennen zu lernen, denen es Aufnahme schenkt, und fast scheint es, als wolle die Vorsehung den Tag der feierlichen Enthüllung nahe bringen."

Am allerschlechtesten fuhren unter solch' traurigen Verhältnissen die niemals gut bestellten Finanzen des gräflichen Erzbischofs. Den päpstlichen Offizieren, die in Ancona capituliren mußten, hatte er auf Nimmerwiedersehen 250 Scudi geliehen; den vier= bis fünftausend Insurgenten, welche er in Spoleto

zur Abgabe ihrer Waffen beredet hatte, mußte ein Zehr- und Reisegeld gegeben werden; ein junger Taugenichts jüdischen Ursprungs, den er in San Michele zur Taufe gehalten hatte, beanspruchte ein ansehnliches Jahrgeld; die vielen durch das Erdbeben Verarmten mußten vor der äußersten Noth bewahrt werden; zu Alledem drückte noch die zum Theile unbezahlte Schuld, welche schon beim Abschiede aus Rom aufgenommen war. Wovon das Alles bestreiten? Es wäre vielleicht gegangen, wenn die verschiedenen Einnahmequellen ihren richtigen Ertrag geliefert hätten. Aber — „der Eine antwortet nicht, der Andere legt keine Rechnung mehr, der Dritte will nichts geben; so gehen alle meine Sachen dem Abgrunde zu." Indeß, das ist des frommen Bischofs Trost: „Lassen wir den Herrn nur machen, der Alles zu unserm Besten lenkt."

In der That, „der Herr lenkt Alles zu unserm Besten;" er lenkte auch die nächsten Geschicke Mastai's zu seinem und zu unserm Besten. Aber diese Lenkung war von einer Art, daß wenigstens die guten Spoletaner, und nicht ohne Grund, sich sehr darob betrübten und sie, freilich umsonst, rückgängig zu machen suchten.



Zehntes Capitel.

Der Bischof von Imola.

Graf Mastai hatte noch keine sechs Jahre in der angedeuteten Weise zu Spoleto gewirkt, als er in den ersten Tagen des December 1832 die unerwartete Nachricht erhielt, Papst Gregor XVI. habe ihn für den Bischofsstuhl in Imola bestimmt. Man hat diese anscheinend auffällige Versetzung verschiedentlich mit folgender Erzählung in Verbindung gebracht.

Eines Tages — so wird erzählt — kommt ein Agent der römischen Polizei zum Erzbischofe von Spoleto und zeigt ihm triumphirend eine lange Liste von Spoletanern, die sich in revolutionäre Umtriebe verstrickt hätten und jetzt bestraft werden sollten. Der Bischof schrickt zusammen, als er die Namen liest.

Ihn betrübt die harte Strafe, welche seinen schwer beschuldigten, jedoch im schlimmsten Falle, wie er glaubt, nur leichtsinnigen und verführten Kindern droht; und schon ist er entschlossen, sie, wenn er kann, zu retten. „Armes Kind", sagt er mit mildem Lächeln zum Agenten, „Sie verstehen sich schlecht auf Ihr und mein Geschäft. Will der Wolf die Schafe zerreißen, so zeigt er's nicht vorher dem Hirten an;" und in demselben Augenblicke wirft er die Liste in das Feuer des Kamins. Der Agent sieht ganz verblüfft darein; halb zornig, halb betreten geht er fort. Kaum ist er aus der Thüre, als Mastai sich die Beschuldigten rasch wieder notirt und ihnen auf der Stelle durch seine Vertrauten sagen läßt, was ihnen drohe. Sie retten sich glücklich durch die Flucht; Mastai aber, dessen Reden und Thun in Rom bekannt geworden, wird von Gregor zur Verantwortung gezogen und erhält einen scharfen Verweis.

So lautet die Erzählung. Was an ihr Wahres ist, können wir nicht entscheiden. Daß nicht Alles an ihr wahr sein kann, daß z. B. der Erzbischof den Beamten seiner obersten Behörde sicher nicht mit einem reißenden Wolfe verglichen hat, wird Jeder fühlen. Aber wenn es auch wahr sein sollte, daß Graf Mastai einigen verfolgten Spoletanern zur Flucht verholfen hätte und darüber von Gregor zur Rede gestellt wäre: so viel ist jedenfalls sicher, daß seine Versetzung von Spoleto nach Imola damit nicht im entferntesten zusammenhing; denn, genauer betrachtet, stellt sich diese Versetzung nicht als eine Strafe, sondern als eine Belohnung dar, als ein Beweis des Vertrauens und der Anerkennung, als eine Ehre und Beförderung.

Imola war freilich nur ein schlichtes Bisthum, während der Oberhirt von Spoleto den Titel „Erzbischof" führte. Aber wir hörten schon, daß dies ein bloßer Titel und kein Amt war, daß Spoleto nicht das Haupt einer Kirchenprovinz bildete; und den Titel eines Erzbischofes nahm Mastai auch nach Imola mit, er hieß fortan „Erzbischof-Bischof". Nun war aber das Bisthum Imola mit seiner Dotation von 9000 Scudi dem armen Spoleto gegenüber reich zu nennen; es zählte in seinem Bereiche beinah die doppelte Anzahl der Pfarreien des spoletanischen Sprengels: 108, während der letztere nur 56 hatte; es galt als einer der angesehensten Bischofsstühle der päpstlichen Staaten, welcher der Regel nach zum Cardinalate führte; und, was den Ausschlag gibt, es gehörte damals gerade zu den wichtigsten und schwierigsten Bisthümern und forderte einen kraftvollen und weisen Oberhirten.

Denn Imola liegt in der Romagna, und dieser lachende „Garten Italiens" war damals mehr als jede andere Provinz der Herd der Revolution. Der Oberhirt von Imola brauchte also in noch höherem Grade alle diejenigen

Eigenschaften des Kopfes und des Herzens, durch welche es dem Erzbischofe von Spoleto gelungen war, die Geister zu beschwichtigen und zu versöhnen. Seit beinah sieben Jahren stand Cardinal Jakob Giustiniani an der Spitze des Bisthums; die traurigen Wirren der jüngsten Zeit machten seinen dreiundsechszig Lebensjahren die Verwaltung allzuschwer; er bat in Rom, daß man die Last von seiner alten Schulter nehme. Kann es da auffällig erscheinen, wenn Gregor und sein Staatssecretär Bernetti, der alte Gönner Mastai's, den in dem Sturm der Zeiten so vortrefflich bewährten Erzbischof von Spoleto für den schweren Posten ausersahen? Auf ihn warfen sie daher ihr Auge; neben dem kräftigen Cardinal-Erzbischofe Oppizzoni von Bologna und dem jugendlichen Bischofe Grafen Folicaldi von Faenza sollte die blühende Manneskraft des vierzigjährigen Grafen Mastai fortan zu Imola die aufgeregten Romagnolen lenken und zur Ruhe bringen.

Es half den untröstlichen Spoletanern nichts, daß sie eine Deputation nach Rom entsandten, um ihren fast vergötterten Erzbischof sich zu retten; sie durften froh sein, daß sie auf Mastai's Empfehlung einen ausgezeichneten Mitschüler und Jugendfreund desselben, den bisherigen Bischof von Foligno und späteren Cardinal-Erzbischof von Ferrara, Johann Ignaz Cadolini, zum Ersatz erhielten. Mastai selbst reiste unverzüglich nach Rom, um seine Instructionen persönlich in Empfang zu nehmen und die nothwendigen Einrichtungen für die Uebersiedelung zu treffen. Am 17. December 1832 — in demselben Consistorium, welches seinen ehemaligen Reisegefährten Cienfuegos auf den Stuhl von S. Concepcion erhob — wurde Mastai's Versetzung nach Imola verkündigt.

Er befand sich an diesem Tage schon in Rom, wohin er am 10. December abgereist war. In Santa Anna wohnte er diesmal nicht; denn er hatte jetzt nicht, wie sonst gewöhnlich, bloß einen Diener mitgebracht, sondern einen Priester und drei Diener, und für diese hatte das kleine Waisenhaus keinen Platz. Die Weihnachtszeit blieb er in Rom, theils mit Verhandlungen bei den geistlichen Behörden, theils mit Einkäufen für seinen neuen Haushalt beschäftigt. Die letzteren fielen ihm schwer genug. In Spoleto hatte der Prälat sich, theils aus Neigung, theils aus Noth, fast zu bescheiden eingerichtet; in Imola, wo man an reich dotirte Cardinal-Erzbischöfe gewohnt war, durfte sein Auftreten von dem seiner Vorgänger doch nicht allzusehr abstechen. So galt es, Wagen und Pferde, Silberzeug und Tafelgeschirr, Paramente und Livreen neu anzuschaffen. Allein woher das Geld dazu nehmen? Der römische Gläubiger hatte noch immer 500 Scudi zu fordern. Ihm das jetzt zu bezahlen, war nicht

möglich; der arme Schuldner mußte vielmehr ein neues Anlehen von 4000 Scudi machen, und er that's mit schwerem Herzen.

In den ersten Tagen des neuen Jahres fuhr er wieder nach Spoleto, um seine dortigen Geschäfte abzuschließen; mit dem Beginne der heiligen Fastenzeit gedachte er sein neues Hirtenamt anzutreten. Am Feste des heil. Abtes Antonius, Donnerstag, den 17. Januar, hörten die Spoletaner zum letzten Male die Stimme ihres Oberhirten von der Kanzel in der Kathedrale; am nächsten Samstag sahen sie ihn scheiden.

Mastai ließ Wagen und Dienerschaft vorausfahren; er selbst nahm seinen Weg über Loreto, um von der Gottesmutter Schutz und Hülfe für das neue Amt sich zu erflehen; dann sprach er auch in Sinigallia vor, um seine hochbetagten Eltern zu besuchen. Er fand den Vater schon sehr hinfällig; noch in demselben Jahre sollte er ihn verlieren. Am 7. Februar, Donnerstag nach Septuagesima, fand der feierliche Einzug in die neue Residenz Imola statt. So wurde der Antrittshirtenbrief, welchen die Gläubigen der Diöcese Imola am Fastnachtssonntag von den Kanzeln hörten, zugleich ein Fastenhirtenbrief.

Die Imolesen nahmen ihren neuen Bischof auf mit all der Ehrerbietung, welche seine Stellung forderte, mit all dem Vertrauen, welches sein ausgezeichneter Ruf einflößte, und mit all der Liebe, welche seine herzgewinnende Erscheinung hervorrief. So fand er sich bald in dem neuen Wirkungskreise heimisch.

Arbeit und Sorge gab es freilich die Hülle und die Fülle. Betrachten wir zuerst die politische Lage. Gregor's Bulle vom 21. Juni 1832 hatte durch ihren festen Ton den Aufrührern zwar imponirt, sie aber nicht versöhnt; sein berühmtes Rundschreiben „Mirari vos" vom 15. August desselben Jahres, das man als einen feierlichen Verdammungsbrief gegen den falschen Geist der Aufklärung und Neuerung bezeichnen könnte, hatte den Neuerungssüchtigen klar gezeigt, daß sie nichts zu erwarten hatten; überdies waren die Universitäten noch immer geschlossen, und die Romagna litt noch an den Nachwehen des fast grausam strengen Regimentes unter Cardinal Albani.

So begreift es sich, daß die Ruhe in Ancona nur mit Hülfe der Franzosen, in Bologna und den Nachbarstädten nur durch die vereinte Hülfe österreichischer und päpstlicher Truppen aufrechtgehalten werden konnte und trotzdem noch zu wiederholten Malen gestört wurde. Auch in Imola erhob sich am 3. März ein freilich an und für sich nicht bedeutender Tumult; aber die Folgen desselben machten sich auf lange Zeit in schmerzlicher Weise geltend, da die Behörden nur durch zahlreiche Arretirungen, die beinah vierzehn Tage lang fortgesetzt wurden, der Wiederholung vorbeugen zu können glaubten.

Die Stadt blieb fortan ruhig. Wir dürfen jedoch unbedenklich sagen, daß diese Ruhe weniger den strengen Maßregeln des Militärs zu danken war, als dem versöhnenden und klugen Benehmen des geistlichen Oberhirten, obwohl derselbe hier nicht wie in Spoleto auf die Verwaltung und Justiz unmittelbaren Einfluß hatte. Wie in Spoleto, so machte er auch in Imola sein Haus zum Sammelpunkt aller Parteien. Hier durfte manche Ansicht ausgetauscht und manches freie Wort gesprochen werden, ohne daß sofort Verdächtigungen und Anklagen folgten. Der liebenswürdige Wirth selbst stand in der Mitte der Parteien, oder besser: er stand über den Parteien, und nach der linken wie der rechten Seite hin konnte er mit Erfolg von übereilten und gefährlichen Schritten abmahnen. So hatte er schon nach Verlauf von drei Monaten die Hochachtung und Liebe Aller in solchem Grade sich erworben, daß sein Geburtstag am 13. Mai zum Anlaß wurde für ein großes öffentliches Freudenfest. Der Bischof freute sich darüber herzlich; aber an die freudige Empfindung knüpfte sich für ihn sofort der ernste Gedanke: „Die Wahrheit ist, daß die Zeit verfliegt, und daß jetzt einundvierzig Jahre dahin sind. Denken wir an das ewige Leben!"

Neben dieser mehr privaten Thätigkeit auf dem politischen und bürgerlichen Gebiete entwickelte der neue Bischof eine so umfangreiche als tiefgreifende Wirksamkeit auf dem kirchlichen Boden, seinem nächsten und eigentlichsten Arbeitsfelde.

Es war mit der Diöcese nicht gerade schlecht bestellt; guter Wille war vielfach vorhanden, und guter Same war reich ausgestreut. Aber der Wille mußte an den meisten Orten neu entfacht, die Saat mußte an den meisten Stätten zum Keimen gebracht, vielfach mußte auch noch frischer Same gesäet werden. Es war ein Glück für den neuen Oberhirten, daß er selbst so arbeitskräftig war. Denn er fand einen altersschwachen Generalvicar vor, den er aus rücksichtsvoller Schonung doch nicht gleich entfernen mochte. So mußte er selbst den größten Theil der Arbeit übernehmen oder sich doch mit seinem treuen Freunde Stella darein theilen. Canonicus Stella war schon in Spoleto der treueste Gehülfe Mastai's gewesen; er war dann mit demselben nach Imola gezogen; er ging später mit ihm auch nach Rom, und ist noch heute mit dem Titel eines Monsignor und dem Amte eines Garderobemeisters der Hausgenosse und vertraute Freund Pius des Neunten.

Wir wollen hier nicht wiederholen, was sich von selbst versteht, daß die Hirtensorge Mastai's in Imola genau wie in Spoleto sich vor Allem auf die Besserung der Kirchenzucht, die Reformation der Klöster, die prompte Verwaltung der Kirchengüter und Aehnliches hinwandte. Hier möge vor Allem das

hervorgehoben sein, was die persönliche Thätigkeit des Bischofes hervorragend in Anspruch nahm.

Zunächst stellte er sich die Aufgabe, als Führer und Lehrer mit seinem Klerus in persönliche Beziehung zu treten und so mit aller Kraft auf dessen Fortschritt in Wissenschaft und Tugend hinzuwirken. Deshalb besuchte er oft das Seminar, dessen Lehrzweige er vervollständigt hatte, wohnte den Unterrichtsstunden häufig bei und griff selbst in den Unterricht ein. Er gründete im Kloster Piratello ein eigenes Exercitienhaus und leitete in demselben alle Jahre zweimal in eigener Person die heiligen Uebungen für seine Pfarrer und Capläne. In seinem Hause stiftete er eine „biblische Akademie", worin allmonatlich die Geistlichen in freien Conferenzen biblische Fragen mit einander besprachen, bald auf Grund eines gediegenen Werkes, bald im Anschlusse an eine schriftliche, von einem Mitgliede der Conferenz verfaßte und verlesene Arbeit. Wie mußte der Klerus durch ein solches Beispiel seines Oberhirten angefeuert, wie mußte er durch eine so praktische Anleitung angeregt und gefördert werden!

Die bischöflichen Visitations- und Firmungsreisen begannen schon im ersten Sommer. Wohin immer der Bischof kam, und wär's das kleinste Dorf gewesen, das Volk sah ihn die Kanzel besteigen und hörte da aus seinem beredten Munde apostolische Tröstungen, Belehrungen und Mahnungen. Auch die Domkanzel bestieg der Bischof oft, und als die schweren Zeiten der Cholera kamen, oder wenn sonst ein Unglück ausbrach, sei's allgemein, sei's für einen bestimmten Ort: niemals fehlte der Trost, niemals die Hülfe des Oberhirten; unverweilt verordnete er öffentliche Gebete zur Abwendung des Jammers, schrieb er trostreiche Hirtenbriefe, deutete er in Predigten die Fügungen des Himmels aus und lehrte sie zum Besten der Seele benutzen, half er endlich den Bedrängten oft über seine Kraft hinaus mit Rath und That.

Unzählig und überaus rührend sind insbesondere die Erweise seiner Mildthätigkeit; wir werden später noch von einigen derselben hören.

Auch auf die Schaffung und Verbreitung einer guten Volksliteratur nahm der Oberhirt Bedacht. Anfangs ließ er sich oftmals Sendungen aus Rom kommen und vertheilte dann auf seine Kosten die einzelnen Bücher; doch schon nach ein paar Jahren genügte ihm das nicht mehr: fortan hatten seine römischen Freunde ihm nur noch wissenschaftliche Werke für seinen und seiner Seminaristen Gebrauch zu besorgen; eine Sammlung von erbaulichen Schriften ließ er in Imola selbst drucken und in der ganzen Diöcese verbreiten.

Wie in Spoleto, so führte Mastai auch in der Diöcese Imola zur Unterstützung und Belebung der ordentlichen Seelsorge die außerordentliche Lehr-

und Bußübung der Volksmissionen ein. Bald ließ er Jesuiten-Patres für dieselbe kommen, unter ihnen seinen heiligmäßigen Jugendfreund Odescalchi; bald waren es Weltgeistliche, die er zu der Reise von Rom veranlaßte, unter ihnen der jetzige Erzbischof Jacovacci. In der Regel aber nahm er selber Theil, wohnte den Predigten bei, trat für erkrankte Redner ein, eröffnete und schloß mit Hochamt und Predigt die große Andacht.

Natürlich ruhte der vormalige Waisenvater nicht, bis er auch an seinem neuen Sitze ein kleines Tatagiovanni gegründet hatte. In Imola liefen elternlose Kinder gerade so wild und verlassen umher, wie Borgi sie in Rom gefunden und von der Straße aufgelesen hatte. Der Nachfolger Tata's ließ sie nun in Imola auflesen, und sieben Geistliche nebst sieben barmherzigen Schwestern des heil. Vincenz von Paul wurden beauftragt, für die Pflege, den Unterricht und die Beschäftigung der Waisen zu sorgen.

Es gab noch eine andere, aber vornehmere Sorte von Pfleg- und Aufsichtslosen, welche der Hülfe bedurften; der Oberhirt hatte den Uebelstand kaum gemerkt, als er auch schon auf die Abhülfe Bedacht nahm. Verschiedene Candidaten der Theologie, welche nur den Lehrstunden im Seminar beiwohnten, in dieses selbst aber, theils wegen Mangels an Platz, theils wegen ihres Unvermögens zur Zahlung des Kostgeldes, nicht aufgenommen waren, führten ein leichtsinniges und ärgerliches Leben. Sofort bemühte sich der Bischof, die erforderlichen Geldmittel zum Aufbau und zur Einrichtung eines Convictes zusammen zu bringen; und es dauerte nicht lange, da stand das Convict neben dem Seminare, und alle mittellosen Theologen fanden darin gegen sehr geringe oder auch ohne jegliche Vergütung Kost und Wohnung, sobald sie nur empfehlende Studien- und Sittenzeugnisse vorzeigen konnten.

So verging in raschem Fluge ein Jahr nach dem andern, und jedes neue Jahr wurde mit neuen segensreichen Maßregeln und Einrichtungen in der Diöcese bezeichnet. Da konnte es nicht fehlen, daß der religiös-kirchliche Geist der Gläubigen von Jahr zu Jahr sich besserte; es konnte nicht ausbleiben, daß der Welt- und Ordensklerus einen stetig wachsenden Seeleneifer zeigte und dem Volke mehr und mehr durch sittenreinen Wandel Beispiel und Muster ward; es konnte endlich gar nicht anders kommen, als daß der Bischof von Tag zu Tage in der Liebe und Verehrung Aller höher stieg, daß er von seinen Untergebenen auf den Händen getragen und von seinen bischöflichen Amtsbrüdern als das Muster eines frommen, weisen und kraftvollen Oberhirten bewundert wurde.

Bei solcher Lage der Dinge war denn eigentlich Niemand überrascht, son-

dern Alle riefen: „Endlich! endlich!" — als nach Verlauf von beinah sieben Jahren Papst Gregor XVI. die Frömmigkeit, die Wissenschaft und die Verdienste des Bischofes von Imola dadurch anerkannte und mit dem ehrenvollsten Preis belohnte, daß er ihn unter die kleine Zahl der höchsten Kirchenfürsten, unter die siebzig Cardinäle der heiligen römischen Kirche aufnahm.

Elftes Capitel.

Der Cardinal-Bischof.



Angesichts der ausgezeichneten Persönlichkeit und der höchstverdienstlichen Thätigkeit Mastai's, wie wir sie bisher kennen lernten und wie damals alle Näherstehende sie kennen mußten, kann es Wunder nehmen, daß er auf den Purpur so lange warten mußte.

Freilich war er noch immer jung; er stand erst in der Mitte der Vierziger Jahre. Aber schon waren Jüngere als er zu Cardinälen befördert, und unter diesen nicht bloß die tüchtigsten Hof- und Verwaltungsbeamten, wie Brignole, Mattei, Patrizi, Amat und Mastai's eigener Vetter Ferretti, sondern auch Erzbischöfe, wie della Genga von Ferrara, Corsi von Pisa und Falconieri von Ravenna. Und wenn Mastai auch nur einem schlichten Bisthum vorstand, so hörten wir schon, daß gerade dieser angesehene und wichtige Stuhl seinem Bischofe in der Regel bald den Cardinalshut eintrug. Mastai's Vorgänger Giustiniani war kaum sechs Monate nach seiner Berufung auf den Bischofsstuhl zu Imola auch mit dem Purpur bekleidet; und seinem Nachfolger Baluffi verlieh Pius IX. die nämliche Auszeichnung schon nach drei Monaten. Zweimal im Lauf der Zeiten hatte die Welt sogar erlebt, daß der Stuhl von Imola unmittelbar zum Stuhle Petri führte: 1655 war der Cardinal-Bischof Fabius Chigi als Alexander VII., 1800 der Cardinal-Bischof Barnabas Chiaramonti als Pius VII. zum Statthalter Christi erkoren.

Wie kam es nun, daß der gegenwärtige Oberhirt von Imola — derselbe Mann, welchen zehn Jahre später die vereinigten Cardinäle als den würdigsten

aus ihrer Mitte zu ihrem gemeinsamen Herrn auserkoren — so lange auf die übliche Auszeichnung zu warten hatte?

Sagen wir es offen! So hohen Ansehens die Person Mastai's, so warmer Anerkennung sein amtliches Wirken sich zu erfreuen hatte: ganz tadellos erschien den römischen Behörden seine Gesinnung und Thätigkeit doch keineswegs. Bald nach der Uebersiedelung Mastai's nach Imola war das Staatssecretariat aus den Händen Bernetti's in jene des Cardinals Lambruschini und die oberste Leitung der inneren Staatsangelegenheiten an den Cardinal Gamberini übergegangen. Dieser Wechsel bedeutete den festen Entschluß Gregor's, fortan die Zügel der Regierung noch straffer anzuziehen, sich nach den strengsten conservativen Grundsätzen zu richten und den Wünschen und Forderungen der Neuzeit nicht das Mindeste einzuräumen. Und so wurde es gehalten, so lange Gregor lebte.

Mastai, seinem ganzen Wesen nach zur Milde, Nachsicht und Versöhnung geneigt, theilte jene Verwaltungsgrundsätze nicht völlig. Dazu kam sein gewissermaßen von den Ahnen überkommener Patriotismus, dem es ein Dorn im Auge war, daß Franzosen und Deutsche in seinem schönen Vaterlande die Ruhe aufrechthalten mußten und bei der Ohnmacht und dem Wirrwarr in den italienischen Staaten ihrerseits die gebietenden Herren spielten. Da konnte es nicht ausbleiben, daß er sich wiederholt mit tiefem Schmerze über die traurige Lage der Heimath und mit unverholenem Tadel über diese oder jene Maßregel der oberen und niederen Behörden aussprach. Und wie die Menschen einmal sind, so konnte es wohl auch nicht ausbleiben, daß solche Aussprüche seines Mundes, oft entstellt und übertrieben, von dienstfertigen oder böswilligen Zuträgern überbracht wurden, so daß schließlich sein ganzes auf Versöhnung und Beruhigung hinzielendes politisch-sociales Wirken in den Augen der Behörden eine verdächtige und unliebsame liberalistische Parteifärbung erhielt. „Nella casa di Mastai anche i gatti sono liberali; im Hause Mastai's sind selbst die Katzen liberal" soll Lambruschini einmal zornig ausgerufen haben, als der Bischof von Imola ihn, vergebens freilich, um die Begnadigung eines wegen seiner politischen Gesinnungen exilirten Anverwandten bat.

Wir werfen darum keinen Stein, weder auf den Minister, noch auf den Bischof. Beide waren von den edelsten Absichten geleitet; sie suchten das Heil des Staates und der Kirche nach bester Erkenntniß der Mittel und der Wege zu erreichen; es war nicht ihre Schuld, sondern es kam auf Rechnung ihrer verschiedenartigen Erziehungsweise, Lebenserfahrung und angebornen Neigung, wenn sie in dem Urtheile über die besten Mittel und Wege auseinander gingen.

Aber wir begreifen jetzt, daß die nächsten Rathgeber des greisen Papstes nicht gerade unbedingten Grund hatten, ihren Herrn schon bei dem ersten Anlasse an die Beförderung des Bischofes von Imola zu erinnern. Und wenn sie ihn nach Verlauf einiger Jahre dennoch vorschlugen, oder wenn Gregor die Ernennung schließlich aus eigenem Antriebe vornahm, so können wir darin nur einen hochherzigen Zug der edelsten Gerechtigkeit erblicken.

Mastai selbst ertrug die scheinbare Zurücksetzung mit vollkommener Ruhe, auch dann noch, als sein an Lebensjahren freilich älterer Nachfolger in San Michele, Monsignor Tosti, ihm vorgezogen war. Oft genug machte man ihn aufmerksam, daß bei der nächsten Cardinals-Promotion endlich doch auch an ihn die Reihe kommen müsse. Er aber hat nur Wünsche und Gebete für das Leben und die Gesundheit der alten Cardinäle, deren Krankheit ihm gemeldet wird; er ist voll Trost und Freude über die Ernennung so ausgezeichneter Persönlichkeiten, wie es z. B. die neuen Cardinäle Amat, della Genga, Mezzofanti, Angelo Mai, Soglia, Falconieri und Ferretti waren; er spricht nur in Ausdrücken unbegrenzter Ehrerbietung und liebevollster Theilnahme von Gregor XVI. und dessen Freuden und Leiden; und wenn er einmal daran denkt, daß der Purpur auch ihm zugetheilt werden könne, dann erfüllt den armen Prälaten, in dessen Kasse stetig Ebbe herrscht, sofort der weitere Gedanke mit gelindem Entsetzen: wovon er doch die großen Kosten der alsdann unerläßlichen Feierlichkeiten bestreiten solle. „Denke ich an die Ausgaben, so hoffe ich zu Gott, daß ich sie nie zu machen brauche; es würde sonst einen wahren Ruin geben."

So schrieb er noch im Januar 1838. Beinah zwei Jahre später, am 23. December 1839, wurde er von Gregor „creirt und in petto reservirt", d. h. zum Cardinal ernannt, aber noch nicht öffentlich genannt. Ein Jahr darauf, im Consistorium vom 14. Dec. 1840, erfolgte die Publication, und gleichzeitig — denn Mastai war nach Rom geladen — die feierliche Einführung in das Collegium der Cardinäle. Seinen Platz erhielt er unter den Cardinal-Priestern. Am Abende desselben Tages empfing er mit üblichem Gepränge in seinem Absteigequartier die Glückwünsche der officiellen großen Welt. Kurz darauf nahm er in glänzender Auffahrt von der ihm zugewiesenen Titularkirche Besitz: es war die Kirche der hl. Märtyrer Marcellin und Petrus an der Porta di San Giovanni.

So war aus dem „Monsignor" eine „Eminenz", aus dem Erzbischof-Bischof" ein „Cardinal-Bischof" geworden: Mastai gehörte fortan als Cardinal-Priester zu den siebzig Wahl- oder Kurfürsten der Kirche, zu dem kleinen und enggeschlossenen Kreise derer, welche allein das Vorrecht haben, nach ein-

getretener Erledigung des apostolischen Stuhles den neuen Papst zu wählen, und ebenfalls allein die Fähigkeit, zum Papst gewählt zu werden.

Diese beiden Vorrechte — die active und passive Befähigung zur Papstwahl — waren aber auch die einzigen von wesentlicher Bedeutung, welche dem Bischofe von Imola durch seine Cardinalswürde zu Theile wurden. Anders freilich wäre es gewesen, wenn er in der Hauptstadt der Christenheit gelebt hätte. Dort bilden die Cardinäle den engeren und höchsten Rath des Papstes und dessen glänzendes Geleite. Sie sind sein Ehrenkranz, wo immer er als Hohepriester oder König feierlich auftritt. Sie versammeln sich um ihn in den Consistorien, wo er an sie zunächst seine Ansprachen hält, und ihnen seine Bullen, Breven und Ernennungen zur Bestätigung mittheilt. Sie treten auf seinen Wunsch an die Spitze der zahlreichen Congregationen, welche sich in die Erledigung der aus der ganzen katholischen Welt nach Rom zusammenströmenden Anfragen, Bitten und Beschwerden theilen. Sie übernehmen auf sein Geheiß die höchsten Amts- und Ehrenposten in der Verwaltung der geistlichen und weltlichen Geschäfte: die Staatssecretariate des Aeußern und des Innern, das Generalvicariat von Rom und das Präsidium des Staatsrathes, das Amt des Pönitentiars und Prodatars, das Secretariat der Breven und der Denkschriften.

Aber das gilt Alles im Grunde nur für die in Rom weilenden Cardinäle, deren Zahl durchschnittlich etwa dreißig beträgt; sie sind — um einen naheliegenden und treffenden Vergleich zu gebrauchen — gleichsam die wirklichen Domherren des Papst-Bischofes, freilich Domherren mit Fürstenrang, Brüder und Söhne des Papstes, Prinzen des Papstköniges. Die Cardinäle außerhalb Rom's dagegen sind wie Ehrendomherren, denen zu Gunsten anderweitiger Obliegenheiten die Pflicht der Ehrenassistenz erlassen ist, die mit ihren römischen Collegen fast nur die Ehre, nicht auch die Pflichten theilen, und die der Regel nach nur für einen Fall, für den Fall der Papstwahl, in vollem Maaße Platz und Rang, Pflichten und Rechte im „heiligen Collegium" der siebzig Kurfürsten in Anspruch nehmen. Freilich werden auch die auswärtigen Cardinäle bestimmten Congregationen als Mitglieder zugetheilt; doch können sie begreiflicher Weise von ihrem Stimmrechte dort in der Regel keinen Gebrauch machen, und auch von den Arbeiten dieser Congregationen wird ihnen nur ausnahmsweise eine übertragen. So hatte es eine fast nur formelle Bedeutung, daß Mastai zum Mitgliede der Congregationen für Bischöfe und Regularen, für die Disciplin, für die Riten und für die Verwaltung des Petersdomes ernannt wurde.

Der neue Cardinal war nun mit einem Male über alle Patriarchen und Erzbischöfe erhoben; aber er blieb nach wie vor der einfache Bischof von Imola, und vorläufig hatte sich — nachdem die feierliche Einführung in Rom und die jubelnde, mehrere Tage dauernde Empfangsfeier in Imola vorüber war — in seinem Leben und Wirken nichts Anderes geändert, als daß er fortan statt des violetten Prälatengewandes den Purpur der Cardinäle trug, und daß er jährlich einige tausend Scudi mehr einzunehmen hatte.

Daß diese Mehrung der Einnahme keine Mehrung des Vermögens der neuen Eminenz zur Folge hatte, braucht kaum gesagt zu werden: nur die frommen Anstalten, die Kirchen und die Armen zogen daraus Nutzen. Es grenzt in der That an's Unglaubliche, wie weit die Mildherzigkeit und Mildthätigkeit Mastai's ging. Es sind uns viele schöne Züge davon aufbehalten; nur drei derselben mögen hier kurz erzählt werden.

Eines Tages bringt eine arme alte Frau in's Arbeitzimmer des Prälaten und klagt ihm ihre bittere Bedrängniß. Mastai untersucht alle Kisten und Kasten, die großen wie die kleinen; aber das ist ein vergebliches Bemühen, es findet sich kein Heller baaren Geldes. Da greift er in den Silberschrank und gibt der Frau sein Handbesteck: das möge sie auf dem Pfandhause versetzen, das Geld für sich behalten und ihm den Pfandschein bringen; er werde dann das Pfand schon wieder einlösen. Mit Freudethränen dankt die Frau, geht fort, versetzt das Werthstück und bringt dem Prälaten den Schein. Aber des Abends kommt zu diesem der Haushofmeister in der peinlichsten Verlegenheit und meldet: das Handbesteck, ein Erbstück von der Gräfin-Mutter, sei verschwunden und könne nur gestohlen sein; aber, was noch schlimmer sei, der Dieb müsse sich unter den eigenen Hausleuten befinden; denn von draußen habe Niemand in das Zimmer kommen können. „Du hast Recht", erwiederte Mastai lächelnd, „der Dieb ist auch im Hause; aber wirf nur auf Niemanden Verdacht, denn ich bin selbst der Dieb."

Ein ander Mal gab er einem Manne, der augenblicklich vierzig Thaler nöthig hatte, zwei silberne Leuchter; die möge er nur verkaufen. Sofort bringt der Beglückte die Leuchter zu einem Goldarbeiter. Aber Dieser kennt dieselben als Eigenthum des Cardinals, heißt den Verkäufer unter irgend einem Vorwande ein wenig in seinem Hause warten, und eilt sofort in die bischöfliche Residenz. „Sind Ew. Eminenz nicht kürzlich bestohlen?" — ‚Nicht, daß ich wüßte, lieber Herr.' — „Aber man bot mir eben ein paar Leuchter zum Kaufe an, und die gehören Ew. Eminenz." — ‚Meinen Dank für Ihre Theilnahme, mein Freund; indeß, beruhigen Sie sich, man hat mich nicht bestohlen. Kaufen

Sie die Leuchter unbedenklich, wenn Sie wollen; mir gehören sie nicht mehr.' — Schon begann der Goldarbeiter den Zusammenhang zu ahnen, und auf seine eindringlichen Fragen gestand ihm der Verkäufer auch die Wahrheit. Da wirkte der Edelmuth des Bischofes auf ihn mit all' der Macht, welche das gute Beispiel hat: nachdem er dem Verkäufer die benöthigte Geldsumme eingehändigt, trug er die Leuchter gleich wieder zum Cardinal und sagte: „Ich weiß Alles, Eminenz, und hier sind Ihre Leuchter; dem Manne ist geholfen."

Wieder einmal entdeckte der Haushofmeister voll Verdruß in der Cardinals-Kasse eine trostlose Leere, obwohl am Morgen noch fünfhundert Franken darin waren. „Nun haben Ew. Eminenz wieder Alles fortgegeben, und mir bleibt kein Pfennig, um morgen die Tafel zu bestreiten!" — ‚Weshalb die Angst und Sorge, lieber Freund; hat der gute Gott, der selbst die Vögel des Feldes ernährt, nicht auch uns das tägliche Brod versprochen?' — „Sehr schön, Eminenz; aber ich weiß doch nicht, woher ich das Nothwendige für morgen beschaffen soll." — ‚Morgen ist Freitag, also Fasttag. Gieb mir also zum Mittag etwas Käse; den haben wir ja noch wohl im Hause.' — „Nichts als Käse, Eminenz? Nun denn, in Gottes Namen; aber für den Abend habe ich ebenfalls nichts; was soll ich da denn bringen?" — „Wiederum Käse", antwortete ruhig und heiter der Cardinal seinem höchst unzufriedenen Diener.

Indeß, mit solchen kleinen Spenden an einzelne Arme und Elende begnügte sich der Bischof nicht. Viel größere Summen verwendete er Jahr um Jahr für das Waisenhaus und das Convict, deren Gründung durch ihn wir schon hörten. Andere bedeutende Ausgaben hatte er für die Erhaltung, Verschönerung und Ausschmückung seiner Kirchen, insbesondere für den Dom, der unter seiner Regierung die ihm bisher fehlende Marmorfronte erhielt. Neue Unkosten von großem Belange machte ihm in den letzten Jahren seiner Amtsverwaltung die Stiftung einer Anstalt der Nächstenliebe, welche seinem Wirken gewissermaßen die Krone aufsetzte.

Das war eine Anstalt für gefallene Mädchen. Lange schon hatte sein Herz geblutet vor Mitleid mit diesen unglücklichen Geschöpfen, die im Strome der Welt nur zu oft einem elenden und lasterhaften Leben und schließlich einem schrecklichen Tode anheimfielen. Endlich war ein Haus für sie gekauft; die Einrichtung war vorbereitet; und der getreue Hirt, welcher die verlorenen Schäflein zu retten sich mühte, jubelte vor Freude, als die zuerst von Rom und dann vom Mutterhause zu Angers wiederholt durch eigenhändige Briefe erbetenen Pflegerinnen, vier Schwestern des Ordens vom guten Hirten, endlich am 3. Sept. 1845 in Imola eintrafen. Bis die Einrichtung des neuen Ho-

spizes mit ihrer Hülfe ganz vollendet war, beherbergte er sie unter seinem eigenen Dache; und die bescheidenen, nur an's Dienen gewöhnten Nonnen vermochten sich kaum darein zu fügen und zu finden, daß ein Cardinal es nicht unter seiner Würde hielt, sie persönlich mit der größten Aufmerksamkeit zu bedienen. Doch, wie froh der Bischof über die endliche Erfüllung seines Herzenswunsches war, läßt sich am besten aus dem Briefe erkennen, den er am 14. Sept. an die Oberin des Mutterhauses richtete:

Ew. Ehrwürden werden von Ihren Töchtern schon Näheres über deren glückliche Ankunft in Imola gehört haben. Ich halte es jedoch für meine Pflicht, Ihnen diese auch meinerseits zu melden, und Ihnen zugleich die große Freude auszudrücken, welche ich beim Anblicke dieser kleinen Schaar gottgeweihter Jungfrauen empfand, die in den nächsten Tagen ihr heiliges Werk zur Rettung so manches verlorenen Schäfleins beginnen werden. Ich bin überzeugt, daß sie dieselben mit der Gnade Gottes in den Schafstall des Hirtenfürsten Jesus Christus zurückführen werden. Ewig gepriesen sei dieser Gott der Barmherzigkeit! Ew. Ehrwürden aber bitte ich, die Versicherung meiner tiefgefühlten Dankbarkeit zu genehmigen. — Es gereicht mir zur Freude, daß die Schwestern bei mir in meinem Hause sind. Ich habe allen Grund zum Danke gegen Gott, der die Herzen der Menschen in Seinen Händen hält; doch es scheint mir, daß Er die Herzen Ihrer Töchter nicht bloß in Seine Hände, sondern in Sein eigenes Herz eingeschlossen hat. Ich werde nicht ermangeln, sie in jeder Weise zu unterstützen. . ."

Diese Unterstützung hatte mit der von Mastai selbst bis in die kleinsten Einzelheiten überwachten Einrichtung des Klosters begonnen. Der Cardinal ließ es sich auch nicht nehmen, die Schwestern am 1. October in das fertige Haus einzuführen. Erst las er die heil. Messe, während derselben nahm er der Oberin das Glaubensbekenntniß ab, dann hielt er im Beisein seiner Geistlichkeit eine ergreifende Ansprache. Den Klerus hatte er zu der Feier mit Absicht eingeladen: „damit es Allen kund werde, wie theuer ihn die neue Stiftung sei, und wie sein Geist, sein Herz, sein Auge stets über diese Heerde frommer Schwestern und armer Büßerinnen wachen werde."

Man sollte denken, ein Oberhirt, der in solcher Weise, mit dem vollen Aufgebote seines Eifers, seiner Weisheit und seiner Habe, für das leibliche und geistige Wohl seiner Diöcesanen Sorge traf, hätte vor Allem bei der bürgerlichen Obrigkeit seiner Residenzstadt eine dankbare Verehrung finden müssen. Man sollte vermuthen, der Gründer und Erhalter von Waisenhäusern, Besserungs-Anstalten und akademischen Convicten, der Wohlthäter aller Armen, der Beschützer jedes Verfolgten hätte vor Allem bei der Stadtbehörde gelten müssen als ein wahrer Engel, welchen Gott gesandt. Allein dem war nicht so. Der

Mann, welchem fast Jedweder die höchste Verehrung zollte, hatte keinen hartnäckigeren Gegner als den Bürgermeister seiner Stadt. Der strengconservative, überall die schärfsten Maßregeln und Strafen vorziehende Gonfaloniere Imola's konnte den milden, stets für Nachsicht und Versöhnung stimmenden Bischof nicht ausstehen. Der Cardinal hatte unter dieser Abneigung schon viel gelitten; er sollte noch kurz vor seinem Scheiden durch den Bürgermeister eine empfindliche Beleidigung erfahren.

Der frommen Gattin des Gonfaloniere war der Gedanke gekommen, ob es vielleicht möglich sei, die unselige Gegnerschaft dadurch zu beseitigen, daß sie den Cardinal mit ihrem Haus verbände. So richtete sie denn an ihn die Bitte, bei dem Kinde, welches sie demnächst erwartete, die Pathenstelle übernehmen zu wollen. Der Prälat ging mit Freuden auf ihren Gedanken ein. „Gern will ich das thun, und ich bin froh, auf diese Weise mir einen Freund mehr zu erwerben.“ Aber noch eine Schwierigkeit galt es zu überwinden. Die Dame wußte, daß ihr Mann niemals zu bewegen sein werde, dem Cardinal die Pathenstelle anzutragen; und mit banger Miene trug sie dem Letzteren dies neue Hinderniß vor. „Sonst nichts?“ erwiederte der Kirchenfürst mit sanftem Lächeln; „nun, meine Tochter, so werde ich ihn selber darum bitten.“

Er that es gleich am andern Tage, als er mit dem Bannerherrn zu einer Berathung über das städtische Hospiz zusammentraf. Nach dem Schlusse der Verhandlung redete er den Beamten in herzlichem Tone an: „Mein lieber Graf, empfangen Sie meine Glückwünsche. Gestern hat Ihre Frau Gemahlin Ihr gemeinschaftliches Glück mir mitgetheilt. Gott bereitet Ihnen eine große Freude, und ich nehme an Ihrem Glücke den herzlichsten Antheil. Indeß, haben Sie schon einen Pathen?“ — „Noch nicht!“ war die kurze, kalte Antwort. — „Um so besser“, fiel lebhaft der Bischof ein, „dann möchte ich mich selbst Ihnen dazu in Vorschlag bringen.“ — „Sie? Sie? Ein Liberaler? Niemals, niemals!“ erwiederte mit Heftigkeit der Bannerherr, und drehte mit Verletzung des einfachsten Anstandes dem Cardinal-Bischofe verächtlich den Rücken zu.

Das that weh. War die schimpfliche Beleidigung für ein so edles Herz wie Mastai auch leicht verschmerzt und vergeben; die arge Feindseligkeit, welche der schnöden Behandlung zu Grunde lag, mußte ihn tief betrüben. Indeß, er gab die Hoffnung auf eine Sinnesänderung nicht auf; und es verging kein voller Monat, da nahm der Bannerherr das wiederholt gestellte Anerbieten so beschämt als freudig an. Wie aber hieß damals die Frage des Prälaten? „Den Bischof von Imola haben Sie als Pathen ausgeschlagen, werden Sie jetzt den Bischof von Rom annehmen?“

Die Frage wurde im Quirinal zu Rom gestellt; der Gefragte stand an der Spitze einer imolesischen Deputation; und der Cardinal-Bischof von Imola, Johannes Maria Graf Mastai-Ferretti, hieß jetzt **Papst Pius IX.**



Zwölftes Capitel.

Rüstungen zur Papstwahl.

Mastai war von Imola nur sehr selten nach Rom gekommen, zumal seitdem er Cardinal geworden. Der Weg war beinah dreimal so weit wie der von Spoleto nach Rom und vor der Zeit der Eisenbahnen höchst beschwerlich. Nur einen oder den andern Begleiter und Diener mitzunehmen, wie es der Hirt von Spoleto gewohnt war, erlaubten Brauch und Sitte dem Cardinal-Bischofe nicht. In der christlichen Welthauptstadt selbst aber mußte er fortan, seinem fürstlichen Range entsprechend, einen Aufwand machen, der seiner Kasse eben so wenig wie seiner Neigung zusagte.

Desto öfter führte ihn sein Weg nach dem näher gerückten Sinigallia, von welchem aus man überdies so leicht nach Loreto gelangen konnte. So lange die Mutter noch lebte, sah die freundliche Seestadt ihren berühmten Sohn alle Jahre wenigstens einmal, bisweilen auch zwei- und dreimal. Der Vater war am 1. December 1833 hochbetagt gestorben; die treue Sohnesliebe wurde tief davon berührt. „Am ersten dieses Monats" — so schrieb der Sohn fünf Tage später — „verlor ich meinen guten alten Vater; in Folge dessen bin ich dieser Tage etwas verwirrt und sehr betrübt gewesen."

Danach können wir bemessen, wie schwer es ihn acht Jahre später traf, als seine fromme Mutter, an der er mit so inniger Verehrung und Liebe hing, aus diesem Leben abgerufen wurde. Es war am 12. Januar 1842. Der Greisin war es noch vergönnt gewesen, ihr Lieblingskind im Purpur zu erblicken. Sie konnte sich beinah fünfzehn Jahre lang an dem Segen und dem Ruhme seiner bischöflichen Wirksamkeit erfreuen. Mit der dreifachen Krone des Papstköniges sollte sie ihn nicht mehr geschmückt sehen.

Die Gesundheit Mastai's selbst ließ in der ganzen, beinah zwanzigjährigen Zeit des Aufenthaltes in Spoleto und Imola wenig oder nichts zu wünschen. Nur einmal wird uns von einem schweren Unwohlsein berichtet, das ihn vierzehn Tage lang an's Bett gefesselt hielt. Sonst finden wir ihn immer kräftig, immer thätig.

Mitten in der vollsten und anstrengendsten Thätigkeit, als er eben mit seiner Geistlichkeit die heiligen Exercitien abhielt, also mitten im Gebet und mitten in der Arbeit, traf ihn die amtliche Botschaft, daß Papst Gregor XVI. am 1. Juni 1846 im Herrn entschlafen sei.

Den Cardinal betrübte diese Nachricht tief; aber er blieb ruhig. Hatte er doch an den Tod des 80jährigen Nachfolgers Petri schon seit Jahren denken und ihn bei der steigenden Abnahme der Kräfte des hochbetagten Greises seit Monaten erwarten müssen. Daß aber dieser Todesfall für ihn selbst etwas Anderes zur Folge haben könne, als die pflichtmäßige Reise nach Rom zur Theilnahme an der Wahl des neuen Vaters der katholischen Welt, das war dem demüthigen Sinne des Oberhirten von Imola niemals eingefallen.

„Sie haben gut gethan, daß Sie mein Haus in Spoleto schlossen, gleichwie Sie es früher mit meinen Zimmern in San Michele machten. Jetzt bleibt nur noch übrig, daß Sie auch dereinst mein Haus in Imola abschließen. Dann hätte ich doch die Freude, beim Antritte der langen Reise in die Ewigkeit, die mich erwartet, Sie näher bei mir zu haben." So hatte er vor dreizehn Jahren geschrieben, und noch heute dachte er nicht anders.

Aber, wenn der Cardinal auch ruhig blieb, sein Kammerdiener Baladelli, der ihm den Brief gebracht, war dafür um so aufgeregter. In kalten Schweiß gebadet und am ganzen Leibe zitternd, stand er da vor seinem Herrn. ‚Aber, Baladelli, was hast Du denn?' — „Ach, Eminenz, ich fühle, daß Imola Sie niemals wiedersehen wird." — Der Cardinal mußte über die plötzlich erwachende Prophetengabe seines Dieners lächeln, und er klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, indem er scherzend sagte: ‚Nun ja, soll Gott einmal ein Wunder thun, so mag er auch gleich zwei für eins verrichten. Wir wollen zu ihm bitten, daß er unsers guten Baladelli Herz erweiche. Vielleicht vermag er ihn dann zu bewegen, seiner theuern Heimath Imola Lebewohl zu sagen und sich mit Weib und Kind in Rom niederzulassen.'

Mastai führte die heiligen Uebungen ruhig zu Ende, zum Beschluß derselben hielt er ein feierliches Todtenamt für das verstorbene Oberhaupt der Kirche, dann trat er die Reise nach Rom an.

Er fuhr mit Postpferden in seinem eigenen Wagen. Canonicus Stella

ein geistlicher Secretär und die Hausdienerschaft, darunter auch Baladelli, wurden mitgenommen. Bei der Abfahrt umdrängte eine große Volksmenge den Wagen, und von allen Seiten erscholl es unter Schluchzen und Thränen: „Kehr' wieder um zu uns! verlaß doch Deine Kinder nicht! Ach, sie werden Dich zum Papst machen, und wir sehen Dich nicht wieder!" Die Fahrt ging über Sinigallia, Loreto und Spoleto. Insbesondere an diesen Orten, wo man den hohen Reisenden kannte und liebte, aber auch an allen andern Stationen, wo zum Wechsel des Gespanns oder zur eigenen Erfrischung und Erholung länger verweilt werden mußte: erregte die Carosse des zur Papstwahl nach Rom eilenden Cardinals begreiflich großes Aufsehen; und wenn man die ehrfurchtgebietende und herzgewinnende Gestalt des Kirchenfürsten sah, oder wenn man gar erfuhr, daß der Reisende der hochverehrte Bischof von Imola sei, dann wollten die Beweise der Verehrung gar kein Einde nehmen.

In Fossombrone, einer kleinen Stadt der Marken, nahm dieser Auftritt, an den der Prälat sich bereits hatte gewöhnen müssen, durch einen merkwürdigen Vorfall plötzlich einen ganz besonderen Charakter an. Während die Blicke Aller auf den Cardinal geheftet waren, erschien hoch in der Luft eine schneeweiße Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes und der Gnade, die sich auf den Wagen des Kirchenfürsten niederließ. Das nahmen Alle als ein bedeutsames Zeichen, und „Vivat! Vivat! Er wird Papst!" erscholl es unter Beifallklatschen von allen Seiten. Gewissermaßen um das Zeichen zu erproben, versuchte man die Taube zu verscheuchen; ein Kind versetzte ihr sogar mit einem Binsenrohre einen leichten Schlag. Indeß, der Vogel flatterte nur ein wenig in die Höhe, um sich trotz all' des Wogens und Schreiens der Menge gleich wieder auf den Wagen zu setzen. Verstärkt erscholl der Jubel des „Evviva"; und als die Taube nun gar auf dem abfahrenden Wagen trotz des Geschreies der Menge und trotz des Rasselns der Räder ruhig sitzen blieb, als wolle sie den künftigen Papst ganz nach Rom begleiten, da schien der Jubel keiner Steigerung mehr fähig. Und doch brauste er noch einmal mit verstärkter Macht los, als die Taube sich vor den Thoren der Stadt endlich vom Wagen erhob und sich auf die Pforten des Gefängnisses niedersetzte. Jetzt wußte die jauchzende Menge auch, daß der neue Papst die Kerkerthüren im ganzen Lande öffnen werde; und als sie sich von ähnlichen bedeutsamen Taubenerscheinungen bei heiligen und frommen Päpsten und Bischöfen aus alter Zeit hatte erzählen lassen, da stand ihr Glaube felsenfest. Er wurde auch bestätigt, dieser Glaube: wenige Tage später war Mastai zum Papst gewählt, und seine erste Regententhat war ein großartiger Act der Gnade, er bewährte sich als „Papst der Taube".

Am Abende des 12. Juni, Tags nach Fronleichnam, langte Mastai endlich in der ewigen Stadt an und nahm in aller Stille bei seinem Bisthums-Procurator auf dem Platze Ara Celi sein Absteigequartier. Viel länger hätte die Reise nicht dauern dürfen, wenn der Cardinal nicht zu spät kommen sollte. Er konnte am Tage nach seiner Ankunft noch eben dem Schlusse der neuntägigen Todtenfeier zum Gedächtnisse des verstorbenen Papstes, welche zwei Tage nach dem Tode ihren Anfang nimmt, beiwohnen; Tags darauf, am 14. Juni, traten die Cardinäle der Vorschrift gemäß in's Conclave.

„Conclave" heißt zunächst jedes verschließbare Gemach; in der Kirchensprache versteht man darunter das geschlossene Local, in welchem die Päpste gewählt werden, und in übertragenem Sinne die Wahlversammlung selbst.

Die Papstwahl findet in dem Sommerpalaste der Päpste statt, im Quirinal zu Rom. Dort ist ein bestimmtes Zimmer ein- für allemal zum Wahllocale ausersehen; aber nicht bloß dieses Wahlzimmer, sondern der ganze große Wahlpalast wird abgeschlossen und jeder Zugang in denselben wird vermauert, sobald die Wahlfürsten, jeder in Begleitung eines Secretärs und eines Dieners, in denselben eingetreten sind. Abgeschlossen von der Welt, nur mit Gott und unter sich verkehrend, unzugänglich für jede Einflüsterung von außen, sollen sie lauschen auf die Stimme des heiligen Geistes, der ihnen den würdigsten aus ihrer Mitte bezeichnet.

Am 13. Juni war dem verstorbenen Papste die letzte feierliche Ehre angethan. Zwölf Tage lang hatte der Cardinal-Kämmerling im Namen des heiligen Collegiums der Cardinäle die verwaiste Kirche verwaltet; jetzt mußte der verwaisten ein neuer Vater wiedergeschenkt werden. Der bedeutungsvolle Act begann am Morgen des 14. Juni mit einem feierlichen Pontificalamte zur Anrufung des heiligen Geistes im Dome von St. Peter. Am Nachmittage dieses Tages jagten die glänzenden Carossen der Cardinäle — vielleicht für mehrere Wochen zum letzten Male — durch die Straßen der ewigen Stadt zu der Kirche des heiligen Sylvester beim Quirinal. Von dieser Kirche aus begaben sich die hohen Kirchenfürsten, geleitet von den höchsten Welt- und Hofbeamten, umgeben von einer glänzenden Militär-Parade, umwogt von einer unzählbaren Menge Volkes, in feierlichem Zuge, zwei und zwei in einer Reihe, über den freien Platz des Monte Cavallo in den Quirinal.

Das ganze heilige Collegium bestand damals aus zweiundsechzig Mitgliedern. Aber den Cardinal-Erzbischöfen von Spanien und Portugal, von Frankreich, Belgien und Deutschland war die weite Reise bei der Kürze der Frist nicht möglich geworden; und mehrere italienische Cardinal-Bischöfe hielt

hohes Alter und Siechthum von der Ausübung ihres Rechtes ab. So zählte man in dem feierlichen Zuge einundfünfzig Wahlfürsten der Kirche. Jetzt waren sie Alle noch einander gleich an Macht und Würde; Jeder von ihnen trug die Fähigkeit in sich, über seine Mitbrüder gesetzt zu werden; aber nur Einer konnte doch erhoben werden. Wer mochte dieser Eine sein?

„Wen werden sie zum Papste wählen?" Diese Frage stellte sich auch die Menschenmenge, welche Kopf an Kopf gedrängt den feierlichen Zug an sich vorübergehen ließ: und aus Gestalt und Haltung, aus Blick und Miene suchte Jeder zu errathen, wen man wählen könne, wen man vielleicht wählen werde.

In der That erschien dem Fernerstehenden die Auswahl schwer. Von dem ersten Mitgliede des heiligen Collegiums, dem ehrwürdigen Kapuziner-General Micara, bis hinab zum jüngsten, dem jugendlich-blühenden und heiligmäßig-frommen Erzbischofe Sixtus Riario Sforza von Neapel, gab es eine ganze Reihe, welche für den Stuhl des heiligen Petrus so fähig als würdig scheinen mußten. Da war der ernste, wissens- und erfahrungsreiche Subdekan Macchi, damals freilich schon über 75 Jahre alt, aber noch so rüstig, daß er erst im Jahre 1860 als 90jähriger Greis starb. Da war der weise, freilich ebenfalls schon 75jährige Erzbischof Pignatelli von Palermo. Da war der ehemalige geschäftskundige Staatssecretär Bernetti. Da war der gelehrte Theologe und bescheidene Priester Falconieri, Ravenna's hochverehrter Erzbischof. Da war der kluge, kräftige, das Secretariat des Innern Jahre lang mit Umsicht leitende Mattei. Da waren die bewunderten Gelehrten Mai und Mezzofanti, Jener als Entdecker classischer Schätze, Dieser als Sprachenwunder in der ganzen Welt berühmt. Da war Gabriel Ferretti, Mastai's seeleneifriger Vetter, vor Jahren als Nuntius zu Neapel in den Schrecken der Cholera geradezu der Schutzengel jener Stadt. Da waren die römischen Fürstensöhne Barberini und Altieri, Jener schon seit zwanzig Jahren Cardinal, Dieser vor Kurzem erst vierzig Jahre alt geworden, beide hervorleuchtend durch Frömmigkeit und Tugend. Da war der greise Tosti, gleich angesehen und verdient als langjähriger Präsident von San Michele wie als vormaliger General-Schatzmeister. Da war der thatkräftige Generalvicar Patrizi, gleichfalls einem der höchsten römischen Geschlechter entsprossen. Da war der sittenstrenge, ernste, jugendliche Erzbischof della Genga von Ferrara, ein würdiger Neffe Leo's XII. Da waren ferner die hochverdienten und hochangesehenen Cardinäle Fransoni, Castracane, Piccolomini, Polidori, Ostini, Orioli, Acton, Simonetti und so manche Andere.

Aber alle diese durch Verdienst und persönliche Würde, durch Sitten-

reinheit und hohe Einsicht hervorragenden Männer traten in den Augen der Römer doch zurück gegen zwei andere Mitglieder des heil. Collegiums. Die Erhebung des Einen fürchtete das Volk von Rom, die Wahl des Andern wünschte es auf's lebhafteste.

Der Erste war der Cardinal-Staatssecretär Ludwig Lambruschini. Er zählte nunmehr siebzig Jahre; aber an Geist und Körper war er immer noch der frischesten und kräftigsten einer. Zehn Jahre hatte er bereits als Gregor's rechter Arm an der Spitze der Staatsgeschäfte gestanden; die meisten der jetzigen Cardinäle verdankten seiner Anregung oder Zustimmung ihren hohen Rang. Was für die Kirche und insbesondere für den Kirchenstaat und innerhalb desselben im letzten Jahrzehent geschehen war, es war vor Allem seiner Anordnung zu verdanken. Nun konnte Niemand ihm den Vorwurf machen, daß sein priesterlicher Wandel das Mindeste zu wünschen lasse, daß sein Thun und Lassen mit der geringsten sittlichen Makel behaftet sei. So mußte man erwarten, daß die Wahlfürsten auf ihn vor allen Andern das Auge werfen würden; und Alle, welche sich nach dem Sturze des bisherigen strengen Regierungssystems sehnten, Alle, welchen der verbotene Ruf nach Freiheit im Munde lag: sie fürchteten die Erwählung Lambruschini's.

Ganz aus den nämlichen Gründen wünschten sie die Wahl Pasquale Gizzi's, des eben sechszig Jahre alt gewordenen Legaten von Forli, der als Nuntius in Piemont, in Belgien und in der Schweiz unter den schwierigsten Verhältnissen die Rechte der Kirche und des apostolischen Stuhles mit so viel Kraft als Weisheit vertreten hatte und in seinem persönlichen Auftreten Leutseligkeit mit hoher Würde paarte. Was ihm aber die besondere Zuneigung der freiheitsdurstigen Römer eintrug, das war der Umstand, daß er vor Kurzem in Forli gegen die Einsetzung des wegen seiner Strenge mit Recht gefürchteten österreichischen Militärgerichtes Einspruch erhoben hatte. So hoffte man von ihm eine Aenderung des bisherigen Regierungssystems, und darum wünschte man in Rom allseitig ihn zum Papste.

An alle aus irgend einem Grunde nur möglichen Candidaten dachten die Römer; an den, der schon zwei Tage später als ihr wirklicher Fürst und Gebieter ausgerufen wurde, dachte in der umstehenden Menge, dachte im ganzen römischen Volke — man darf wohl sagen — Niemand. Wie hätten sie an ihn auch denken sollen! Freilich mußte in dem feierlichen Zuge, der sich von St. Sylvester nach dem Quirinal bewegte, wohl die hohe, imponirende Gestalt, die würdevolle Haltung, das ideal-schöne Gesicht, das tiefe blaue Auge und die leutselige Miene des Cardinal-Bischofes von Imola auffallen. Aber wie Viele

waren denn unter den Zuschauern, welche auch nur wußten, daß diese edle herzgewinnende Gestalt dem Bischofe von Imola gehöre: demselben Manne, der vor zwanzig Jahren Rom verlassen hatte und in den letzten zehn dort fast nicht mehr gesehen war? Und wenn sie's wußten oder hörten, das sei der Oberhirt von Imola, wer wußte dann im Volke Rom's, welche Talente und Verdienste, welche Frömmigkeit und Tugend, welche Ansichten und Grundsätze dieser Bischof aus der weit entlegenen Romagna habe?

Als sich die Pforten des Quirinal-Palastes hinter dem letzten Manne in dem feierlichen Zuge schlossen, da wußten es die Römer — nach ihrem Sprechen zu urtheilen — ganz genau, wie viele und welche Cardinäle für die Wahl in Frage kommen könnten. Der Name „Mastai" aber kam dabei nicht über Eine Lippe. Nun heißt es zwar, daß „Volkes Stimme — Gottes Stimme" sei. In unserm Falle bewährten sich indeß die andern Sprüche besser: „Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich" und: „Er lenkt die Herzen der Könige wie Wasserbäche."



Dreizehntes Capitel.

Die Wahl.

Nun befanden sich die Kurfürsten der Kirche im Conclave, und die Wahl konnte beginnen. War auch für die Wähler der Cardinal-Bischof von Imola ein Mann, an dessen Wahl gar nicht zu denken war? O nein! Die meisten Cardinäle wußten von ihm und kannten ihn; und wer immer ihn kannte, der konnte ihn ja nur bewundern, ehren, lieben. Mit den Einen, die bisher am päpstlichen Hofe in hoher Stellung thätig gewesen, war er in amtliche Berührung gekommen; die Anderen, bischöfliche Nachbarn und Collegen, hatten von seinem Wirken in der priesterlichen Sphäre gehört; die Dritten, Studiengenossen, Jugendfreunde und spätere Bekannte, kannten ihn persönlich als den engelreinsten, pflichteifrigsten, liebenswürdigsten Mann.

So war im heiligen Collegium vielleicht Niemand, für den der Oberhirt von Imola bei der bevorstehenden Wahl gar nicht in Betracht kam. Daß Aller Augen bald auf ihn gerichtet wurden, daß sein Name gleich bei dem ersten Wahlgang in den Vordergrund trat, war das Verdienst des Cardinals Falconieri. Der merkwürdige Vorgang wird folgendermaßen erzählt.

Viele Cardinäle dachten daran, dem eben so gelehrten und tugendhaften als bescheidenen und liebenswürdigen Erzbischofe von Ravenna ihre Stimme zu geben. Falconieri hörte davon, und vergebens suchte er seinen Collegen einzureden, daß er für das höchste Amt der Kirche weder die körperliche noch die geistige und sittliche Stärke besitze. Kaum vermöge er die kleine Heerde von Ravenna mit kräftiger Hand zu leiten; wie solle er da fähig sein, Hirt und Hort sämmtlicher Heerden zu werden? Als alle seine Vorstellungen nichts fruchteten, da brach seine bisher mühsam gewahrte Ruhe in eine heftige Gemüthsbewegung aus; sein schwer bedrängtes Herz erleichterte sich durch einen Strom von Thränen; und als er wieder zu sprechen vermochte, da erklärte er den Freunden auf's bestimmteste, daß er die höchste Kirchenwürde nach seinem Gewissen nie und nimmer auf sich nehmen könne. Wenn sie aber ihn für das hohe Amt würdig gehalten, dann würden sie ihm auch vielleicht die Fähigkeit zutrauen, daß er den Rechten auszuwählen wisse. Er aber habe seine Stimme dem Cardinal Mastai zugedacht. Mastai's Liebe zu den Armen, seine Hirtensorge für die Heerde Christi, sein Feuereifer für die Ehre Gottes, seine Milde und Demuth, seine Glaubensstärke und Sittenreinheit seien zu bekannt, als daß er sie ausführlich schildern müsse. Dazu komme noch, daß in politischer Hinsicht keiner ihm an weiser Mäßigung vergleichbar sei.

So sprach der weise Erzbischof von Ravenna; und als nun auch Palermo's hochverehrter Oberhirt Pignatelli die Tugenden und Verdienste Mastai's begeistert schilderte, da war es schon entschieden, daß Mastai's Name von vornherein viele, wenn nicht die meisten Stimmen auf sich vereinigen werde; es handelte sich jetzt nur noch darum, ob neben ihm der Hauptträger des bisherigen Systems, Lambruschini, zur Geltung kommen und obsiegen werde.

Mastai selbst wußte und ahnte von all diesen Vorgängen nichts. Durch das Loos war er zum dritten Stimmsammler erkoren; als solcher hatte er die Aufgabe, die gesammelten Stimmen zu verlesen; daß auf irgend einem Zettel sein eigener Name figuriren werde, kam seiner Demuth nicht in den Sinn.

Am Morgen des 15. Juni fand der erste Wahlact statt. Mastai las die abgegebenen Namen. Dreiundzwanzig Stimmen, darunter nur zwei für Gizzi, hatten sich zersplittert; fünfzehn Zettel trugen Lambruschini's, dreizehn

Mastai's Namen. Wie mochte sich der demüthige Scrutator darüber verwundern, und wie tief darüber erschrecken! Indeß, die Wahl war resultatlos geblieben; kein Cardinal hatte die erforderlichen zwei Drittheile der Stimmen bekommen; die Zettel wurden im Kamin verbrannt; und der leichte Rauch, welcher durch die kleine Oeffnung an der Fronte des Quirinals nach außen drang, verkündete den Römern, daß nichts entschieden sei.

Im zweiten Wahlgange, am Abende des 15. Juni, hatte Mastai dreizehnmal den Namen Lambruschini, siebzehnmal den eigenen zu verlesen. Abermals wanderten die Zettel in's Kaminfeuer; Rom mußte sich bis auf den nächsten Morgen vertrösten.

Der dritte Gang wies für den Staatssecretär noch elf, für den Bischof von Imola siebenundzwanzig Stimmen nach. Schon war es kaum noch zweifelhaft, wie sich die Wahl entscheiden werde; aber nochmals mußte eine kleine krause Rauchwolke den Römern anzeigen, daß eine Zweidrittel-Majorität immer noch fehle.

Endlich kam der vierte Gang, am Abend des 16. Juni. Die Zettel, einundfünfzig an der Zahl, waren beschrieben, abgegeben und gezählt. Der erste Scrutator öffnete sie; der zweite notirte sie leise; der dritte, Cardinal Mastai, las sie vor. Auf dem ersten Zettel stand: „Eligo Reverendissimum Dominum Cardinalem Mastai-Ferretti;“ ich wähle den hochwürdigsten Herrn Cardinal Mastai-Ferretti.“ Der zweite Zettel trug denselben Namen; ebenso der dritte und vierte; siebzehnmal schon hatte Mastai seinen Namen und keinen anderen gelesen: da überwältigte ihn das Gewicht des Augenblicks. Das Auge verschleierte sich, das Wort erstarb ihm auf den Lippen, ein Strom von Thränen quoll ihm aus den Augen; zitternd bat er die Versammlung, einen Anderen an seiner Statt lesen zu lassen.

Man machte ihn aufmerksam, daß ein derartiger Wechsel die Wahl ungültig machen würde; man bat ihn, erst ein wenig auszuruhen, um der Bewegung Herr zu werden; man bemühte sich um ihn mit liebevollster Sorge. Endlich konnte er weiter lesen; freilich rollten ihm unaufhörlich Thränen aus den Augen. Sechsunddreißigmal war sein Name verzeichnet; die erforderliche Majorität war mehr als ausreichend vorhanden. Mastai hatte kaum die letzte Stimme verlesen, da rief der älteste Cardinal-Diakon, Thomas Riario Sforza: „Habemus Pontificem! Wir haben einen Papst!“ Und sofort erhoben sich ohne Ausnahme die sämmtlichen Wahlfürsten und wiederholten wie Ein Mann den Freudenruf: „Habemus Pontificem! Wir haben einen Papst!“ Durch Acclamation war Mastai jetzt einstimmig gewählt.

Gewählt war jetzt der neue Papst; um seine Wahl verkündigen zu können, bedurfte es indeß noch seiner ausdrücklichen Annahme derselben.

Der Neugewählte hatte sich nach Beendigung des Wahlactes an den Stufen des Altars in der Wahlcapelle niedergeworfen; er betete um Erleuchtung von Oben in diesem wichtigsten Augenblicke seines Lebens. Er lag noch immer auf den Knieen, als der Aelteste des heiligen Collegiums die feierliche Frage an ihn stellte: „Nimmst Du die in kanonischer Weise auf Dich gefallene Wahl zum Papste an?“

Die gespannte Erwartung der versammelten Cardinäle dauerte nur kurze Zeit. Mastai blickte noch einmal zum Bilde des Gekreuzigten empor; dann sprach er leise, an den demüthigen Gehorsam seiner Schutzpatronin denkend: „Ecce indignus servus tuus, fiat voluntas tua; Herr, sieh' Deinen unwürdigen Diener, Dein Wille geschehe.“ Darauf erhob er sich, getröstet und gekräftigt, und mit fester Stimme sagte er: „Accepto; ich nehme an.“

Sofort wurden über den Sesseln aller Cardinäle die Thronhimmel, Sinnbilder der höchsten Gewalt, zurückgeschlagen; nur einer, der Baldachin über Mastai's Stuhl, fiel nicht zurück. Links und rechts von diesem Stuhle zogen die nächsten Cardinäle sich ehrfurchtsvoll zurück; eine Verneigung Aller war die erste Huldigung der höchsten Würdenträger für den Neugewählten.

Dann rief man die Ceremonienmeister herein; und in Gegenwart derselben erklärte der Gewählte auf Befragen sofort, daß er zur dankbaren Erinnerung an jenen großen Papst, Pius VII., der in der Jugend sein Beschützer und in Imola sein Vorgänger gewesen, sich Pius nennen wolle, also: Pius Papa IX., Papst Pius der Neunte.

Unmittelbar nach dieser Annahme-Erklärung wurde der Neugewählte in die Sacristei der großen Kapelle geführt und hier von den Ceremonienmeistern zum ersten Male mit den hohepriesterlichen Gewändern bekleidet. Er vertauschte sein purpurfarbenes Cardinalsgewand mit der weißwollenen Soutane; der weiße Gürtel mit den goldenen Eicheln wurde darum geschlungen; darüber kam das enganschließende Rochett, sodann die Mozzetta, der kurze, rothseidene Mantel mit seiner weißen Hermelin-Verbrämung, zuletzt die goldgestickte weiße Stola. Die rothen Strümpfe wurden gegen weiße umgewechselt, und an die Füße legte man die purpurfarbenen, mit einem goldgestickten Kreuz bedeckten Pantoffeln. Nachdem dann noch die weiße, golddurchwirkte Mitra auf das Haupt gesetzt war, führte man den so Geschmückten wieder in die Wahlkapelle und ließ ihn dort auf dem Thronsessel, der inzwischen auf der obersten Stufe des Altars bereitet war, Platz nehmen.

Nun folgte die erste feierliche Huldigung für den neuen Papst. Sie wurde ihm dargebracht von Jenen, die bis vor Kurzem noch mit ihm vollständig gleichen Ranges, jetzt aber seine Untergebenen waren: von den Kurfürsten der Kirche, aus deren Mitte er hervorgegangen. Nach der Reihe näherten sich seinem Throne alle versammelten Cardinäle, knieten als Diener vor ihm nieder, küßten das Kreuz auf seinem Fuße und den Ring an seiner Hand, und empfingen als seine Brüder von ihm selbst den Friedenskuß auf ihre rechte Wange. Zuletzt nahte sich nochmals der Cardinal-Kämmerling und steckte ihm zum Zeichen der auf ihn übergehenden Herrschaft den Fischerring an den Goldfinger der rechten Hand.

Inzwischen war der Abend weit vorangeschritten, und man kam überein, dem harrenden Volke, das unter Führung seiner Geistlichkeit schon wiederholt in Procession zum Quirinal gezogen, und, wenn es seine Frage: „Habemusne Pontificem? Haben wir einen Papst?" verneinen hörte, unter Absingung des Veni Creator Spiritus wieder von dannen gezogen war, die Wahl am nächsten Morgen erst zu verkündigen.

So blieben die Cardinäle noch diese Nacht im Quirinal, und der Neugewählte konnte sich ungestört seinen Gedanken hingeben. Welche Bilder mochten an diesem Abend und in dieser Nacht vor seinem Geistesauge vorüberziehen! Er wußte ohne Zweifel, daß von dem jetztgewählten Papste vor Jahrhunderten schon prophezeit war: „Crux de cruce! Kreuz vom Kreuze!" Und wahrlich, die Zeiten waren danach angethan, daß das Oberhaupt der Kirche und der Herr des Kirchenstaates schwerem Kreuz entgegensehen durfte! „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch von mir!" betete er da wohl nach dem Vorbilde des Gottmenschen, dessen Stelle er fortan auf Erden vertreten sollte. Aber dieses sein Gebet um Abwendung der Leiden schloß sicher auch die nämliche Ergebung und den nämlichen Gehorsam ein, mit dem sein göttliches Vorbild dem Tode entgegen ging.

Und dann schrieb er in dieser Nacht, wo sich sein Auge wohl nur auf Minuten schloß, an seine Brüder. Das ist ein merkwürdiger Brief; apostolische Demuth und brüderliche Liebe haben ihn dictirt. Vor wenig Stunden hatte „Johannes Maria Graf Mastai-Ferretti" zu existiren aufgehört; er war in „Pius den Neunten" verwandelt. Den Brief schrieb noch der vormalige Graf Mastai; die Unterschrift machte schon Pius IX. Der Brief lautete so:

Rom, den 16. Juni, 1/4 vor 12 Uhr Abends. Theuerste Brüder Gabriel, Joseph und Cajetan! Dem allmächtigen Gott, der da erniedrigt und erhöht, hat es gefallen, meine Armseligkeit zu der erhabensten Erdenwürde zu erheben. Sein

heiliger Wille geschehe immerdar. Die unermeßliche Bürde dieses neuen Amtes — ich kenne sie in etwa; und auch meine große Unfähigkeit, um nicht zu sagen meine gänzliche Ohnmacht — ich empfinde sie tief. Lasset für mich beten und betet selbst für mich! — Das Conclave hat achtundvierzig Stunden gedauert. Sollte die Stadt zum Beweise ihrer Theilnahme vielleicht eine öffentliche Feier veranstalten wollen, so bitte und beschwöre ich Euch: treffet Maßregeln, daß die ganze dafür ausgesetzte Summe nach dem Gutbefinden der Behörden zum Besten der Stadt verwendet werde. Was Euch betrifft, meine lieben Brüder, so umarme ich Euch von ganzem Herzen in Jesus Christus. Frohlocket nicht, bemitleidet vielmehr Euern Bruder, der Euch die ganze Fülle seines apostolischen Segens spendet. Pius IX.

Beim Anbruche des Morgens brachte der Neugewählte mit größter Sammlung und Inbrunst das heilige Meßopfer dar. Dann nahte sich die Stunde, wo seine Wahl verkündet werden konnte.

Im Verlaufe des Abends, der Nacht und des Morgens war es in Rom schon ruchbar geworden, daß der neue Papst gewählt sei. Ueberraschung malte sich auf allen Gesichtern; denn ein so kurzes Conclave war seit vielen Malen nicht mehr vorgekommen. Seit dreihundert Jahren kannte man nur zwei, die noch rascher zum Ziele geführt hatten: Gregor XV. war 1621 in sieben Stunden, Gregor XIII. 1572 innerhalb einer Stunde gewählt. Von den jüngsten vier Wahlen aber hatte die kürzeste doch 25 Tage, die längste fast drei Monate, die letzte, die für Gregor XVI., fünfzig Tage gedauert.

Aber wer denn der so rasch Gewählte sei, das wußte Rom noch nicht, und in der Morgenfrühe strömten unabsehbare Volksmassen aus allen Richtungen der Stadt dem Quirinalpalaste zu, um den Erkorenen zu sehen.

Punkt neun Uhr begannen 101 in großer Schnelligkeit sich folgende Kanonenschüsse von der Engelsburg der ewigen Stadt kundzugeben, daß die Verkündigung des neuen Papstes bevorstehe. Jetzt sang die geistliche Procession, die sich mit Mühe durch die wogende Menge von der Apostelkirche aus den Weg bahnte, statt des Veni Creator das Te Deum laudamus. Sobald sie auf dem Monte Cavallo vor dem Quirinal angelangt war, fiel der drei Tage zuvor aufgeführte Verschluß der Loggia an dem Palaste unter den Hammerschlägen der Maurer, und in die Oeffnung trat sofort, geleitet vom Ceremonienmeister, der Cardinal Thomas Riario Sforza, und rief mit lauter Stimme der lautlos aufhorchenden Menge in lateinischer Sprache zu: „Ich verkündige Euch eine große Freude. Wir haben zum Papste den erlauchtesten und hochwürdigsten Herrn Johannes Maria Mastai-Ferretti, Cardinal-Priester der heiligen römischen Kirche, der sich den Namen Pius IX. beigelegt hat.“

Kaum war das Wort verhallt, da schmetterten die Trompeten, da wirbelten die Trommeln, da donnerten die Geschütze, da läuteten die Glocken aller Thürme. Aber die umstehenden Menschenmassen, die Tausende und Abertausende von Römern, welche ringsumher die Straßen und Plätze, die Dächer und Balkone füllten, stimmten auch sie in den Jubel der Instrumente, Glocken und Geschütze ein? Es muß gesagt werden: sie waren im ersten Augenblicke weniger erfreut als überrascht; sie hatten gefürchtet, Lambruschini's Namen ausrufen zu hören; sie hatten sich mit der Hoffnung getragen, ihr Liebling Gizzi werde der Erkorene sein; der Name des Cardinal-Priesters Mastai-Ferretti war ihnen neu; mit diesem Namen verbanden sie weder Hoffnung noch Furcht; den Träger dieses Namens mußten sie erst sehen und kennen lernen.

Nur aus einem Winkel auf dem weiten Platze erhob sich plötzlich lauter Jubel. Da scholl es: „Viva Pio Nono, evviva il padre dei poveri! Hoch lebe Pius IX., hoch der Vater der Armen!" Und aus wessen Munde kamen diese Jubeltöne? Es waren vormalige Zöglinge von Tatagiovanni, denen der traute Name Mastai, der theure Name ihres unvergeßlichen Wohlthäters, hell wie Glockenton und süß wie Harfenklang tief in die Seele drang; und die dankbaren Kinder des Waisenvaters, erst sprachlos vor Erstaunen, riefen nun in jubelnder Begeisterung: „Viva Pio Nono, evviva il padre dei poveri!"

Die Menge fragte noch, was diese sonst so stillen Handwerker doch so jubeln mache: da zeigte sich auf dem Balcon des Quirinales schon das päpstliche Kreuz. Paarweise traten nach der Reihe alle Cardinäle vor; dann kam der neue Oberhirt, angethan mit den päpstlichen Gewändern. Tausend und abertausend Augen richteten sich auf die hohe, majestätische und doch so herzgewinnende Erscheinung. Schon erhebt Pius die Hände zu seinem ersten päpstlichen Segen. Doch sie sinken wieder; der Anblick dieser Volksmenge, zu deren Herrn und Hirten man ihn erkoren hat, überwältigt ihn; ein Strom von Thränen bricht ihm aus den Augen. Wieder erhebt er seine Hände, und wiederum muß er sie sinken lassen. Schon hat sich seine tiefe Rührung dem ganzen Volke mitgetheilt; was Thränen hat, es weint. Endlich breitet er zum dritten Male seine Arme aus, so hoch und weit, als wolle er die ganze Welt an sein liebeathmendes Herz drücken und alles Lebende in Gottes Segen einschließen. Und als er nun mit seiner weichen, klaren, volltönenden Stimme den Segensspruch: „Benedictio Dei omnipotentis, Patris et Filii et Spiritus Sancti, descendat super vos et maneat semper!" feierlich ernst gesprochen: da hat er auch die Herzen seiner Römer schon gewonnen, und jetzt erschallt's vieltausendstimmig: **Evviva Pio Nono!**

Zweiter Theil.

Von der Thronbesteigung bis zur Rückkehr aus Gaëta.

1846—1850.

Erstes Capitel.

Die Krönungsfeier.



Pius zählte vierundfünfzig Jahre, als er auf den Stuhl Petri erhoben ward. Von den 62 Mitgliedern des heiligen Collegiums waren nicht weniger als 40, darunter die verdientesten und angesehensten, älter als er, ohne darum altersschwach zu sein. Seit undenklicher Zeit war ein so junger Papst nicht mehr gewählt. Pius VII. hatte bei seiner Wahl nahezu 58, Leo XII. 63, Pius VIII. 67, Gregor XVI. 65 Jahre gezählt. Und Pius sah noch jünger aus, als er in Wirklichkeit war. Diese hohe, kräftige Gestalt mit der geraden Haltung, mit dem elastischen Schritte, mit den raschen Bewegungen, mit dem blühend-schönen Angesichte, mit dem klaren Auge, mit dem lebhaften Mienenspiele und mit dem vollen dunklen Haare ließ eher einen Vierziger als einen Fünfziger vermuthen.

„Ich bin zu alt und schwach dafür" hatte Gregor XVI. in den letzten Jahren wiederholt erwiedert, wenn man ihn zu durchgreifenden Maßregeln im Staats- und Kirchenleben veranlassen wollte; „hoffentlich ruft der Herr mich bald hinüber, und dann wird man einen jungen Papst wählen, der nicht bloß beginnen, sondern auch durchführen und vollenden kann." Die Voraussage war eingetroffen. Die Christenheit hatte jetzt einen jugendlich kräftigen Herrn, dessen Geisteskraft vor keiner Aufgabe zurückzuschrecken brauchte. Und der Heiland ist so gnädig gewesen, seiner Braut, der Kirche, diesen Schutz und Hort in einer Zeit, wie es sie niemals schwerer und bedeutungsvoller gab, bis auf den heutigen Tag in voller Kraft und Frische zu erhalten.

Unsere Aufgabe ist es, diese schwere Zeit zu schildern; von den Freuden und den Leiden, die sie für Pius IX. mit sich brachte, zu erzählen; seine segensreiche Einwirkung auf diese Zeit in klares Licht zu stellen.

Die ersten Tage nach der Wahl brachten dem Neugewählten nicht sowohl wichtige Arbeiten, als ermüdende Förmlichkeiten und bedeutungsvolle Feste.

Noch am Abend seiner Erhebung fuhr er in den Vatican. Dichte Volksmassen bedeckten überall die Straßen und Plätze, durch welche sich der feierliche Zug bewegte; und in den Donner der Geschütze und das Geläute der Glocken mischte sich, wohin der Zug nur kam, der Jubelruf: Evviva Pio Nono.

In der Sixtinischen Kapelle, als an der Stätte, wo die meisten feierlichen Gottesdienste in Gegenwart des höchsten Priesters stattfinden, huldigten ihm die Cardinäle wiederum. Von dort wurde er, die Mitra auf dem Haupte, in den Petersdom getragen. „Ecce sacerdos magnus, seht den Hohepriester!“ sangen die Musikchöre, als der Neugewählte am Eingang der Vorhalle sichtbar wurde; doch Gesang und Musik übertönte noch der Jubel des Volkes.

Der Zug bewegte sich jetzt in die Kirche. Nach kurzer Anbetung des hochwürdigsten Gutes wurde der neue Nachfolger Petri an den Hauptaltar getragen, der sich über dem Grabe des Apostelfürsten, überwölbt von der majestätischen Kuppel, erhebt. Auf der obern Stufe des Altars ließ er sich nieder, und hier empfing er unter Absingung des Tedeums die dritte Huldigung des Cardinals-Collegiums. Mit feierlicher Segenspendung schloß diese erste Feier, der eine unermeßliche Volksmenge beiwohnte: Alle begierig, ihren neuen Herrn zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Die Rückfahrt in den Quirinal gestaltete sich wieder zu einem Triumphzuge. Pius mußte unaufhörlich danken, grüßen, segnen. Indeß, die Huldigung verblendete ihn nicht. Er wußte, welche Aufgaben und Mühen seiner warteten; er ahnte vielleicht, wie dem „Hosianna!“ nur zu bald das „Kreuzige ihn!“ folgen werde. „Oggi comincia la persecuzione; heute nimmt die Verfolgung ihren Anfang!“ sagte er inmitten all des Jubels ernst und doch ergeben zu seinen Begleitern.

Am Abend war Empfang der beim apostolischen Stuhle beglaubigten Gesandten fremder Mächte und der höchsten römischen Civil- und Militär-Behörden. Unter den Letztern befand sich auch der Capitän der Nobelgarde. Es war noch immer der jetzt hochbetagte Fürst Barberini, welcher vor beinah dreißig Jahren den jungen Grafen Mastai zurückgewiesen hatte. Dem Brauche gemäß mußte er jetzt um Bestätigung in seinem Amte bitten. „Davon kann keine Rede sein“ — eröffnete ihm Pius mit kaum verhaltenem Lächeln — „denn hätten Sie mich nicht so grausam abgewiesen, so wäre ich vielleicht schon Hauptmann in der Garde.“ — Mit glücklicher Geistesgegenwart erwiederte Barberini sofort: „Heiligster Vater! Ich freue mich noch heute, das gethan zu haben; sonst wären Ew. Heiligkeit jetzt nicht Hauptmann der ganzen katholischen Welt.“ Natürlich blieb der greise Fürst an der Spitze des Elitecorps.

Auf Sonntag Morgen, den 21. Juni, war die feierliche Krönung angesetzt. Bei Gregor XVI. war zugleich die Bischofsweihe damit verbunden worden. Es kann sogar vorkommen, daß ein bloßer Diakon aus den Reihen der Cardinäle zum Papste gewählt wird. Dann schließen Priesterweihe, bischöfliche Consecration und Papstkrönung sich einander an. Pius aber war schon beinah zwanzig Jahre Bischof. So bedurfte es bei ihm — wie wenn ein Weihbischof zum regierenden Bischofe gewählt oder ein Bischof auf einen andern Stuhl versetzt ist — nur noch der Inthronisation. Sie fand statt mit all den sinnigen und großartigen Bräuchen, welche das Ceremoniale dafür vorschreibt.

Sobald dem neuen Papste in der Morgenfrühe des 21. Juni in seiner Residenz, dem Quirinal, die hohepriesterlichen Gewänder angelegt waren, fuhr er in treno splendidissimo, d. h. in feierlichstem Aufzuge zum Vatican. Dort harrten seiner schon das ganze heilige Collegium der Cardinäle, die lange Reihe der bischöflichen Thronassistenten und der päpstlichen Hausprälaten, der „Senator" und die „Conservatoren" d. h. der Bürgermeister und die Magistratspersonen Rom's, der Gouverneur der Stadt, die Generalität mit einer Elite von jedem Waffencorps, die Abgeordneten der Stifte, Klöster und Pfarreien, die Vertreter der Verwaltungs- und Justizbehörden u. s. w., nicht zu vergessen eine unabsehbare Volksmenge. Die letztere blieb draußen auf dem großen Petersplatze oder sie ergoß sich in die weiten Hallen des größten Domes der Welt. Das berechtigte Gefolge des Papstes aber geleitete denselben aus dem Vaticanischen Palaste in die Peterskirche.

In der Vorhalle — neben der Porta santa, die nur bei Jubiläen eröffnet wird — war ein Thron errichtet. Vor demselben ließ man den Tragsessel — die Sella gestatoria — nieder, und der neue Papst setzte sich auf den Thron, um die Huldigung des Domcapitels von St. Peter entgegenzunehmen und sich von dem Haupte desselben die Schlüssel des Petersdomes überreichen zu lassen. „Ecce Sacerdos magnus" und „Tu es Petrus" rauschte es währenddeß in vielstimmiger Harmonie durch die langgestreckte Halle.

Nun folgte der feierliche Einzug in die Kirche selbst; er vollzog sich unter schmetterndem Trompetenklang und hallendem Posaunenschall. Die Töne schwiegen, und der irdische Fürst der Kirche kniete nieder, um seinem himmlischen, unter Brodsgestalt verborgenen Gebieter anbetend zu huldigen. Von der Sacramentskapelle bewegte der Zug sich in die Kapelle des heil. Gregor. Hier stand wiederum ein Thron, und auf demselben ließ der Papst die Cardinäle zum Handkuß, die übrigen Prälaten zum Fußkuß zu. Dann intonirte er selbst, nachdem das Tedeum verklungen war, mit heller Stimme die Terz.

Nach Beendigung des kirchlichen Stundengebetes setzt der hehre Zug sich wieder in Bewegung, um den Hauptchor und den Hochaltar, auf dem kein Anderer als der Papst das Meßopfer darbringen darf, endlich zu erreichen. Doch findet noch dreimal ein Verweilen statt. Heute erlangt ein Sterblicher die höchste Würde dieser Welt; er soll weit über alle seine Mitmenschen erhoben werden. Da mag sich's wohl empfehlen, daß ihm angedeutet wird, auch er sei Staub und Asche und werde einst wieder zu Staub und Asche werden.

Langsam geht der Zug voran; dreimal hält er still. Während dieses Aufenthalts zündet vor dem Angesicht des Papstes ein Ceremonienmeister den Büschel Werg an seinem langen Silberstabe an, läßt ihn in Feuer aufgehen, und spricht dazu mit lauter Stimme: „Sancte Pater, sic transit gloria mundi; heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt."

Sobald der Papst dem Hochaltare sich genaht, gehen die drei jüngsten Cardinal-Diakone ihm entgegen, nehmen ihn Namens des Apostelfürsten in Empfang, geleiten ihn auf den Altar und küssen ihm Angesicht und Brust. Noch einige Minuten sind für das vorbereitende Gebet vergönnt; dann beginnt das feierliche Hochamt, vom Papste selbst zum ersten Male auf dem Altare Petri celebrirt. Nach dem Confiteor setzt Pius sich zum ersten Male auf den ehrwürdigen Stuhl Petri, der im Choresabschluß dem Hochaltare gegenüber steht. Hier naht sich ihm der erste Cardinal-Diakon und hängt ihm das päpstliche Pallium als Sinnbild der hohepriesterlichen Amtsfülle um die Schulter.

Es folgen Kyrie und Gloria. Dann steigt der erste Diakon mit zahlreichem Geleite in die Apostelgruft; und jetzt ertönt von unten her die Krönungs-Litanei zu allen Heiligen, nur daß man zu dem Namen jedes Heiligen oben im Chore nicht antwortet: „Ora pro nobis!" sondern: „Tu illum adjuva; steh' ihm bei, hilf unserm Oberhirten!" Wie das den neuen Herrn der Kirche wohl ergriffen hat!

Am Schlusse der heil. Messe ertheilt er — immer noch die bischöfliche Mitra, nicht die päpstliche Tiara auf dem Haupte — den dreifachen Segen. Dann verrichtet er vor dem Grabe des Apostelfürsten seine Danksagung, betet wiederum den verborgenen Heiland in der Sacraments-Kapelle an, und nun wird er hinaufgetragen auf die hohe Loggia der Peterskirche, auf den von dem ganzen ungeheuern Platze aus sichtbaren Balkon: daß sich die feierliche Krönung im Angesichte des Volkes vollziehe.

Das Volk ist inzwischen aus den Hallen von St. Peter hinausgeeilt; draußen haben andere Zehntausend sich ihm angeschlossen; auf dem weiten Platze blinkt und glänzt es zwischendurch von buntfarbigen Uniformen, blitzen-

den Waffen und goldschimmernden Carossen. Da wird oben auf dem Balkon das päpstliche Kreuz sichtbar, und alle Häupter entblößen sich vor Ehrfurcht Es folgt der lange Zug der Diener, Sänger, Hausbeamten, Geistlichen, Prälaten, Bischöfe, Stadtbeamten, Fürsten und Cardinäle. Endlich erscheint der heilige Vater selbst auf dem hohen Tragsessel, der auf die Brüstung des Balkons niedergelassen wird; und gleich darauf beginnt der Krönungsact.



Pius auf dem Tragsessel.

„Corona aurea super caput ejus; eine goldene Krone auf sein Haupt!" singt der Chor. Der zweitälteste Cardinal=Diakon nimmt dem Papste die bischöfliche Mitra ab, und der älteste setzt ihm dafür das Triregnum, die Tiara, die dreifache Papstkrone wieder auf — das Sinnbild des obersten Lehrers, Priesters und Königs. Er spricht dazu: „Empfange die Tiara, welche mit drei Kronen geziert ist, und wisse, Du bist fortan der Fürsten und Könige Vater, der Regent des Erdkreises, und der irdische Statthalter unsers Herrn und Heilands Jesu Christi, welchem Ehre sei und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit." Alsbald erhebt sich der Gekrönte, breitet weit die Arme aus, und spendet jetzt zum ersten Male als gekrönter Papst Urbi et Orbi — der vor ihm liegenden Hauptstadt und der ganzen Christenheit — den dreifachen päpstlichen Segen.

Das ganze Volk liegt andächtig auf den Knieen, wo nur Platz zum Knien ist. Aber kaum ist das letzte Segenswort verklungen: da schmettern die Fanfaren der Musik, da klingen von allen Thürmen die Glocken, da tönen die Kanonen von der Engelsburg, und mitten in diesen officiellen Jubel hinein erschallt der werthvollere, weil freiwillige Jubelruf des Volkes: Evviva Pio Nono!

Ein Triumphzug ist es wiederum, als Pius, nachdem die Cardinäle ihm in der Sixtinischen Kapelle eine lange, freudenreiche Regierung gewünscht haben, über die mit gelbem Sand bestreuten Straßen in den Quirinal zurückfährt. Und am Abende des Krönungstages glänzen alle Häuser, Kirchen und Paläste, glänzt die himmelanragende Kuppel von St. Peter, glänzt die ganze Stadt bis in die entlegensten Winkel in einem Feuermeere, und Tausende und Abertausende ziehen froh und heiter durch die Straßen, ziehen jubelnd am Quirinal wieder und wieder vorüber.

Wo lag der Grund zu diesem ungewohnten Jubel? Freilich war ein neuer Papst erkoren und gekrönt. Freilich hatte er seinen Krönungstag voll Huld und Gnade damit bezeichnet, daß er an 4000 Arme je einen halben Franken spenden ließ; daß er 52 römische Bräute mit 50 Scudi und 1000 Bräute in der Provinz mit 10 Scudi beschenkte; daß er die im Pfandhause versetzten Pfänder bis zum Werthe eines halben Scudo allesammt auslösen ließ; daß er endlich zu diesen kleinen zeitlichen Spenden eine große geistliche hinzufügte, indem er allen Denen einen vollkommenen Ablaß verlieh, die mit bußfertigem Herzen nach Empfang der heil. Sacramente der Krönung anwohnen und dabei für den Triumph der Kirche, die Eintracht der christlichen Fürsten und die Ausrottung der Ketzerei andächtig beten würden.

Aber dies Alles hatte nichts Außergewöhnliches; es war durchaus herkömmlich und wiederholte sich bei jeder Papstkrönung. Jubelte das Volk dennoch lebhafter und lauter, als es bei früheren Papstkrönungen gethan, so lag das theilweise in der nach Freiheit und Fortschritt lechzenden Zeit; zum größern Theile aber lag es in der imponirenden und doch zugleich leutseligen Erscheinung des neuen Papstes, die ihm sofort die Ehrerbietung, das Vertrauen und die Liebe Aller abgewann. Und da man sich inzwischen überdies von seinem friedestiftenden, mildthätigen und segensreichen Wirken in Spoleto und Imola hatte erzählen lassen, so betrachtete man ihn geradezu als einen gottgesandten Engel, welcher Wunderdinge verrichten könne und verrichten werde.

Die nächsten Schritte und Thaten des neuen Papstes dienten nur dazu, das Vertrauen, die Liebe und die Begeisterung noch zu vermehren.

Zweites Capitel.

Evviva Pio Nono!

Acht Tage nach der Krönungsfeier war des Fest der Apostelfürsten, und die Römer sahen ihren neuen Herrn im Petersdome wieder das Hochamt celebriren. „Eccolo! quanto è bello! sieh' doch, wie schön er ist!" — rief unwillkürlich manche Römerin, wenn sie zum ersten Mal den schönen Mann erblickte. Eccolo, quanto è bello! sieh' doch, wie schön er ist!" — habe ich dreiundzwanzig Jahre später manche Römerin ausrufen hören, wenn sie vielleicht zum tausendsten Male den noch schöneren Jubelgreis erblickte. Die Männer aber sagten und gestanden sich, wenn sie den neuen Papst inmitten all' der Cardinäle in wunderbarer Würde und Verklärung thronen sahen: „Es ist doch unter diesen Kirchenfürsten allen auch nicht Ein Gesicht, welches dem seinigen an Regelmäßigkeit, Intelligenz und leuchtender Milde und Güte, überhaupt an echter Schönheit, auch nur entfernt gleich käme. Wie kann man sich da wundern, daß sie gerade ihn zum Oberhaupte wählten? Und doch wundern die Leute sich noch stets darüber!"

Die Leute wunderten sich bald nicht mehr. Freilich verging in raschem Fluge nach der Wahl und Krönung fast ein Monat, ohne daß der Papst eingreifende Maßregeln vornahm. Aber diese Bedachtsamkeit erschien dem Volke so begreiflich; und was es mittlerweile von dem Thun und Lassen seines neuen Herrn im Kleinen hörte: es paßte Alles zu dem Bilde, das es sich von ihm entworfen, es paßte zu den Hoffnungen, die es sich über ihn gemacht, es war Alles geradezu entzückend. Wir wollen davon wenigstens etwas hören.

Am Feste Mariä Heimsuchung, den 2. Juli, war Pius zu Fuße vom Quirinal in das Kloster der Salesianerinnen gegangen, um dort den Schwestern von der Heimsuchung Mariä die heilige Messe zu lesen. Als er die Kirche wieder verläßt, tritt ein kleiner Knabe auf ihn zu und frägt: „Bist Du der

Papst?" — ‚Ja, mein kleiner Freund‘, antwortet Pius freundlich. — Weinend fährt der Knabe fort: „Ich habe keinen Vater mehr." — ‚Sei getrost, mein Kind‘, begütigt Pius ihn, ‚ich will dein Vater sein.‘ Und sofort verfügt er, daß das Kind auf seine Kosten in ein Waisenhaus gebracht werde.

Ein ander Mal bricht sich ein Knabe durch die Schweizergarden Bahn und überreicht dem Papste unter Thränen folgende Bittschrift: „Heiligster Vater! Meine Mutter ist ganz alt und schwach; und ich bin noch zu jung, sie und mich zu ernähren. Unser Hausherr aber ist ein böser Mann und will uns morgen fortjagen, wenn wir ihm die 33 Paoli nicht bezahlen, die wir ihm schuldig sind. Sei Du so gut und leih' sie mir; ich will Dir sie wieder geben, wenn ich größer bin." — Pius liest das und dann frägt er: ‚Wie heißt Du, mein Kind?‘ — „Paul." — ‚Und wie alt bist Du?‘ — „Zehn Jahre." — ‚Lebt Dein Vater noch?‘ — „Er ist schon zehn Jahre im Himmel." — ‚Und was fängt Deine Mutter an?‘ — „Sie näht und betet vom Morgen bis in die Nacht." — Da gibt Pius dem Kleinen drei Goldstücke. — „Das sind drei Paoli zu viel", sagt der Knabe, „und ich kann Dir nicht herausgeben." — ‚Behalte das Geld nur ganz‘, sagt Pius, und entläßt den beglückten Kleinen segnend. Dann erkundigt er sich weiter nach der Mutter und dem Knaben und nimmt Beide, da er nur Gutes hört, in seine besondere Obsorge.

Einem armen Römer war sein Pferd gestorben und durch das Pferd sein Erwerbsmittel entzogen. „Wie wär's", denkt er, „wenn ich den neuen Papst um eins von seinen alten Pferden bäte?" — Gedacht, gethan; die Bittschrift wird eingereicht, und bald darauf galoppirt der Glückliche auf einem neuen Pferde, zwei Goldstücke dazu noch in der Hand, mit lautem „Evviva Pio Nono" durch die Straßen.

Einmal steht ein Kind am Thore des Quirinals und weint laut. Pius will eben in den Wagen steigen, und die Wachen suchen das Kind fortzujagen, daß sein Geschrei den Papst nicht störe. Aber Pius befiehlt ihnen im Gegentheil, das Kind zu ihm zu bringen. Auf sein freundliches Befragen erzählt es schluchzend, sein Vater sei eben in's Gefängniß abgeführt, weil er eine Schuld von zwölf Thalern nicht bezahlen könne. Pius hat keinen Pfennig bei sich; von seinen Begleitern kann ihm auch Niemand etwas geben; da geht er rasch in seine Gemächer zurück und holt dem Kinde die rettenden Geldstücke.

Ein junges Mädchen hatte, nachdem es sich vergebens nach Arbeit umgesehen, mit schwerem Herzen sein goldenes Halskreuzchen verkauft, um der Mutter Brod zu schaffen. Mit Thränen in den Augen, aber doch glücklich, kommt die gute Tochter nach Hause: „Fasse Dich, liebe Mutter, hier ist Brod für einige

Tage, und dann gibt's auch wieder Arbeit; der heilige Vater sorgt dafür." — Einige Stunden später hört Pius von der aufopfernden Kindesthat, und noch denselben Abend erhält das junge Mädchen von unbekannter Hand einen versiegelten Brief. Aus demselben fallen gleich beim Oeffnen ein schönes Kreuz und fünf Goldstücke heraus. In dem Briefe aber steht: „Mein liebes Kind! Du hast Recht gethan, daß Du auf Gott vertrautest; Er läßt die Kindesliebe nicht zu Schanden werden. Du hattest auch Recht, auf Pius IX. zu hoffen, und er wird wachen, daß Deine Mutter nicht mehr in Noth geräth." — Der geheimnißvolle Briefträger soll dann noch wiederholt als Hülfespender in dem Häuschen der Wittwe erschienen sein.

In der Nähe des römischen Judenviertels, des sogenannten Ghetto, sieht Pius eines Tages einen kranken Greis wie leblos auf dem Straßenpflaster liegen. Sofort gebietet er dem Kutscher Halt, steigt aus dem Wagen und tritt näher, zu sehen, was dem alten Manne fehle. „Es ist ein Jude", sagt das umstehende Volk, ohne eine Hand zu rühren. ‚Was sagt Ihr da?' frägt unwillig der Papst; ‚gehören denn die Juden nicht zu unsern Nebenmenschen, denen wir helfen müssen?' Und nun schickt er selbst sich an, mit Hülfe seiner Prälaten den Kranken aufzuheben, nimmt ihn zu sich in den Wagen, bringt ihn nach Hause, und verweilt, liebreich helfend, in dem ärmlichen Gemache so lange, bis der Kranke sich wieder erholt hat.

Ein einfacher Soldat nimmt sich einmal den Muth, dem Papste beim Aussteigen aus dem Wagen ein fast ungenießbares Commisbrod zu überreichen. ‚Ist Euer Brod immer so schlecht?' frägt Pius lebhaft. — „Stets, heiliger Vater!" — ‚Gut, mein Sohn, da soll geholfen werden!' — Das Brod wird mitgenommen, der Thatbestand wird untersucht; und als sich herausstellt, daß der Lieferant wirklich seine Verpflichtungen betrügerischer Weise nicht erfüllt hat, wird er abgesetzt und in die Engelsburg gebracht.

Unversehens betritt der heilige Vater einmal das Polizeigebäude. Da warten eine Menge Landleute schon eine Stunde auf die Ausstellung der Pässe; allein dem Expeditions-Beamten gefällt's, noch eine Weile zu frühstücken. Pius läßt ihn holen, und eröffnet ihm: ‚Sie erstatten diesen armen Leuten 50 Paoli für die geraubte Zeit.' — „Aber, ich habe keine 50 Paoli." — ‚Da sind sie; man wird sie Ihnen von Ihrer Besoldung abziehen.'

Eine Spazierfahrt hat den heiligen Vater in die Campagna vor der Porta San Giovanni gebracht. Er verläßt den Wagen und geht zu Fuße weiter. Da begegnet ihm auf einem einsamen Fußpfade eine Knabe mit einer schweren Last von Brennholz auf der Schulter. ‚Wofür sammelst Du das, mein Kind?'

redet ihn Pius an. — „Für meine arme Mutter, heiligster Vater.“ — ‚Kommst Du denn auch wenigstens zuweilen in die Schule?‘ — „Ich wohne immer der Christenlehre des Herrn Pfarrers bei.“ — ‚So? hast Du denn auch etwas davon behalten?‘ — Nun examinirt der oberste Lehrer der Christenheit den kleinen Holzsammler, und da er ihn wirklich recht gut unterrichtet findet, schenkt er ihm zwei Goldstücke zur Unterstützung seiner Mutter.

Eine alte Klosterfrau, die seit zwanzig Jahren an der Gicht darniederlag, äußert den sehnlichen Wunsch, doch einmal noch, bevor sie sterbe, den „Vater des Volkes“ sehen zu können. Pius hört davon, und bei der nächsten Ausfahrt läßt er sich in die kleine Zelle führen und gibt der Nonne seinen Segen. Das Uebermaaß von Freude macht die Kranke auf der Stelle gesund.

Einstmals kommt Pius in das große Pilgerhaus zur heiligen Dreifaltigkeit und hört, heute Morgen sei ein Mann aus Preußen angekommen, an welchem man seiner Ermüdung wegen den ersten Brauch der Gastfreundschaft, die Fußwaschung, nicht habe vornehmen können. ‚So werde ich denn diese Ehre haben‘, sagt der Papst, und läßt den Pilger rufen. Dieser erscheint, halb Glück, halb Furcht wegen der unerwarteten Begegnung in den Mienen. Pius merkt seine tiefe Bewegung, redet ihm freundlich zu, heißt ihn niedersitzen, und beginnt alsbald das Werk der Demuth. Der Pilger ist fast so sehr betroffen, wie es Petrus beim Abendmahle war, als der Heiland selbst sich zu dem niedrigen Dienste herabließ, und gleich Petrus will auch er mit Wort und Zeichen Einspruch erheben. ‚Bleibe, mein Sohn!‘ ruft der Papst ihm zu, und er entläßt den Pilger erst, nachdem er ihm die Füße abgetrocknet, sie geküßt und dem Beglückten eine Unterstützung verabreicht hat.

Ein Ehepaar — der Mann katholisch, die Frau protestantisch — beschwert sich bei Pius: die Mitbewohner ihres Hauses, des Mannes Eltern, störten ihren Frieden, und ließen gar nicht ab, die Frau mit unziemlichen Bekehrungsversuchen zu ängstigen; da möge er, der gute Papst, doch helfen. In liebreichstem Tone wendet sich Pius an die Frau: ‚Gehen Sie nach Hause, meine Tochter, und üben Sie ruhig Ihre Religion; fortan soll Sie Niemand darin stören.‘ Das leutselige milde Wesen des Papstes ergreift die Frau so sehr, daß sie ihm zu Füßen fällt und ihn flehentlich bittet, sie wirklich als Tochter anzunehmen; sie möchte auf der Stelle das Gelübde als katholische Christin ablegen, um einer Heerde anzugehören, die einen solchen Hirten habe. Nun aber ist's an Pius, Bedachtsamkeit zu predigen. ‚Erst gehen Sie nach Hause‘, sagt er mit sanfter Zurückweisung; ‚so wichtige Entschlüsse darf nicht ein Augenblick der Begeisterung entscheiden; dazu gehört Ueberlegung.‘

Ein Edelmann, der auf dem Todesbette liegt, will seinen ganzen Nachlaß ausschließlich einem seiner beiden Söhne vermachen; der Bevorzugte ist aber fest entschlossen, dennoch mit seinem Bruder zu theilen. Im Zorn darüber macht der Vater ein Testament, worin er beiden Söhnen nur den kargen Pflichttheil, alles Andere aber dem Priester vermacht, der am Tage der Bestattung des Erblassers die erste Messe in der Pfarrkirche desselben lesen werde. Nach dem Tode des Edelmannes wird das sonderbare Testament dem Papste vorgelegt. Es war am Tage vor der Leichenfeier. Pius sagt nur wenig; aber am andern Morgen läßt er sich in aller Frühe die Pfarrkirche öffnen und liest selbst darin die erste Messe. So war ihm der ganze Nachlaß zugefallen, und selbstredend überwies er Alles an die beiden Söhne.

Eines Tages überreicht Jemand dem Papste einen Brief des Grafen Gabriel Mastai in Sinigallia, worin der Ueberbringer der Gnade Seiner Heiligkeit empfohlen und einer monatlichen Pension von acht bis zehn Scudi würdig erklärt wird. Pius greift lächelnd zur Feder und übergibt dem Hülfsbedürftigen eine Anweisung von zehn Scudi für jeden Monat auf — die gräflich Mastaische Casse zu Sinigallia.

Dieser kleine Zug hätte allein schon hingereicht, den Brüdern und Vettern des Papstes anzudeuten, daß sie für sich durch die Thronerhebung ihres erlauchten Anverwandten nichts zu erwarten hatten, weder Geld noch äußere Ehre. Indeß wollte Pius es doch nicht unterlassen, seine Grundsätze in diesem Punkte noch auf das unzweideutigste zum Ausdruck zu bringen.

An einen seiner Neffen, der im päpstlichen Heere diente und jetzt auf rasche Beförderung hoffte, schrieb er:

Mein Freund! Auf meine Zuneigung und Freundschaft magst Du immerhin rechnen, auf meine besondere Protection aber niemals. Man sagte mir, Du hofftest auf schleunige Beförderung. Du täuschest Dich, mein Sohn, wenn Du diese von meiner Gunst erwartest. Allerdings bin ich Dein Oheim, doch bin ich auch der Vater Deiner Kameraden. So wird denn die Beförderung stets nur dem wahren Verdienste zu Theil werden, wie sie allein dem Würdigsten gebührt.

Und an einen andern Neffen, den künftigen Stammhalter seines Hauses, Grafen Ludwig Mastai, der nach Rom gekommen war, um die nach der Thronbesteigung eines Papstes früher übliche Standeserhöhung der Familie desselben jetzt für sich und seine Angehörigen zu erwirken, schrieb er:

Mein lieber Freund! Du bist nicht reich genug, um den Fürstentitel, welchen meine jetzige Stellung Dir nach altem Brauche zuerkennt, mit gebührendem Glanze zu führen. Mein Vermögen ist aber auch nicht groß genug, um Dir die Mittel dafür

zu verschaffen. Auch soll es das Erbtheil meiner armen Unterthanen sein, die mir als meine Kinder näher stehen als meine Brüder und Neffen. Deshalb reise nur nach Sinigallia zurück, und bedeute meinen Angehörigen, auch sie möchten Alle dort wohnen bleiben; durch ihre Uebersiedelung nach Rom würden sie nur mein Herz betrüben.

Eine deutlichere Erklärung, daß Pius IX. nicht gesonnen sei, das edle Beispiel seiner letzten vier Vorgänger zu verleugnen, konnte es nicht geben. Und Pius ist dieser Erklärung alle die langen Jahre seiner glorreichen Regierung hindurch treu geblieben; Niemand hat ihm den Vorwurf des Nepotismus zu machen gewagt. Seine Brüder und Vettern haben nicht Fürstenrang bekommen; sie sind allesammt Grafen geblieben, wie sie es seit Jahrhunderten schon waren. Keinen Blutsverwandten hat er reich gemacht; man kann sogar behaupten, daß er dem Wohlstande seiner Familie mehr geschadet als genützt hat. Denn die hohe Stellung ihres Anverwandten hatte für die Grafen Mastai, wie sich leicht denken läßt, vermehrte Ausgaben für Haus und Hof zur Folge: Ausgaben, die ihnen doch von Rom aus nicht vergütet wurden.

Selbst positive Einbußen erlitten sie durch ihren hochgestellten Bruder. Jedem andern edlen Hause hätte Pius ohne Zweifel das einträgliche Ehrenpräsidium des berühmten Sinigallieser Freimarktes belassen; seiner eigenen Familie entzog er es nach eingetretener Vacanz und ließ die sehr geringe Arbeit fortan durch einen für die Stadt viel minder kostspieligen einfachen Buchhalter ausführen. So konnte mir kürzlich mit Recht ein angesehener Sinigalliese sagen: „Die Grafen Mastai galten als wohlhabend, so lange sie bloße Landedelleute waren; seitdem sie Brüder des Papstes geworden, sind sie arm zu nennen."

Das römische Volk hörte damals schwerlich etwas von jenen beiden Briefen; es erfuhr auch nicht in den ersten Wochen schon alle die kleinen Züge der Mildherzigkeit und Gerechtigkeit des neuen Papstes, von denen wir jetzt wissen. Dafür hörte es aber vieles Aehnliche, was uns nicht aufbehalten ist, und seinen guten, frommen, mildthätigen und gerechten Herrscher liebte es deshalb von Tag zu Tage inniger.

Aber einen neuen ungeheueren Impuls bekam die Liebe und Begeisterung, als am 17. Juli, genau einen Monat nach der Wahl des neuen Oberhirten, ein wichtiger Erlaß desselben bekannt wurde, welcher auch die kühnsten Erwartungen, die man an seine Milde und Liebe geknüpft hatte, weit übertraf.



Cardinal Mastai-Ferretti
zur Zeit seiner Thronbesteigung als
Papst Pius IX.

Drittes Capitel.

Die Amnestie.

In der ersten Abendstunde des genannten Tages wurde nämlich ein Placat folgenden Inhalts an die Straßenecken angeschlagen:

Pius IX. seinen getreuen Unterthanen Gruß und apostolischen Segen.

In diesen Tagen, da Unser Herz bei dem Anblicke der Freude Aller über Unsere Erhebung zur Papstwürde froh bewegt ist, vermögen Wir ein Gefühl der Trauer nicht zu unterdrücken, wenn Wir bedenken, daß viele Familien an der allgemeinen Freude nicht theilnehmen können, weil sie über Vergehen trauern, welche eines ihrer Mitglieder gegen die Gesellschaft oder gegen die geheiligten Rechte ihres rechtmäßigen Fürsten begangen hat.

Wir wollen deshalb gern einen mitleidigen Blick auf die unerfahrenen Jünglinge werfen, welche, von politischen Wirren umgeben, durch trügerische Hoffnungen verblendet worden und eher als Verführte denn als Verführer zu betrachten sind. Aus diesem Grunde wollen Wir, in herzlicher Liebe zum Frieden, diesen mißleiteten Kindern die Hand der Versöhnung reichen, wenn sie aufrichtige Reue an den Tag legen. Jetzt, da Unser gutes Volk seine Liebe gegen Uns, seine fortdauernde Verehrung für den heiligen Stuhl und für Unsere Person bewiesen hat, halten Wir Uns überzeugt, daß Wir ohne Gefährde Amnestie bewilligen können. Wir verordnen daher, daß der Beginn Unserer päpstlichen Regierung durch folgenden souveränen Gnadenact feierlich eingeweiht werde.

1. Wir bewilligen allen Unsern Unterthanen, welche eine Strafe für politische Vergehen abbüßen, vollständigen Nachlaß derselben, wofern sie auf ihr Ehrenwort ein schriftliches Versprechen abgeben, daß sie in keiner Weise und zu keiner Zeit diese Gnade mißbrauchen und in Zukunft die Pflichten guter und getreuer Unterthanen erfüllen wollen.

2. Denjenigen aus Unsern Unterthanen, die in Folge von politischen Verbrechen in andere Länder geflüchtet sind, soll diese Amnestie gleichfalls zugute kommen, wofern sie vor dem Ablauf eines Jahres den apostolischen Nuntien oder

anderen Vertretern des heiligen Stuhles anzeigen, daß sie von diesem Unserm Gnadenacte Vortheil zu ziehen wünschen.

3. Ferner bewilligen Wir auch Denen Begnadigung, die wegen Theilnahme an irgend einer Verschwörung wider den Staat unter polizeiliche Aufsicht gestellt oder zur Uebernahme bürgerlicher Aemter unfähig erklärt sind.

4. Es ist Unser Wunsch, daß alle Strafprocesse wegen politischer Vergehen, die noch nicht endgültig entschieden sind, sofort niedergeschlagen und die Gefangenen in Freiheit gesetzt werden; es sei denn, daß der Eine oder Andere die Fortsetzung der Procedur wünschen sollte, um seine Unschuld zu beweisen.

5. Die Bestimmungen der obigen Artikel finden keine Anwendung auf die kleine Zahl von Geistlichen, höheren Militärpersonen und Staatsbeamten, die wegen politischer Vergehen entweder schon verurtheilt, oder geflohen, oder noch in Untersuchung sind. In Betreff Dieser behalten Wir Uns die Entscheidung vor, bis Wir über jeden besonderen Fall Erkundigungen eingezogen haben.

6. Von der gegenwärtigen Amnestie sind ferner alle gemeinen Verbrechen und Vergehen ausgeschlossen, die vor die bürgerlichen Gerichte gehören.

Gern geben Wir Uns der zuversichtlichen Erwartung hin, daß Jene, Denen Unsere Gnade zugute kommt, jederzeit ihre Pflichten zu erfüllen und ihre Ehre zu wahren wissen werden. Wir hoffen überdies, daß ihre Herzen, durch Unsere Begnadigung besänftigt, allen Bürgerhaß ablegen, der stets die Ursache und Wirkung politischer Aufregung ist; daß sie dagegen die Bande des Friedens um so fester anziehen, welche nach Gottes Willen alle Söhne desselben Vaters umschließen sollen. Sollte Unsere Hoffnung jedoch getäuscht werden, so würden Wir mit bitterem Schmerze daran erinnern müssen, daß, wenn die Gnade als süßestes Attribut der Herrschergewalt erscheint, Gerechtigkeit ihre oberste Pflicht ist.

Gegeben zu Rom, bei Santa Maria Maggiore, am 16. Juli 1846, im ersten Jahre Unseres Pontificates. Pius P. P. IX.

So lautete das Decret. Die Wirkung desselben auf das römische Volk spottet aller Beschreibung. Doch wollen wir versuchen, nach dem Berichte eines Augenzeugen ein, wenn auch nur schwaches, Bild davon zu entwerfen.

Es war beinah acht Uhr Abends, als die großen Placate an den Straßenecken angeschlagen wurden. Eben begann der Tag der Nacht zu weichen. Das hereinbrechende Dunkel trug noch dazu bei, daß man den Erlaß, der neben so viele andere, verhältnißmäßig unbedeutende geklebt war, anfangs nicht beachtete. Da würdigte endlich ein besonders Neugieriger den neuen Anschlag seines Blickes. Aber nicht sobald hat er das Zauberwort „**Amnestie**“ gelesen, als er auch in einen Jubelschrei ausbricht; und von Thür zu Thür, von Straße zu Straße pflanzt sich der Jubelruf jetzt unaufhaltsam fort.

Im Nu stehen die Wein- und Kaffehäuser, stehen auch die Privatwohnun-

gen leer; Alles drängt sich nach den Straßenecken hin. Mit Kerzen und Fackeln beleuchtet man die glückverheißenden Buchstaben; immer und immer wieder muß der Gnadenerlaß vorgelesen werden. Und hat man sie wieder einmal gelesen und gehört, die milden, liebevollen, gnadenreichen Worte, dann lacht und weint man vor überströmender Freude, man fällt einander vor Rührung und Seligkeit in die Arme, man wiederholt einander die wichtigsten Stellen: ein wahrer Rausch von Freude und Begeisterung bemächtigt sich Aller.

Lauter Jubel ertönt überall; mit zauberischer Schnelligkeit sind alle Häuser beleuchtet; ganz Rom ist auf den Straßen. Da ruft Einer: „Nach dem Monte Cavallo!" Hunderte und Tausende wiederholen den Ruf, und unter Fackelleuchten bewegen sich Zehntausend nach dem Quirinal, wo der Gnadenspender Pius wohnt.

Es ist neun Uhr. Pius ergeht sich in den schönen großen stillen Gärten seines Hauses. Da dringt der noch entfernte Lärm zu ihm in die Stille, und nach und nach sieht er die Stadt in einem Meer von Licht. Jetzt weiß er, daß die Gnadenbotschaft zu seinem Volke gedrungen und mit Jubel aufgenommen ist. Näher dringt das Rufen und heller wird's am Garten. Jetzt hört er einzelne Rufe; es ist sein Name, der von tausend Lippen tönt; man meldet ihm, sein Volk verlange sehnlichst, ihn zu sehen, ihm zu danken.

Er geht in's Haus und betritt den Balkon. Stürmischer Jubel empfängt ihn. „Dank, heiliger Vater, Dank! Du hast ein großes schönes Werk vollbracht! Dein Volk dankt Dir!" — So und ähnlich ertönt's vielstimmig mitten zwischen die unaufhörlichen: Evviva Pio Nono! Evviva il padre del popolo! Er grüßt und dankt mit Hand und Miene. Dann breitet er seine Arme segnend aus, und das eben noch so ungestüme, laute, wilderregte Volk empfängt auf den Knieen in lautloser Stille den Segen seines Hohepriesters.

Darauf zieht Pius sich in seine Gemächer zurück; aber um zehn Uhr muß er sich noch einmal zeigen. Waren anfangs zehntausend Menschen gekommen, so stehen jetzt zwanzigtausend da. Und auch dieser Segen ist noch nicht der letzte, den er an diesem Abend spenden soll. Um elf Uhr ruft ganz Rom nach ihm zum dritten Male. Man hat die Orchester aus den Theatern geholt, die Kaufläden förmlich gestürmt, um Fackeln zu erhalten; der ganze Monte Cavallo vor dem Quirinal strahlt mit Tageshelle in bengalischen Flammen.

An diesem Abend kommt Rom spät zur Ruhe, und nach der kurzen Ruhe dieser Nacht findet es am nächsten Morgen die glückspendenden Anschlagzettel mit Kronen geschmückt und mit Blumen umkränzt.

Der Tag geht verhältnißmäßig ruhig vorüber; man bespricht die einzelnen

Punkte der Amnestie; man erkundigt sich nach den Namen der Begnadigten; man gratulirt den Angehörigen der Amnestirten; erst am Abend zieht man wieder in ungezählten Tausenden mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zum Quirinal, um Pius zu sehen und sich von ihm segnen zu lassen. Aber morgen ist Sonntag; morgen ist überdies das Fest des heil. Vincenz von Paul, und Pius wird zu diesem Feste in die Kirche der Lazaristen fahren: da hat man die schönste Zeit und Gelegenheit, ihm neue Huldigungen zu bereiten.

Alle Häuser, bei welchen der päpstliche Zug vorbeikommen muß, sind mit Fahnen und Teppichen geschmückt; der Pfad ist mit Blumen bestreut; Segenswünsche, Dankesworte, Jubelverse, umrahmt von Grün und Blumen, bedecken überall die Mauern; lebendige Evviva's schallen tausendstimmig darein.

Nach Beendigung des Gottesdienstes will sich Pius in den Quirinal zurückbegeben. Doch kann die Fahrt nur langsam vor sich gehen; eine ungeheure Menschenmenge wogt und drängt sich in den Straßen. Auf dem Colonna-Platze, in der Mitte des Corso, scheint alles Weiterkommen ganz unmöglich. Da wirft sich eine Reihe junger Männer, meist Zöglinge der Universität, auf die Kniee; sie bitten inständig, der heilige Vater möge ihnen gestatten, die Pferde auszuspannen und selbst den Wagen zu ziehen. ‚Nein, nein!‘ ruft Pius, fast erschrocken über diese Art von Huldigung; ‚Ihr seid ja meine Kinder, seid ja Menschen!‘ Doch schon ist es zu spät; ein Augenblick nur, und die Pferde sind durch hundert kräftige Arme ausgespannt und ersetzt.

So geht's im Triumphzuge nach dem Monte Cavallo. Als man aber hier die eben aus der Engelsburg entlassenen Gefangenen erblickt, da kennt der Jubel keine Grenzen mehr. Dieser Fürst und Vater Aller, welcher Thränen vergießend und Segen spendend unter einem Blumenregen dahinfährt, diese auf den Knieen liegende und nun wieder aufjubelnde Menschenmenge, die wehenden Tücher, die flatternden Fahnen, die reichgeschmückten Häuser, die mit Menschen dicht besetzten Fenster, Balkone und Dächer, all das Glück, die Liebe und der Jubel — sie machen einen überwältigenden Eindruck, dem auch die kältesten Herzen nicht zu widerstehen vermögen.

Inzwischen ist der Gnadenerlaß auch in den Provinzen bekannt geworden, und überall hat sich ein ähnlicher Freudentaumel erhoben; Illuminationen, Bankette und Feste lösen sich einander ab. Bologna stellt das Brustbild des „englischen Papstes" auf dem Marktplatz auf; Ancona läßt das Gnadendecret in goldenen Lettern auf Marmor eingraben; kurz, aller Orten erhebt sich dasselbe fieberhafte Entzücken, dringt von dort wieder nach dem gemeinsamen Centrum, nach Rom, und macht die erregten Geister hier noch erregter.

Auch die Amnestirten selbst, Gefangene und Verbannte, kommen zahlreich nach Rom. Es ist ihnen nicht genug, den geforderten Revers unterschrieben zu haben, wonach sie die erlangte Verzeihung als einen „besonderen Gnadenerweis" anerkennen, und auf ihr Ehrenwort einfach versprechen, „diesen Gnadenact niemals und nirgendwie zu mißbrauchen und fortan getreu alle Pflichten eines treugesinnten Unterthanen zu erfüllen." Sie fühlen sich überdies gedrungen, dem Gnadenspender persönlich zu danken; Pius läßt sie alle vor; und da geloben sie denn weit mehr, als von ihnen verlangt wurde. Der Eine sagt: „Ich schwöre bei meinem Kopfe und bei den Häuptern meiner Kinder, daß ich Pius IX. bis zu meinem Tode treu bleiben will." Ein Anderer betheuert: „Ich schwöre, all mein Blut für Pius zu vergießen." Ein Dritter ruft: „Ich verzichte auf meinen Antheil am Paradiese, wenn ich jemals das eidliche Gelöbniß breche, welches mich an Pius bindet." Ein Vierter endlich — es ist Galletti, von dem wir noch mehr hören werden — betheuert unter einer Fluth von Thränen seine tiefgefühlte Dankbarkeit und spricht sich in Ausdrücken des heftigsten Abscheues über sein früheres Leben aus.

Sollten nicht wenige von unsern Lesern sowohl über diese leidenschaftlichen Reue- und Dankes-Betheuerungen der Begnadigten wie über die vorher mitgetheilten Ausbrüche des Jubels von Seiten des römischen Volkes und der Provinz-Bewohner sich verwundern, so können wir ihnen nur sagen, daß sie nicht die Ersten sind, welche darüber in Verwunderung geriethen, und daß ihr Staunen ein sehr gerechtfertigtes ist. Pius selbst gehörte zu den Ersten, die eine solche Wirkung des Gnadenerlasses niemals erwartet hatten, und denen der leidenschaftliche Ausbruch des Jubels, dieser vollständige Freudentaumel, fast unheimlich vorkam. Keinen besseren Beweis gibt es dafür, als die schon drei Tage nach der Amnestie, am 20. Juli, auf sein Geheiß publicirte Mittheilung des Staatssecretariates, welche also lautete:

Seine Heiligkeit, unser Herr, ist durch die freien Aeußerungen kindlicher Liebe, welche die Bewohner dieser seiner Stadt an den verflossenen Abenden ihm bethätigten, lebhaft gerührt worden. Er fühlt sich gedrungen, ihnen dafür von Herzen zu danken. Doch mehrt den Werth alles schönen Handelns das rechte Maaß. Der heilige Vater wünscht deshalb, einen neuen Beweis der Folgsamkeit des guten römischen Volkes darin zu erblicken, daß es den außerordentlichen Zeichen aufrichtiger Freude Grenzen steckt. Der heilige Vater weiß in dieser Beziehung, daß sein Wunsch dem Volke als Befehl zu gelten pflegt.

Das war deutlich genug, so freundlich auch die Mahnung zur Mäßigung in Dankesworte eingekleidet war. Pius wünschte nicht ferner durch so maßlose

Kundgebungen belästigt zu werden, und Rom liebte seinen Vater zu sehr, als daß es ihm sofort ungehorsam geworden wäre. Der Abend des 20. Juli und die nächstfolgenden Tage verliefen ruhiger.

Aber was hatte jenen Freudenrausch denn nur hervorgerufen? Die Amnestie konnte das durch ihren Inhalt allein nicht gethan haben. Derartige Gnadenerlasse waren ja nichts Ungewöhnliches bei neuen Regenten. Selbst der Vorgänger des neuen Papstes hatte beim Antritte seiner Regierung eine Amnestie verkündigt. Von diesem Gnadenacte Gregor's unterschied sich der jetzige freilich durch seinen größeren Umfang. Aber auch Das motivirte einen solchen Freudentaumel noch nicht zur Genüge, zumal wenn uns glaubhaft berichtet wird, daß durch die Amnestie — es klingt fast unglaublich — nur drei bis vier geborene Römer aus der Kerkerhaft befreit wurden.

Wir müssen also tiefer greifen. Aber wir wollen nicht gleich sagen, daß der Jubelruf der Römer in diesen ersten Tagen schon ein künstlich gemachter, daß er ein heuchlerischer, falscher war. Im Gegentheil, wir halten ihn für aufrichtig und herzlich. Und sein uns in gerechtes Staunen setzendes Uebermaaß schreiben wir theils dem ungemein lebhaften, kindlich-naiven und zu den erregtesten Bezeugungen der Freude wie des Schmerzes bei jedem Anlasse hinneigenden Charakter des römischen Volkes zu; theils bringen wir in Rechnung, wie dieses Volk schon damals seinen neuen Herrscher liebte, und ihm deshalb bei jeder neuen That des Wohlthuns und der Milde laut zujubelte.

Aber das reicht Alles noch nicht aus, um jenes Uebermaaß vollständig zu erklären. Die Haupterklärung gibt uns der Umstand, daß die Amnestie den Römern, nachdem sie einen Monat lang gewartet hatten, als das unleugbare, offenkundige und entschiedene Anzeichen galt: mit dem bisherigen, allgemein verhaßten Systeme der Knechtung solle gebrochen werden, eine neue, von Allen ersehnte Aera der Freiheit solle nun beginnen.

Eine Bedeutung dieser Art hatten Weitersehende der Amnestie schon zuerkannt, bevor sie noch erlassen war. Es wird erzählt, der österreichische Gesandte, Graf Lützow, habe dem Papste die eindringlichsten Vorstellungen gemacht, und ihm sogar mit dem allerhöchsten Mißfallen Sr. k. k. Majestät gedroht, wenn er die Amnestie erlasse. Es wird ferner erzählt, der französische Bürgerkönig, Louis Philipp, sei bei der Kunde in den Schreckensruf ausgebrochen: „Ce pape me perdra! Dieser Papst ist mein Ruin!“ Auch die Regenten von Neapel und Toskana, Modena und Parma sollen ihren Befürchtungen einen nicht minder lebhaften Ausdruck geliehen haben.

Was aber noch wichtiger ist: selbst das Collegium der Cardinäle wider-

rieth den Gnadenact. Schon glaubte Pius die hier geäußerten Bedenken durch seine liebeglühende Beredtsamkeit überwunden zu haben. Da ließ er abstimmen; und das Resultat war: die weißen Kugeln verschwanden förmlich unter der Ueberzahl der schwarzen. Nun war der Augenblick gekommen, wo Pius sich des Worts erinnern mochte, das er vor Jahren über Leo ausgesagt: „Er verschloß sich in das kostbare Gehege der Rechtschaffenheit seiner Gedanken, und überließ getrost den äußern Schein dem Urtheil Anderer." Mit plötzlicher Eingebung nahm er das weiße Käppchen von seinem Haupte, deckte damit die schwarzen Kugeln zu, und sagte lächelnd: „Nun sind sie alle weiß."

So erfolgte denn der Gnadenact, ein hochherziger Ausfluß des liberalsten Herzens. Ja, Pius war „liberal"; aber er war es in dem schönen Sinne, der ursprünglich diesem Worte innewohnt: er wollte handeln, wie es einem freien, edeldenkenden Menschen ziemt, er wollte hochherzig, großmüthig, freigebig und freisinnig sein. Von jenem After-Liberalismus jedoch, wie er damals schon im Schwange ging und heute noch landläufig ist, von jenem liberalistischen Systeme, welches mit den guten alten Ueberlieferungen der Wahrheit und des Glaubens, des Rechtes und der Sitte brechen will, um fortan nach „modernen Ideen" in ungezügelter Lust den Andern die Freiheitsgrenzen zu dictiren und Alles, was seinen Bestrebungen nicht hold ist, von dem Genusse eben dieser Freiheit auszuschließen, davon wußte seine Seele nichts.

Aber dieser falsche Liberalismus fand es für gut, den amnestirenden Papst für seine Zwecke auszubeuten, sein liebevolles, gnadenreiches Thun den Machthabern als Muster vorzuhalten, ihn als „den Liberalsten aller Liberalen" bis zum Himmel zu erheben, um ihn selbst dadurch immer weiter zu treiben und durch ihn auf die Anderen zu wirken.

Jetzt, wo die Amnestie mit ihren Folgen mehr als zwanzig Jahre hinter uns liegt, darf man es unbedenklich aussprechen, daß sie ein politischer Fehler war. Allein von all dem Traurigen und Schrecklichen, was auf sie folgte, darf man der reinen Absicht des edlen Gnadenspenders nicht das Mindeste zur Last legen. Die Schuld der Verbrechen fällt lediglich auf Die zurück, welche das hochherzige Geschenk verbrecherisch mißbrauchten. Bei Pius hatte das milde, weiche Herz, welches die Welt für besser ansah als sie war, in einem bedeutungsvollen Augenblicke über den nüchternen, mißtrauischen Verstand seiner Räthe den Sieg davon getragen. Das allein war sein Fehler, und er hat ihn schwer genug büßen müssen.

Erfreuen wir uns noch an ein paar freundlichen Begebenheiten, bevor wir das Herannahen des Sturmes schildern.

Viertes Capitel.

Steigende Begeisterung.



Für das gute römische Volk — wir nennen es gut, obwohl es später durch arglistige Verführung so tief sank — für das gute römische Volk war die Amnestie nur ein neuer, freilich bisher der größte Beweis der unvergleichlichen Vortrefflichkeit des vergötterten Papstes. Hundert andere Züge reihten sich daran, und von Tag zu Tage wuchs dadurch die innere Anhänglichkeit und — sofern er sich aus Liebe, trotz der Abmahnung, noch zu äußern wagte — der äußere Enthusiasmus.

Mit Entzücken hatte man sich alle die kleinen schönen Züge der Güte und Gerechtigkeit wieder und wieder erzählt, von denen wir im zweiten Capitel berichteten. Mit gleichem Entzücken erzählte man sich neue dazu.

Da hatte einmal ein Beamter dem Papste einen falschen Bericht eingereicht, und Pius hätte auf Grund desselben beinah schon ungerecht entschieden, wenn er nicht in letzter Stunde noch durch einen Cardinal erinnert wäre, daß die Sache anders sich verhalte. Sofort läßt er den Beamten kommen und begehrt näheren Aufschluß. Der aber besteht auf seinem falschen Berichte. ‚Sie sind der Erste, der mich zu täuschen gewagt; kommen Sie mir nicht mehr vor die Augen!‘ Mit diesen Worten des erzürnten Herrschers war der Mann seines Amtes enthoben.

Ein ander Mal wurden dem Papste für eine Domherrnstelle an St. Peter verschiedene Candidaten mit adligem Stammbaum in Vorschlag gebracht. Was sagt er darauf? ‚Das sind Alles recht brave und wackere Leute; ich bedaure nur, daß die Stelle schon besetzt ist. Der Abbate Poncileone wird sie bekommen, ein eifriger, gelehrter Priester, der sein ganzes Leben guten Werken gewidmet hat. Solche Leute gelten in meinen Augen mehr als Andere, die sich nur auf die Verdienste ihrer Ahnen berufen können.‘

Einstmals beklagte sich ein Beamter bei Pius wegen unverdienter Zurücksetzung. Eine jetzt erledigte Stelle, auf die er schon seit zwanzig Jahren fest

gehofft, sei ihm verweigert, unter dem Vorgeben, daß er derselben nicht gewachsen sei. Pius hört ihn ruhig an, und legt ihm dann statt aller Antwort drei schwere, auf jenes Amt sich beziehende Fragen vor. Als der Mann sie vollkommen befriedigend gelöst, ruft der Papst den Präsidenten her und sagt mit strenger Miene: ‚Der Mann hat bei mir sein Examen vortrefflich bestanden; ich wünsche, daß er binnen zwei Tagen in das Amt eingeführt wird, und ich hoffe zugleich, daß ähnliche Fälle künftig nicht mehr vorkommen.‘

In Folge des gesteigerten Straßenverkehrs hatte die Polizei den Kleinhändlern verboten, ihre Waaren noch ferner auf den Trottoirs gewisser enger Straßen auszustellen. Das gefiel den Krämern schlecht, noch schlechter aber den Besitzern der anstoßenden Häuser, die für den Budenplatz Miethe bezogen hatten. Einer von diesen, es war ein Adliger, beschwerte sich unmittelbar bei Pius: er verliere durch die Polizeiverordnung jährlich 3000 Scudi. ‚Und wie lange beziehen Sie schon diese hübsche Miethe für ein Stück des öffentlichen Weges?‘ fragt Pius. — „Die erste Pacht datirt vom Jahre 1791.“ — ‚Also haben Sie schon 55 Jahre lang 3000 Scudi, d. h. in Summa 165,000 Scudi eingenommen?‘ — „Jawohl, heiliger Vater.“ — ‚Nun, mein Sohn, dann rathe ich Ihnen als guter Freund, sagen Sie ja Niemandem, was Sie mir eben gestanden haben. Erführe die Stadt Rom, welch' enorme Summe sie von Ihnen zurückfordern kann, so würde sie ohne Zweifel einen Proceß gegen Sie beginnen und den Proceß auch gewinnen; denn das Trottoir gehört der Stadt. Seien Sie also vorsichtig! Was mich betrifft, so dürfen Sie auf meine Verschwiegenheit rechnen.‘

Es ist möglich, daß der also Zurechtgewiesene es wirklich vorzog zu schweigen, und daß somit das römische Volk von diesem Gespräche nichts hörte. Jedenfalls erfuhr es aber, wie der Papst gleich nach seiner Thronbesteigung die vorgefundene übergroße Dienerzahl verminderte, die Hälfte der päpstlichen Pferde verkaufte, und für seine Tafel täglich nur Einen Scudo bewilligte. Der Haushofmeister war freilich über diesen Grad von Sparsamkeit förmlich entsetzt. Aber Pius, der an das Wohlthätige einer einfachen Nahrung und zugleich an die 37 Millionen Deficit der päpstlichen Finanzen denken mochte, gab zur Antwort: ‚Ich bin ein äußerst armer Priester Christi, und Sie werden daher Sorge tragen, meinen Tisch nach diesem Maßstabe zu bestellen.‘

Ferner hatte das römische Volk sicher vernommen, wie Pius sich an die Welt- und Ordensgeistlichkeit um eine jährliche Beisteuer zur Tilgung des großen Deficits gewandt, und wie jedes Kloster ihm auf drei Jahre nacheinander zehn Scudi, jeder Pfarrer einen Scudo versprochen hatte.

Es hatte gehört und zum Theil in seiner eigenen Familie dankbar empfunden, wie Pius am Tage der Amnestie eine Menge von bedrängten Schuldnern auf seine Kosten aus der Haft befreien ließ, und wie dieses großmüthige Vorgehen viele Andere zu ähnlichem Wohlthun angetrieben hatte.

Es hatte mit Entzücken davon sprechen hören, wie der Papst am 30. Juli zum ersten Male eine öffentliche Audienz gegeben, wie leutselig er da mit Jedermann gesprochen, und wie er fortan alle Donnerstage solche Audienzen veranstalten werde, damit Jeder sich ihm nahen, seinen Segen empfangen und ihm alle Wünsche, Beschwerden und Klagen vortragen könne.

Es hatte ferner — soweit es dafür Sinn und Verständniß besaß — mit Befriedigung vernommen: daß die verhaßten Militär-Gerichte in der Romagna abgestellt seien; daß die naturhistorische Akademie wieder geöffnet und direct in die Obhut des Papstes genommen sei; daß der Zusammentritt wissenschaftlicher Congresse, die bisher in dem Verdachte politischer Agitationen standen, künftig eher begünstigt als gehindert werden solle; daß endlich an den Bau von Eisenbahnen mit aller Energie gedacht werde.

Und schließlich wurde dem römischen Volke noch vor dem Ende des Monates Juli die unsägliche Genugthuung, daß sein Liebling Cardinal Gizzi, der Inbegriff aller Freiheitsbestrebungen, zum Staatssecretär ernannt, und gleichzeitig mit der Oberleitung sowohl der inneren als der äußeren Staats- und Kirchenangelegenheiten betraut wurde.

Da war es denn nicht zu verwundern, wenn am 31. Juli, dem Feste des heiligen Ignatius, in der Jesuitenkirche al Gesù, und am 2. August, Petri Kettenfeier, zu San Pietro in Vincoli, Hunderte und Tausende sich herzudrängten, um den Leib des Heilandes aus den Händen des Statthalters Christi zu empfangen. Wir sagen: es war nicht zu verwundern; und wir möchten glauben, daß das engelreine Gemüth des frommen Communionspenders es nicht ahnte, welch freventlichen Mißbrauch mehr als Einer aus den Communicanten schon damals mit dem allerheiligsten Sacramente trieb.

Noch im Juli fand auch das erste feierliche Consistorium statt, und Pius hielt bei diesem Anlaß seine erste Allocution, gewissermassen seine Antrittsrede vor dem hohen Rath der Cardinäle.

In diesem Augenblicke — so begann er — ergreife ihn wieder dasselbe Zagen wie am Tage seiner Wahl. Viele Cardinäle seien ja durch Geist und Frömmigkeit, Einsicht und Erfahrung viel würdiger als er gewesen für das erhabene Amt. Wenn er dennoch gewählt sei, und überdies so rasch und einstimmig, so müsse man darin den Willen Gottes erblicken, der ja in den

Schwächsten seine Macht bewähre. In diesem Glauben an die Weisheit der himmlischen Rathschläge und im Vertrauen auf den himmlischen Beistand fühle er sich denn nunmehr auch beruhigt.

Darauf dankte er den Cardinälen, daß sie ein so ehrenvolles, wenn auch unverdientes Urtheil über ihn gefällt, und forderte sie mit allem Nachdruck auf: mit Rath und That und gutem Willen seiner Schwäche beizustehen, damit das Wachsthum und die Herrlichkeit der Kirche gefördert, die Würde des apostolischen Stuhles gewahrt und die Ruhe und Eintracht der Christenheit sorgfältig gepflegt werde. Dann schloß er mit den Worten:

Lasset uns Alle durch unabläßiges Gebet das von Gott erflehen, daß Wir, von Ihm gewählt, nun in Seinen Fußstapfen auch wandeln. Lasset uns deshalb unter Anrufung der allerseligsten Jungfrau Maria und der heiligen Apostel Petrus und Paulus inbrünstig zu Jesus, dem hehren Stifter Unserer Religion und Unseres Apostolates, flehen: daß Er von Seinem heiligen Berge Sion herabschaue auf Uns, und in Gnaden annehme den guten Willen von uns Allen, für Seine Ehre zu arbeiten. So nur wird all Unser Thun und Streben für die ganze Kirche wie für die Unsrer eignen Herrschaft untergebenen Völker gesegnet sein und einen heilsamen Erfolg haben.

Auf diese so fromme und demüthige Ansprache gab Cardinal Macchi als Vertreter des heil. Collegiums folgende Antwort, die Unzähligen aus der Seele gesprochen war:

Heiligster Vater! Das väterliche Wohlwollen, welches Deine Heiligkeit dem Cardinals-Collegium so eben geäußert hat, ist Deiner herrlichen, wahrhaft hohepriesterlichen und fürstlichen Gesinnung so würdig, daß wir dem allmächtigen Gotte nochmals innigst danken müssen, daß Er gerade Dich zur Freude aller Stände auf den erhabenen Stuhl des Fürsten der Apostel hob. Keines Menschen Rath, sondern der heilige Geist hat die Augen des heiligen Collegiums auf Dich gelenkt. Allen war ja bekannt Dein makelloses Leben, Deine Ehrfurcht gegen Gott, Deine allumfassende Liebe, Deine Begeisterung für die katholische Religion, Deine Sorgfalt für das Heil der Seelen, Deine Gerechtigkeit, Weisheit, Standhaftigkeit und Milde, kurz Deine Tugend jeder Art. Darum frohlockt unsre heilige Mutter, die Kirche, daß ein solcher, in seiner Demuth nichts ahnender Mann kraft einer fast einstimmigen Wahl durch Gottes Fügung den apostolischen Stuhl bestiegen hat. Unserm Geiste schwebte dabei freilich vor, daß die Kirche in der Gegenwart vielfach bedrängt sei, und daß verlorne Menschen durch eine zügellose Presse allenthalben die Sitten zu verderben, Unerfahrene in Irrthum zu führen, und die katholische Kirche, wie überhaupt jegliche Gewalt, zu vernichten sich abmühen. In so schwierigen Zeitläufen mußten wir einen Papst wählen, der sich voll des Geistes seiner heiligsten Vorgänger muthig gleich einer ehernen Mauer und eisernen Säule

diesen gefährlichen Feinden der Kirche und des Staates entgegenstellt und alle ihre gottlosen Bestrebungen vereitelt, als ein von Gott aufgestellter Hort und Schirm des öffentlichen Wohles. Christus der Herr aber, der Seine Kirche auf diesen Fels gebaut und Dir die Schlüssel des Himmelreiches übergeben hat, wird durch Seine Himmelsgnade das angefangene Werk vollenden, damit Du, umgürtet mit der Kraft von Oben, auch unter den schwierigsten Verhältnissen das schwere, Dir übertragene Amt zum Heile der gesammten Heerde des Herrn gedeihlich verwaltest.

Was das heil. Collegium der Cardinäle anbetrifft, welches für die Religion, die Kirche, den apostolischen Stuhl und den Statthalter Jesu Christi sein Blut zu vergießen bereit ist: so wird dasselbe mit Gottes Hülfe seiner Pflichten nie vergessen, und Alles, was Deine Heiligkeit ihm aufträgt, schnell und gewissenhaft erfüllen. Inzwischen aber wollen wir zum Vater der Barmherzigkeit beten, daß er Dich uns viele lange Jahre erhalte, damit unter Deiner Führung und Leitung überall Ruhe einkehre und auch das heilige Schifflein Petri zur Ruhe gelange, und die Dir untergebenen Völker, denen diese große Wohlthat zugute kommt, dem Geber alles Guten in Freude und Frohlocken danken.

Inzwischen nahm der heilige Vater im Vereine mit seinen Rathgebern auf weitere Reformen ernstlich Bedacht. Doch zog er es, zumal nach der überschwänglichen Aufnahme, welche die Amnestie gefunden, mit Recht vor, die Ausführung nicht zu überstürzen. Eine Verordnung indeß erfolgte bald, und sie durfte bald erfolgen; denn der Gedanke, welcher ihr zu Grunde lag, war dem Papste nicht erst seit seiner Thronbesteigung gekommen, er war von ihm geprüft, gebilligt und bewährt gefunden, seitdem er in Tatagiovanni und San Michele wirkte. Diese Verordnung hatte zum Zwecke, fromme Anstalten wie die genannten, welche Pius seiner Zeit auch nach Spoleto und Imola übertragen hatte, jetzt im ganzen Staate einzuführen, damit fortan keiner Stadt eines der wirksamsten Mittel gegen die Ueberhandnahme des Proletariates fehle.

In jeder Legation und Delegation — so hieß es unter Anderm in dem Erlasse des Staatssecretariats vom 24. August — ist nach vorausgegangener Berathung der Provinzialstände eine Anstalt in's Leben zu rufen, worin arme und hülflose Knaben der untersten Volksclasse beherbergt und erzogen werden. Die Kosten der ersten Anlage sowie des Unterhalts der Institute tragen die Provinzen. Doch soll es erlaubt sein, die öffentlichen Gebäude oder auch ganz oder beinah leerstehende Wohnungen geistlicher Körperschaften, diese jedoch nur gegen angemessene Vergütung, dafür zu verwenden ... Bis zur völligen Einrichtung sind die hülflosen Kinder provisorisch in die Centralinstitute Rom's abzuliefern. Die Provinzialräthe haben zu entscheiden, ob die Anstalt eine landwirthschaftliche oder eine industrielle werden soll. Ihre ökonomische Verwaltung wird außer dem päpstlichen Legaten oder Delegaten und einem zweiten Geistlichen ausschließlich Laien

anvertraut, die im Staats- oder Gemeindedienste stehen. Den Provinzialräthen wird am Jahresschlusse Rechnung abgelegt. Die Kinder müssen bei der Aufnahme wenigstens acht Jahre zählen und bleiben in der Anstalt bis zum zwanzigsten Jahre. Es wird ein Patronat gegründet, welches sie mindestens ein volles Jahr nach ihrer Entlassung streng überwacht. Unverbesserliche sollen an die bestehenden Correctionshäuser oder an eigens für sie zu gründende Strafanstalten abgeliefert werden. In den landwirthschaftlichen Anstalten lernen die Zöglinge lesen, schreiben und rechnen, in den industriellen auch zeichnen. Der Religions-Unterricht wird einem von dem Bischofe des Ortes zu bestimmenden Geistlichen anvertraut.

Man kann sich denken, wie freudig diese Verfügung aufgenommen wurde. Es war ja durch dieselbe wiederum ein großer Schritt zur Linderung des Elends und der Sittenlosigkeit gethan, und darüber mußten sich wohl alle Gutgesinnte freuen. Die „Liberalen" aber glaubten noch besondern Grund zur Freude zu haben. Hier war in einem bestimmten Falle ja die Mitwirkung der Bürger, und namentlich der Laien, in Aussicht genommen; was ließ sich daraus nicht für künftige parlamentarische Thätigkeit hoffen! Und dann war in dem Erlasse noch gesagt: Seine Heiligkeit würde es gern sehen, daß die über freie Zeit verfügenden jungen Leute aller Gesellschaftsclassen sich militärischen Uebungen widmeten. Konnte damit nicht eine „allgemeine Volksbewaffnung" beabsichtiget sein, die Pius eventuell gegen die auswärtigen Feinde seiner Reformen verwenden wollte?

Allein die Heißsporne, welche solche Schlüsse zu ziehen geneigt waren, wurden sehr ernüchtert durch den Schluß des Rundschreibens, worin es hieß: „Seine Heiligkeit hat mit Verwunderung erfahren, wie man in Seinen Bemühungen, die Wohlfahrt des Staates zu fördern und den gerechten Wünschen Seiner Unterthanen zu entsprechen, einen Beweis hat finden wollen, daß Er gewisse neuere Theorieen über das Staatswesen begünstige. Wie Er fest entschlossen ist, für das Wohl des Staates Alles aufzubieten, was in Seinen Kräften liegt, so wird Er jenen Theorieen, welche vielmehr die Wohlfahrt der Völker untergraben und nur Unheil bringen, sich stets abhold zeigen."

Das war ein kaltes Bad. Und ein zweites Sturzbad folgte in den ersten Tagen des October, wo der Staatssecretär zur Kunde brachte: die Feste, welche dem heiligen Vater in Castel Gandolfo, Albano, Tivoli und den anderen Gebirgsstädten bei Gelegenheit seines dortigen Herbstaufenthaltes überall bereitet worden, hätten zwar sein Herz erfreut, als herzliche Ausdrücke der Liebe und Verehrung. Doch sei er auch betrübt, wenn er an die großen Kosten dieser Feste denke, die häufig auch die Unbemittelten träfen; und er sehe geradezu mit

Schmerz, wie sich Manche durch solchen Enthusiasmus von der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten abhalten ließen. Darum wolle er, daß diese kostspieligen Festlichkeiten aufhören; Jeder möge sich seinem täglichen Berufe wieder zuwenden und den Ausgang der Berathungen für das Wohl des Staates, mit denen die Regierung fortwährend beschäftigt sei, ruhig abwarten. Seien hie und da schon Sammlungen für neue Feste veranstaltet, so möchten die Gelder zu Nutz und Frommen der Armen für den Winter mittelst öffentlicher Arbeiten verwendet werden.

Was veranlaßte den heiligen Vater, solche Berichtigungen, Abmahnungen und Warnungen kundgeben zu lassen? Wir werden es bald vernehmen.

Fünftes Capitel.

Böse Umtriebe.



Am 8. September, dem Feste Mariä Geburt, pflegen die Päpste den Gottesdienst in Santa Maria del Popolo, der reichgeschmückten Muttergotteskirche am Volksthore, durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Es war nicht zu erwarten, daß Pius dieser Sitte untreu werde, und so rüsteten die Römer sich schon Tage lang, die weite Fahrt des Papstes vom Quirinal bis zum Volksplatze und von hier wieder zurück in einen Triumphzug zu verwandeln.

Und wirklich: auf der Hinfahrt wie besonders auf der Rückfahrt mußte sich der päpstliche Zug durch einen förmlichen Blumenregen durcharbeiten; auf der Straße stand in Reih' und Glied ein unabsehbarer Trupp junger Leute, die abwechselnd Oelzweige und Fahnen schwangen; in ihre tausendstimmigen Evviva's mischten sich die Stimmen all der unzähligen Menschen, welche die Trottoirs und Fenster, die Balkone und Dächer bedeckten; am Eingange der schönen Piazza del Popolo war ein großartiger Triumphbogen errichtet; und nicht genug, daß Pius in der Kirche schon den päpstlichen Segen gespendet und auf der Hin- und Herfahrt seine Hand kaum für einen Augenblick hatte sinken

lassen: er mußte von der Loggia des Quirinals herab das Volk nach seiner Heimkehr wiederholt und spät am Abend noch zum letzten Male segnen.

An den Häusern, bei welchen er vorüberfuhr, und an dem Triumphbogen, hatte er zwischen Grün und Blumen, Schildern und Fahnen auch viele Inschriften gelesen. Sie galten alle ihm, und viele waren von der liebevollsten Dankbarkeit dictirt. Hier lautete ein Spruch: „Preis und Ehre Pius dem Neunten, für den ein Tag genügte, seine Unterthanen zu trösten und die Bewunderung der Welt auf sich zu ziehen!" Dort hieß es: „Pius besiegte die Zwietracht durch Güte ... Klatschet Beifall, Nationen! Pius ist der Liebesname, den alle Jahrhunderte segnen werden!"

Aber an einer Stelle sah man auch die reichumkränzte Landkarte Italiens; und an einer andern hing das Bild des gefeierten Papstes in der Mitte zwischen den Bildnissen Ganganelli's und Gioberti's.

Was hatte das mit dem Marienfeste, was hatte es mit dem Danke für Pius zu schaffen? Nichts. Aber was sollte es andeuten? Vieles und Bedeutendes. Ganganelli hatte als Papst Clemens XIV. vor mehr als siebzig Jahren den Jesuitenorden aufgehoben; Gioberti hatte vor Kurzem gegen die erneuerte Gesellschaft Jesu scharf und heftig geschrieben; von Pius wünschte man, er möge auf Gioberti's Worte hören und Ganganelli's Beispiel seinerseits erneuern. Und warum das? Der Jesuitenorden galt mit Recht als ein Hauptschild und Hort der Autorität, des Ansehens der Obrigkeit; in Rom aber gab es seit der Amnestie schon eine Menge Leute, welche von obrigkeitlicher Gewalt, von Recht und Ordnung nichts mehr wissen wollten.

Die Begnadigten waren aus allen Gefängnissen des Kirchenstaates und von allen Orten der Verbannung schaarenweise nach Rom geeilt; viele Gleichgesinnte aus den römischen Provinzen wie aus den übrigen Staaten Italiens gesellten sich ihnen zu. Gebessert hatte die Gnade des Papstköniges die Wenigsten aus ihnen. Trotz ihrer Reuethränen, trotz ihrer maßlosen Dankesbetheuerungen lachten sie über den „gutmüthigen" Papst, und dachten nur daran, wie sie seine Güte weiter für ihre bösen Zwecke ausnutzen könnten.

Ihr Ziel war kein geringeres als der Umsturz aller bestehenden Gewalt im Lande Italien und weiterhin in allen Staaten. Die Fürsten sollten ihres Thrones beraubt, freie Republiken sollten an die Stelle der Monarchieen gesetzt, zum würdigen Beschlusse sollte auch der geistlichen Herrschaft des Papstes und der Kirche, sollte dem Christenglauben überhaupt ein Ende gemacht werden.

Das waren die verbrecherischen Tendenzen der „giovane Italia", jenes „jungen Italiens", das sich aus dem Carbonarismus und Freimaurerthum

entwickelt hatte, und dessen Haupt und Seele seit langen Jahren kein Anderer war als — Joseph Mazzini.

Dieser unselige Genuese, der über sein Vaterland Italien und dadurch über die ganze Welt so viel Unglück gebracht hat, gehörte schon seit 1831 zu den Aufrührern. Er mußte flüchten; doch nun verfolgte er vom Ausland her mit all der Energie, welche ein scharfblickender Kopf und ein leidenschaftliches Herz zu geben vermag, seine Umsturzpläne. Er gründete den Bund des „jungen Italiens", schrieb ihm Gesetze vor, und regelte dessen Sprechen, Schreiben und Handeln. „Die eine untheilbare demokratische Republik Italien", das war und ist noch heute das Stichwort dieses Bundes. Aber das Haupt des Bundes sah bald ein, daß man die Völker niemals zur Empörung gegen ihre angestammten Fürsten werde bewegen können, so lange sie am Glauben festhielten. Darum beschloß er, Alles aufzubieten, um den Katholicismus aus Italien auszurotten und so „das Menschengeschlecht von der moralischen Knechtschaft zu befreien, in welcher das Dogma von dem päpstlichen Absolutismus und die geistliche Gewalt des Mittelalters dasselbe gekettet hält."

So schrieb er selbst im Jahre 1849, wie er überhaupt das letzte Ziel seines Dichtens und Trachtens nie verhehlte, und mit dem ganzen Fanatismus eines Mannes, der Alles auf Eine Karte setzt, niemals zu einem Compromisse sich herbeigelassen hat. Ihm waren seine königlichen Revolutionsgenossen von Sardinien eben so sehr verhaßt wie Metternich und Pius; nie hat er Dem Treue geschworen, welchem er den Untergang wünschte; und stets hat er in seinen Blättern, Rundschreiben und Briefen erklärt, daß es mit allen Fürsten ohne irgend eine Ausnahme, und mit den freisinnigsten nicht zuletzt, ein Ende nehmen müsse. Das „einige Italien" unter dem ehemaligen Könige von Sardinien hat noch heute an ihm einen eben so fanatischen Gegner, wie ihn nur je das absolute Regiment der vertriebenen Herzoge gehabt hat.

Aber was der consequente Agitator nicht selber that und thun mochte, das ließ er durch Andere thun. Die republikanischen Bewegungen der Dreißiger und Vierziger Jahre waren verunglückt, mochten sie nun in Rom oder Bologna, in Neapel oder in den Herzogthümern sich regen. Jetzt, gegen Ende des Jahres 1846, schien es angezeigt, in anderer Weise zu operiren.

Erinnern wir uns, welch ein Ausbruch 1848 namentlich in Italien, Frankreich und Deutschland erfolgte. Da brauchen wir nicht erst zu fragen, ob anderthalb Jahre vorher der Gährungsstoff vorhanden war. Gewitterschwül lag's über ganz Europa; hie und da erfolgte schon ein Wetterstrahl; ein Mann, der mit so leidenschaftlicher Theilnahme wie Mazzini auf jedes leiseste

Anzeichen merkte, mußte den Augenblick gekommen sehen, wo es für seine Zwecke etwas zu erreichen gab.

In den deutschen Staaten war man nachgerade des vierzig Jahre lang geübten Wartens auf endliche Einlösung fürstlicher Verheißungen überdrüßig geworden. In Frankreich neigte der Stern des Bürgerkönigs sichtlich seinem Untergange zu und offenbarte sich nebenbei ein wahrer Abgrund sittlichen Verderbens. Die Aufnahme der Schandromane Eugen Sue's und die Gewaltthaten in der Schweiz ließen ahnen, wie weit der Ingrimm gegen den Jesuiten-Orden schon verbreitet sei. Im Kaiserstaate hatten die polnischen Galizier sich schon offen empört. Die langjährigen Mißhelligkeiten zwischen Oesterreich und Sardinien verschärften sich zusehends und gaben Aussicht auf Befreiung Lombardo-Venetiens vom verhaßten „Joche der Fremdherrschaft". Nun trat zu Mazzini's unsäglichem Erstaunen im Kirchenstaate plötzlich ein Fürst auf, den zu befehden bei der gegenwärtigen Stimmung des römischen Volkes und der ganzen Welt Wahnsinn gewesen wäre, aber dessen „Reformen" man verwerthen, dessen Milde und Güte man benutzen, den man vielleicht über seine eigenen Ziele hinausdrängen und andern Zwecken dienstbar machen konnte.

So erließ Mazzini denn mit teuflischer Berechnung an seine Jünger und Agenten von Paris aus folgende Instruction:

In großen Ländern muß das Volk die sociale Umwälzung vollbringen; in Italien müssen es die Fürsten thun. Wir müssen sie durchaus auf unsere Seite ziehen, und das hält gar nicht schwer. Der Papst wird sich aus Grundsatz und Nothwendigkeit der Reform in die Arme werfen, der König von Sardinien in der Hoffnung auf die italienische Krone, der Großherzog von Toscana aus Neigung und Mißmuth, der König von Neapel, weil er muß; die kleinern Fürsten haben an andere Dinge zu denken. Benutzet die geringste Concession, um die Volksmassen zu versammeln, wäre es auch nur, damit sie ihre Dankbarkeit an den Tag legen. Festzüge, Gesänge, Versammlungen knüpfen mancherlei Beziehungen unter Menschen von verschiedener Denkungsart an, begünstigen die Ausbreitung von Ideen, geben dem Volke die Ueberzeugung von seiner Kraft und machen es lüstern nach der Herrschaft ... Große Herren kann man bei ihrer Eitelkeit fassen; überlasset ihnen den ersten Platz, wenn sie mit Euch gemeinsam handeln wollen. Nur Wenige werden mit uns bis zum Ende ausharren. Die Hauptsache ist, daß der Abgrund der großen Revolution ihnen unbekannt bleibt; wir dürfen sie nie mehr als den ersten Schritt sehen lassen, welcher eben zu thun ist.

In Italien besitzt die Geistlichkeit große Schätze und das Vertrauen des Volkes. Ihr müsset sie in beiden Beziehungen gehörig zu behandeln wissen

und ihren Einfluß Euch möglichst zu Nutze machen. Könntet Ihr einen Savonarola in jeder Hauptstadt schaffen, so würden wir mit Riesenschritten vorankommen. Die Geistlichkeit ist freisinnigen Staatseinrichtungen nicht abhold ... Bekämpfet sie deshalb vorerst nicht, und vergreift Euch weder an ihrem Vermögen noch an ihrer Rechtgläubigkeit ...

Sprechet oft und viel von dem Elende und den Bedürfnissen des Volkes. Das Volk versteht es nicht; aber der thatkräftige Theil der Gesellschaft wird durch diese Theilnahme für das Volk gewonnen und geht früher oder später zum Handeln über. Gelehrte Vorträge sind weder erforderlich noch zweckmäßig. Es gibt einige Schlagwörter, welche Alles ausdrücken, was dem Volke häufig in's Gedächniß gerufen werden muß: „Freiheit, Menschenrechte, Fortschritt, Gleichheit, Brüderlichkeit u. s. w." Das sind Wörter, welche das Volk schon versteht, besonders wenn man sie mit Ausdrücken wie „Despotismus, Privilegien, Tyrannei, Sclaverei u. s. w." in den rechten Gegensatz bringt. Die Schwierigkeit liegt nicht darin, das Volk zu überzeugen, sondern es zusammenzubringen. Der Tag einer allgemeinen Volksversammlung wird der Tag einer neuen Zeitrechnung sein ...

Wer immer einen Schritt vorwärts thut, den müßt Ihr als den Eurigen ansehen, bis er Euch verläßt. Gibt ein Fürst ein freisinniges Gesetz, so spendet ihm Lob, und bittet um ein anderes, welches diesem folgen muß. Zeigt ein Minister einige Neigung für den Fortschritt, so posaunet ihn als ein Muster der Staatsklugheit aus. Spricht ein hoher Herr verächtlich von seinen Privilegien, so stellet Euch Alle zu seiner Verfügung. Will er innehalten, so habt Ihr Zeit genug, ihn gehen zu lassen; er wird vereinzelt Euch machtlos gegenüberstehen, und Ihr habt tausend Mittel und Wege, um Alle unpopulär zu machen, die sich Euern Bestrebungen widersetzen.

Das stehende Heer ist der größte Feind der Ausbreitung des Socialismus. Man muß ihm durch die moralische Erziehung des Volkes ein Gegengewicht schaffen. Hat die öffentliche Meinung sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die Armee, welche nur zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen soll, sich niemals in die innere Politik mischen dürfe und Achtung vor dem Volke hegen müsse, so könnt Ihr unbedenklich ohne sie und gegen sie marschiren....

Die Geistlichkeit predigt nur den halben Socialismus. Sie wünscht gleich uns allgemeine Brüderlichkeit, die sie Nächstenliebe nennt. Aber die Hierarchie macht sie zur Pflanzschule der Autorität, d. h. des Despotismus. Wir müssen nehmen, was sich etwa Gutes findet, und das Schlechte fortschneiden ... Die geistliche Gewalt ist personificirt in den Jesuiten: der Haß, der sich an diesen Namen knüpft, ist schon eine Macht für uns. Benutzet diese Macht! ...

Stiftet Vereine, Vereine! In diesem Wort liegt Alles. Die geheimen Gesellschaften geben der Partei, welche sich auf sie stützen kann, eine unwiderstehliche Gewalt. Macht Euch keine Sorge, wenn sie sich in mehrere Verbindungen spalten; je mehr ihrer sind, desto besser; denn alle streben nach demselben Ziele. Das Geheimniß wird häufig verletzt werden. Desto besser! Das Geheimniß ist nöthig, um den Mitgliedern Sicherheit zu bieten; aber eine gewisse Durchsichtigkeit ist erforderlich, um Feuer in die Männer des Stillstandes zu bringen.

Man gebe erst das Loosungswort, um eine Idee zu verbreiten und ihr in der öffentlichen Meinung Gewicht zu verschaffen. Ist dann eine größere Zahl von Genossen im Stande, eine Bewegung hervorzurufen, so werden sie finden, daß das alte Gebäude überall durchlöchert ist und bei dem leisesten Hauche des Fortschrittes wie durch ein Wunder zusammenstürzt. Es wird sie selbst in Erstaunen setzen, wenn sie sehen, wie Könige und Edelleute, Reiche und Priester, die das Fachwerk des alten socialen Gebäudes bildeten, vor dem bloßen Eindrucke der öffentlichen Meinung davonfliehen. Also nur Muth und Ausdauer!

Das war ein mit satanischer Klugheit und Bosheit ausgeheckter Plan; und in der That, er wurde im Laufe der nächsten Jahre von den gehorsamen Schülern des Meisters Punkt für Punkt auf's genaueste durchgeführt. Soweit diese Ausführung Rom betrifft, werden wir noch genug Trauriges und Schreckliches davon zu erzählen haben. Für einen Theil des bisher Erzählten haben wir aber jetzt erst die richtige Erklärung gefunden.

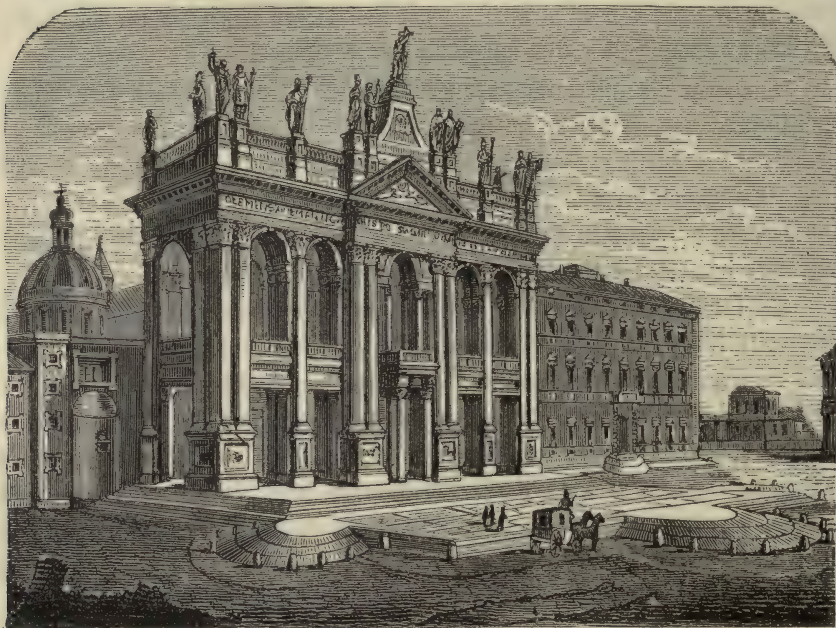
Jetzt wissen wir, was der maßlose Jubel über die Amnestie, was die Krokodilthränen der Begnadigten, was die zahllosen Volkszüge zum Quirinal, was die Evviva's und Fahnen und Blumen und Inschriften zu bedeuten hatten. Nicht freilich, als ob das Alles erkünstelt und erheuchelt wäre. Die ungeheure Mehrzahl der Jubilanten meinte es ehrlich und gut. Aber sie standen schon unter der Leitung heimtückischer Verschwörer, noch ehe sie es wußten; sie folgten bereits ihren eigenen Feinden, noch ehe sie es ahnten; sie wurden und waren bereits den Wünschen ihres vergötterten Pius ungehorsam, noch ehe sie ihn mit Absicht betrüben wollten.

Schon mehr als einmal hatte der Staatssecretär seine Mahnung wiederholt, daß man doch von den lärmenden Dankesbezeugungen ablassen und statt dessen arbeiten möge. Es nutzte stets nur auf kurze Zeit und schien bald wieder vergessen. Die Einen jubelten auf's Neue, weil es ihren bösen Plänen entsprach; die Andern jubelten wieder mit, weil sie ihren Fürsten liebten.

So wurde es regelmäßig eine Jubelfeier, wenn Pius von seinen kurzen Octoberausflügen nach Tivoli, Albano u. s. w. in die ewige Stadt zurückfuhr. So geheim er auch Tag und Stunde der Heimkehr zu halten bemüht war:

doch fand er vor den römischen Thoren immer Hunderte von Wagen und Tausende von Menschen, die ihn jubelnd in die Stadt begleiteten. Die Straßen, durch welche sich die Fahrt bewegen mußte, waren im Nu festlich beleuchtet, und nicht eher ging die Volksmenge zur Ruhe, als bis sie noch einmal den Papst auf dem Balkon des Quirinals gesehen hatte.

Und wieder wurde es ein Jubeltag, als Pius am 8. November in feierlichem Aufzuge, wie er so glänzend seit Pius VI. nicht mehr gehalten war, vom Quirinal nach dem Lateran fuhr, um von dieser alten Papstresidenz und der zugehörigen Erzbasilika St. Johann's in altherkömmlicher Weise Besitz zu nehmen. Die Schlüssel dieser „Haupt- und Mutterkirche" waren ihm überreicht; damit hatte er sinnbildlich die Schlüssel von „allen Kirchen der Stadt und des Erdkreises" an sich genommen; vom großen Balkone aus hatte er über



Die Lateran-Basilika.

die Stadt und den Erdkreis seine Arme zum Segen ausgebreitet; das jubelnde Volk aber, Christen und Juden, begleitete ihn dennoch zum Quirinal zurück und begehrte hier nochmals den Segen.

Und abermals wurde es ein Jubeltag, als mit dem 27. December das Namensfest des Papstes gekommen war: man schätzte die Volksmenge, welche an dem großartigen Fackelzuge theilnahm, auf mehr als dreißigtausend.

Und wieder jubelte man dem Pius der Gnade und dem Johannes der Milde zu, als derselbe am letzten Tage des Jahres dem Tedeum in der Jesuskirche beigewohnt hatte; der folgende Morgen sah schon in aller Frühe trotz Sturm und Regen eine unabsehbare Volksmenge vor dem Quirinal, die ihrem „Vater" unter Jubelruf und Trompetenklang zum neuen Jahre gratuliren wollte; und so ging es weiter auch im neuen Jahre.

Willkommenen Anlaß zu stets erneutem und scheinbar sehr gerechtfertigtem Jubel gab der heilige Vater freilich so zu sagen alle Tage. Nicht genug, daß fortwährend neue rührende Züge bekannt wurden, wie mildherzig er im Stillen gegen Arme, wie edelsinnig gegen Schuldige, wie liebreich gegen Unterdrückte, wie streng gegen Ungerechte sich benahm; auch an öffentlichen Worten und Handlungen und an wichtigen Verordnungen fehlte es nicht, welche der gerade Sinn des Volkes mit aufrichtigem Danke und die Arglist der Volksverführer mit heuchlerischer Schadenfreude aufnahm.

Am 29. Sept., dem Feste des Erzengels Michael, hatte Pius dem apostolischen Hospiz von San Michele einen Besuch abgestattet. Der große Papst schien mit einem Male wieder in den einfachen Canonicus verwandelt, wie er vor zwanzig Jahren in dieser Anstalt segensreich gewirkt. Er theilte selbst die Preise an die Waisenkinder aus, er durchwanderte die sämmtlichen Arbeits- und Ausstellungsräume, er ließ alle großen und kleinen Insassen des Hauses zum Fußkusse zu, er hatte für Hunderte derselben ein gütiges, liebreiches Wort, er wehrte seinen Kammerherrn und Ceremonienmeistern, wenn sie die armen Geschöpfe von ihren zudringlichen Ehrfurchts- und Liebesbeweisen zurückhalten wollten, er war mit einem Worte ganz wieder der alte Waisenvater.

Im October und November wurden sämmtliche Klöster und Spitäler der ewigen Stadt besucht. Mit Staunen erzählte man sich dann, wie genau der heilige Vater von Allem und Jedem Einsicht genommen, wie er hier ein Wort der Anerkennung und des Trostes, dort ein ernstes Rügewort gesprochen, und wie alle diese Besuche offenbar auf große Reformen im Klosterwesen hindeuteten. Ja, Einige wollten schon die Aufhebung der Klöster wittern, und zum Schrecken Vieler schienen sie beinah Recht zu bekommen, als am 30. Nov. Verfügungen erschienen, wodurch den Nonnenklöstern, Bewahranstalten, Bruderschaften, Hospitälern und Leihhäusern aufgegeben wurde, über den Bestand, die Mitglieder, die Liegenschaften und die jährlichen Einkünfte ihres Instituts genauen Bericht abzustatten. Der Hauptzweck dieser Kenntnißnahme war: die lebensunfähigen Anstalten aufzuheben und ihre Einkünfte an andere Stiftungen oder auch an schlecht dotirte Bischofsstühle zu überweisen. In der That wurde

auch bald darauf z. B. das ehemals berühmte Kloster des heiligen Alexis zu Rom, in welchem nur noch zwei Hieronymiten wohnten, den regulirten Clerikern von Somasco zur Benutzung für den Jugendunterricht überlassen.

Im großen Spital zum heiligem Geiste sollte Pius sogar eine wunderbare Krankenheilung gewirkt haben. Beim Eintritte in den Saal der Gichtbrüchigen — so erzählte man — sah Pius, wie ein altes Mütterchen, das auf sein persönliches Verwenden Aufnahme gefunden, sich vergebens abmühte, aufzustehen, um nicht unehrerbietig zu erscheinen. ‚Belästiget Euch nicht, gute Mutter!‘ rief der Papst, ging zu der Kranken hin und reichte ihr die Hand zum Kusse. Diese Berührung aber wirkte wie einstmals die Berührung des Kleidersaumes Jesu: die kranke Frau stand auf und war gesund.

Die meisten unserer Leser erinnern sich wohl noch des Hungerjahres 1847 in Folge der Mißernte des vorhergehenden Jahres. Im Kirchenstaate trat nicht einmal eine drückende Theuerung ein; denn lange bevor Andere daran gedacht, erleichterte die römische Regierung die Einfuhr des Getreides durch Herabsetzung der Zölle. So herrschte in Rom Ueberfluß statt Mangel, und die Magazine von Bologna konnten sogar für Neapel und Toscana sorgen.

Dann erschien am 10. Oct. auch ein Erlaß des Staatssecretärs an die Provinzialbehörden mit der Weisung: Damit die ärmeren Classen in den kommenden Wintermonaten keine Noth zu leiden hätten, möge doch von Seiten der Gemeinden Fürsorge getroffen werden, daß es in den für den Ackerbau todten Monaten December und Januar öffentliche Arbeiten auszuführen gebe, wodurch ein guter Tageslohn verdient werden könne. Freilich dürften diese Arbeiten nicht zu neuen Steuerbelastungen führen; man solle für dieselben soweit möglich die Cassenbestände und disponiblen Fonds verwenden.

Um die Mitte des December setzte der ausgetretene Tiberstrom die tieferen Stadttheile Rom's plötzlich unter Wasser. Da gab es schwere Bedrängniß und Noth. An der Spitze der Hülfereichenden stand aber Pius. Lebensmittel, Kleidungsstücke, baares Geld, kurz Alles, was den Ueberschwemmten für die ersten Stunden nöthig und nützlich war, ließ er ihnen reichlich verabfolgen. Und dann veranstaltete er zu ihren Gunsten sofort eine öffentliche Subscription, die er selbst mit 3000 Scudi eröffnete. Solches Beispiel wirkte. Alle Provinzen und Städte wetteiferten in der Zahl der Beiträge. Sieben Monate hindurch flossen die Opfergaben; überall gab es Feste, Schauspiele und Concerte „zum Besten der Ueberschwemmten“; der Gesammtertrag ging weit über das Bedürfniß hinaus. Vergessen wir dabei nur nicht, daß nach Mazzini's Weisung jede passende Gelegenheit zum Preise freisinniger Fürsten, zu Festen,

Aufzügen und Versammlungen, zu eindringlichen Reden über die Noth und die Bedürfnisse des Volkes u. s. w. benutzt werden sollte.

Dann lasen die Radicalen mit großer Genugthuung im Laufe des Octobers die amtliche Mittheilung, daß der Papst eine besondere Commission eingesetzt habe, welche einen Plan zur Constituirung eines förmlichen Ministerrathes ausarbeiten sollte. Unter dem Vorsitze des Staatssecretärs — so lauteten die Grundzüge — sollten fortan die beiden Untersecretäre des Aeußern und des Innern, der Generalschatzmeister, der Gouverneur von Rom, der Obercommandant des Heeres und der Auditor der apostolischen Kammer zu regelmäßigen collegialischen Berathungen zusammentreten, während sie früher ihre Zweige selbständig verwaltet hatten. Das gab also ein Ministercabinet nach ganz modernem Zuschnitt, bestehend aus dem Präsidenten mit zwei Substituten für das Aeußere und das Innere, und aus den Fachministern der Finanzen und der Polizei, des Krieges und der Justiz. Nach der Meinung der Hoffnungseligsten aus Jung-Italien war der weitere Schritt, die Verantwortlichkeit der Minister gegenüber einer Volksvertretung, weder allzuschwer noch allzufern. Die Einsetzung des Ministerrathes selbst erfolgte durch das Motuproprio vom 13. Juni des nächsten Jahres.

Größer noch war die Freude der Genossen Jung-Italiens, als es gelungen war, zunächst in Bologna eine Art von Bürgerwehr einzuführen. Der dortige Pöbel hatte sich — möglicherweise aus eigenem Antriebe, wahrscheinlicher jedoch in Folge boshafter Aufstachelung — mehrfache Angriffe auf Personen und Eigenthum zu Schulden kommen lassen, gegen welche die Polizei sich ohnmächtig erwies. Um jetzt nicht die verhaßte österreichische Garnison zu Hülfe rufen zu müssen, beantragte der Magistrat die Bildung einer Bürgerwehr beim Cardinal-Legaten Vannicelli, als dem Haupte der Provinzial-Regierung. Dieser schlug das Ansinnen, wie man erwartet hatte, rundweg ab. Nun aber wandte man sich bittend und beschwerend an den Papst, und dieser ging auf das Begehren wenigstens zum Theile ein. Es solle — so bestimmte er — provisorisch eine Bürgerwehr zum Schutze der Personen und des Eigenthums in der Weise gebildet werden, daß die Officiere für dieselbe direct von der Regierung ernannt und durch diese Officiere dann die einzelnen Mitglieder aus der Bürgerschaft frei ausgewählt würden.

Groß war der Jubel aller Liberalen über diese Concession. Mit derselben war ja doch ein Anfang zu der für ihre Zwecke so unerläßlichen allgemeinen Volksbewaffnung gemacht, und überdies war durch den theilweisen Sieg der Bürger über den unpopulären Legaten dessen Stellung untergraben. In der

That machte Vannicelli bald dem fügsameren Amat Platz, gleichwie aus ähnlichem Anlasse in Pesaro der strenge Cardinal-Legat della Genga dem milderen Ferretti weichen mußte.

Weniger freilich gefiel es den Schreiern, daß der Papst gleich bei der ersten Cardinals-Promotion am 21. Dec. nicht nur seinen schon am 21. Sept. ernannten Amtsnachfolger auf dem Bischofsstuhle zu Imola, Msgr. Baluffi, sondern auch den bisherigen Gouverneur von Rom, Msgr. Marini, zum Cardinal erhob, wenn sie auch mit der Entfernung des verhaßten Polizeichefs und der Ersetzung desselben durch Msgr. Grasselini sehr zufrieden waren. Aber Pius kümmerte sich nicht darum; Marini wurde zum Cardinal befördert, obwohl er in dem Rufe stand, den Absichten des neuen Papstes wiederholt aus grundsätzlicher Ueberzeugung zuwider gehandelt zu haben.

Und eben so wenig behagte es den Liberalen, daß der Papst sich ihren Todfeinden, den Jesuiten, so freundlich erwies. Vergebens hatten sie ausgestreut, der Jesuitenorden habe die Amnestie zu verhindern gesucht, und bemühe sich noch immer, die freisinnigen Maßregeln des Papstes zu hintertreiben. Seitdem der neue Papst am 2. September im Collegium Romanum öffentlich als „Triumphator der Milde" gefeiert war, fand jene Beschuldigung keinen Glauben mehr. Vergebens hatten sie sich dann bemüht, dem Papste selbst Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu zu unterschieben. Zu ihrem großen Verdrusse mußten sie wiederholt die augenfälligsten Beweise des Gegentheils erleben. Denn nicht genug, daß Pius die Kirchen und Schulen der Jesuiten mehrmals durch seinen Besuch beehrte und verschiedene Väter der Gesellschaft zu persönlichen Dienstleistungen benutzte; er unterließ auch nicht, den ehrwürdigen General des Ordens, P. Roothaan, ausdrücklich zu bitten, daß er doch auf das nichtige Gerede keinen Werth legen und sich in keiner Weise beunruhigen lassen möge.

Das eigentliche Volk war diesen Ränken und Bosheiten noch immer fremd. Es gerieth in Wuth über das höhnische Witzwort, welches man am Tage nach Marini's Beförderung an der Pasquino-Büste fand; noch wollte es keine feindselige Kundgebung gegen seinen engelgleichen Pius dulden. Und es schwamm wieder in Wonne und Entzücken, als es am Schlusse der Dreikönigs-Woche den Papst in St. Andrea della Valle selbst predigen hörte.

Seit Leo dem Großen, also seit vollen vierzehnhundert Jahren — so erzählten die Geschichtskundigen den aufhorchenden Römern — habe kein Papst mehr eine römische Kanzel betreten; und nun stand unversehens Pius auf der Tribüne statt des erwarteten P. Ventura! Er dankte für die Huldigung, welche

man ihm zum neuen Jahre dargebracht; aber wenn er ihnen da gesagt: „Gebenedeit sei der Name des Herrn!" und wenn sie Alle darauf einstimmig geantwortet: „Jetzt und in alle Ewigkeit!" — dann möchten sie das auch befolgen, und das leidige Fluchen und Gotteslästern, welches so überhand genommen, fortan unterlassen. Dann rief er auf zum Kampfe wider den „Dämon der Unlauterkeit, der seine Verheerungen unter den jungen Leuten immer weiter auszudehnen drohe", und schilderte mit eindringlichen Worten, wie Gebet und Abtödtung hier die besten Waffen seien. Am Schlusse angelangt, empfahl er dem Heilande auf's innigste Alles, was ihm zunächst am Herzen lag: Rom und den Staat, daß hier wie überall der Friede heimisch und der Zwist fern bleibe; die Familien, daß Glauben und Frömmigkeit in ihnen blühe; die Jugend, daß sich an ihr jene beiden Vorzüge offenbaren, wodurch sie Gott und Menschen wohlgefällig werde, Sittsamkeit und Lernbegierde; die Wächter Israel's, daß sie mit kluger Festigkeit die ihnen anvertraute Heerde hüten möchten; die durch Irrthum und Unglauben verirrten Brüder, daß sie zur wahren Religion zurückkehrten. Endlich betete er inbrünstig um Fernhaltung der Feinde der Kirche, um Heil und Frieden für die ganze Christenheit und die gesammte Welt. Dann schloß er mit dem apostolischen Segen.

Wir brauchen es nicht auszusprechen, welch eine elektrische Wirkung diese mit glühendster Begeisterung vorgetragene Predigt hatte. Selbst Andersgläubige weinten vor Rührung und Freude, und der Enthusiasmus der Jugend ging soweit, daß mehr als Ein Jüngling auf öffentlicher Straße den Gotteslästerern zu Füßen fallen und sie beschwören wollte, schon dem heiligen Vater zu Liebe das Aergerniß aufzugeben. Uns aber mag diese wahrhaft priesterliche That des Papstes dazu überleiten, das hohepriesterliche Wirken des Vaters der Christenheit in dem ersten Jahre seines Pontificats zu betrachten.





Sechstes Capitel.

Der neue Hirt der Christenheit.

Wenn es begreiflich erscheinen muß, daß die nächsten Gedanken und die ersten Thaten des neuen Papstes seiner Stadt und seinem Staate zugewendet waren, zumal in jener Zeit der Gährung und des Uebergangs: so versteht es sich dabei von selbst, daß er über dieser königlichen Obsorge für Rom und den Kirchenstaat seine hohepriesterlichen Pflichten als Oberhirt der ganzen Christenheit nicht außer Acht ließ.

Pius kam diesen Pflichten in mehr als pflichtgemäßer Weise nach. Wie innig und sorgsam er an den Angelegenheiten auch der fernsten Lande Antheil nahm, beweist ein Vorfall aus den ersten Monaten seines Pontificates, der uns Deutsche zugleich näher angeht.

Am 3. August war der Bischof von Münster, Caspar Maximilian Freiherr von Droste-Vischering, im Herrn entschlafen, nachdem er am 6. September des vorigen Jahres die äußerst seltene Feier der fünfzigjährigen Bischofswürde begangen hatte. Drei Tage später hatte man ihn neben seinem Bruder, dem großen Erzbischofe Clemens August von Köln, auf dem hohen Chore des Domes zu Münster bestattet. Schon am ersten Tage nach dem Tode seines Oberhirten hatte sich das Domcapitel an den Papst gewandt und mit der Todesanzeige die Bitte um Bestätigung des einstimmig gewählten Capitular-Vicars verbunden. Allein der heilige Vater begnügte sich in seiner vom 5. Sept. datirten Antwort nicht mit der Erfüllung dieser Bitte; mit Rücksicht auf die bevorstehende Bischofswahl fügte er folgende Mahnung hinzu:

Und nun, geliebte Söhne, können Wir nicht umhin, Euch ernstlich im Herrn aufzufordern und zu mahnen, daß Ihr bei Vollziehung der kanonischen Wahl eines neuen Hirten alle Rücksichten menschlicher Klugheit beiseite setzet und nur Dem Euere Stimmen gebet, der durch Gottesfurcht, Frömmigkeit, untadelhaften Wandel und

rechte Lehre sich ausgezeichnet hat, von weisem Eifer beseelt ist und durch andere vortreffliche Eigenschaften hervorragt. Es ist Euch ja nicht unbekannt, welche Tugenden der Apostel Paulus, die Kirchenväter und die heiligen Canones von einem Bischofe verlangen, damit er sein Amt zur Erbauung versehen könne. Darum hat der Kirchenrath von Trient wegen der Wichtigkeit der Sache äußerst weise nicht allein öffentliche und private Gebete zur Erlangung eines guten Hirten vorgeschrieben, sondern er ermahnt auch alle Jene, die irgend ein maßgebendes oder mitwirkendes Recht auf die Einsetzung der Vorsteher von dem heiligen Stuhle besitzen, mit den eindringlichsten Worten, daß sie nur Würdige zu wählen bemüht seien; und er lehrt, daß sie sich fremder Sünden schuldig machen und eine Todsünde begehen, wenn sie nicht mit aller Sorgfalt Jene wählen, die von ihnen, nicht etwa auf Grund von Fürsprache, menschlicher Zuneigung oder Einflüsterungen der Bewerber, sondern wegen ihrer ausgezeichneten Verdienste, als die würdigsten und der Kirche nützlichsten erkannt sind. Das Alles, theure Söhne, müsset Ihr bei der hochwichtigen Berathung Euch vor Augen halten und reiflich erwägen, und nichts darf Euch dabei höher und heiliger stehen als Gottes Ehre und das Heil der Seelen. Darum müsset Ihr mit aller Sorgfalt dahin streben, daß Ihr nur Den wählet, der nach der Vorschrift der heiligen Canones mit allen Gaben ausgerüstet ist und so zu der Hoffnung berechtigt, daß er mit Eifer und Beharrlichkeit die katholische Religion, ihre Lehre und die kirchliche Zucht in Eurer Gegend muthig wahre und vertheidige, das Wohl Euerer Diöcese befördere und die Heerde auf den Weg des Heiles leite. Wir zweifeln nicht, daß Ihr Euerer Pflicht eingedenk bleibet und nach Euerm frommen Sinne so handelt, daß Ihr Euch um Euere Diöcese verdient machet. Und aus diesem wichtigen Grunde lasset nicht ab, Eure Herzen vor dem Antlitze des Herrn zu demüthigen und durch anhaltende, inbrünstige Gebete das Licht des heiligen Geistes zu erflehen: daß Er Euch gnädiglich beistehe, Euern Geist mit dem Lichte Seiner Klarheit erleuchte und Euch erkennen lasse, was Ihr zu thun habet. Wir wollen Unsrerseits nicht unterlassen, in Demuth Unsers Herzens Unsere Fürbitten und Opfer Gott dem Allerhöchsten zu diesem Zwecke darzubringen. Und indem Wir somit hoffen und vertrauen, daß Euere Wahl Unsern und aller Gutgesinnten Wünschen vollkommen entsprechen werde, ertheilen wir Euch gern, als Zeichen Unseres besonderen väterlichen Wohlwollens gegen Euch, von ganzem Herzen den apostolischen Segen.

Ohne Zweifel ergingen ähnliche Mahnungen voll apostolischer Würde und väterlicher Liebe an viele ferne Diöcesen, wo nur Angelegenheiten von derselben Wichtigkeit ihrer Erledigung harrten. Aber schon am ersten Tage nach der feierlichen Besitznahme von St. Johann im Lateran, „der Mutter und dem Haupte aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises“, wandte sich der neue Oberhirt der ganzen katholischen Welt durch die Vermittelung der Patriarchen

und Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe an diese ganze katholische Welt. Das ist die berühmte Antritts-Encyclica „Qui pluribus“ vom 9. Nov. 1846.

In der Einleitung wiederholt der heil. Vater, wie er bei der Führung des seiner Schwachheit übertragenen obersten Hirtenamtes alle seine Hoffnung auf Gott setze, „Der zur Regierung Seiner Kirche oftmals gerade der Schwachen sich bedient, damit es Allen mehr und mehr offenbar werde, daß Gott selbst es ist, der Seine Kirche mit bewunderswerther Fürsorge leitet und schützt.“ Auch tröste ihn dabei die treue Mithülfe seiner bischöflichen Amtsbrüder, die er jetzt ermahnen wolle, „mit stets wachsender Rüstigkeit, Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit Nachtwache zu halten über die ihrer Sorgfalt anvertrauten Heerden, mit bischöflicher Kraft und Festigkeit gegen den schändlichsten Feind des Menschengeschlechtes zu kämpfen, und als brave Krieger Jesu Christi zum Frommen des Hauses Israel eine feste Mauer zu bilden.“

Gegen Alles, was katholisch heiße, werde gegenwärtig ein furchtbarer Krieg angeschürt; jede Liebe zu Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Tugend suche man zu ersticken, alle gute Sitte zu verderben, alles göttliche und menschliche Recht zu verwirren, Kirche und Gesellschaft zu erschüttern und wo möglich zu vernichten. Man schäme sich nicht, frei vor der ganzen Welt zu lehren, Dichtungen und Menschenerfindungen seien die hochheiligen Geheimnisse unserer Religion, und die Lehre der katholischen Kirche sei dem Nutzen und Wohle der menschlichen Gesellschaft zuwider; ja, man schrecke nicht davor zurück, selbst Gott und Christum abzuschwören. Diese Ungläubigen gäben sich hinterlistiger Weise den Namen „Philosophen“ und hörten nicht auf, durch allerhand Trugschlüsse die Vorzüge der Vernunft hervorzuheben und dieselbe gegen den Glauben Christi geltend zu machen. Gewiß könne aber nichts ersonnen werden, was unvernünftiger wäre als diese Behauptung. „Denn wenn auch der Gegenstand des Glaubens über die Vernunft hinausgeht, so kann doch zwischen beiden kein eigentlicher Widerstreit bestehen, da sie beide von einem und demselben Quell der Wahrheit, von Gott selber, ihren Ursprung haben, und sich gegenseitig derart unterstützen, daß die Vernunft, recht gebraucht, die Wahrheit des Glaubens beweiset, während der Glaube hinwieder die Vernunft von allen Irrthümern befreit und sie in der Erkenntniß der göttlichen Dinge wunderbar erleuchtet, kräftigt und fördert.“ Eben so falsch sei es, wenn jene Philosophen den menschlichen Fortschritt in die Religion übertragen wollten, als ob diese nicht Gottes-, sondern Menschenwerk sei und auf menschliche Weise zur Vollendung geführt werden könne.

Nicht minder auch sei es ein Frevel, wenn man die Aussprüche Gottes nach eigenem Gutdünken erklären wolle, während Gott hiefür doch das unfehlbare Lehramt der Kirche eingesetzt habe. „Dieses lebendige und unfehlbare Lehramt aber lebt nur in jener Kirche, welche von Christus dem Herrn gebauet ist auf Petrus, der ganzen Kirche Haupt, Fürsten und Hirten,

dessen Glaube nach Seiner Verheißung nie abnehmen wird, und welche ihre rechtmäßigen Oberhirten ununterbrochen bis auf Petrus als Erben und Beschützer seiner Lehre, Würde, Macht und Ehre zurückführen kann. Und weil (nach dem Ausdrucke der Väter und Concilien) die Kirche dort ist, wo Petrus ist, und weil Petrus durch den römischen Bischof redet, stets in seinen Nachfolgern fortlebt und Gericht übt und den Suchenden den wahren Glauben spendet: deshalb sind die göttlichen Offenbarungen gerade in dem Sinne zu nehmen, der beständig festgehalten wurde und festgehalten wird von dem römischen Stuhle des heil. Petrus, dieser Mutter und Lehrerin aller Kirchen, welche den von Christus überlieferten Glauben immer unversehrt bewahrte, ihn den Gläubigen mittheilte und Allen den Weg des Heiles zeigte. Sie ist die Hauptkirche, aus der die priesterliche Einheit stammt; sie ist die Mutterkirche der Frömmigkeit, in welcher sich der Inbegriff der christlichen Religion unversehrt und vollkommen befindet, in welcher stets der Vorrang des apostolischen Stuhles fortlebte, mit welcher eben ihres Vorrangs wegen jede Kirche übereinstimmen und mit welcher Jeder sammeln muß, der nicht zerstreuen will."

Sodann kennzeichnet der heilige Vater „die schändlichen Umtriebe gegen den apostolischen Stuhl", das verbrecherische Treiben der geheimen Gesellschaften, welche „zur Vernichtung kirchlicher und bürgerlicher Ordnung aus der Finsterniß hervorgetaucht" seien, die verderbliche Thätigkeit der Bibelgesellschaften, den überhandnehmenden religiösen Indifferentismus, die leider selbst von einigen Geistlichen begünstigte Anfeindung der priesterlichen Ehelosigkeit, die verkehrte Lehrweise besonders in den philosophischen Wissenschaften, die abscheuliche und sogar dem Naturrechte im höchsten Maaße zuwiderlaufende Lehre vom sog. Communismus oder der Gütergemeinschaft, endlich die Pest der ungläubigen und unsittlichen Literatur und Presse.

Gegen alle diese bösen Dinge müsse nun ernstlich und unabläßig angekämpft werden. Deshalb möchten die Bischöfe Sorge tragen, daß überall der rechte Glaube gelehrt, daß die Einheit mit der katholischen Kirche und der Gehorsam gegen den Stuhl Petri gewahrt, daß die Kirchengesetze treu beobachtet, daß die Umtriebe der Bösen aufgedeckt werden. Mit Sanftmuth und Milde solle man die Irrenden zurechtweisen, allen Gläubigen die Liebe predigen und die schuldige Ehrfurcht gegen die Fürsten und Machthaber mit Nachdruck einschärfen. Da es aber nichts gebe, was auf die Besserung des Volkes kräftiger einwirke, als das gute Beispiel der Seelsorger, so möchten die Oberhirten vor Allem auf den guten Lebenswandel der Priester bedacht sein, bei der Weihe derselben vorsichtig zu Werke gehen, zur Erziehung und Bildung der Priester geistliche Seminare gründen oder nöthigenfalls erweitern und die Geistlichen zur fleißigen Abhaltung der geistlichen Uebungen ermahnen.

Der heilige Vater zweifelt nicht, daß seine bischöflichen Brüder ihren Hir-

tenpflichten im höchsten Maaße nachkommen. Sollten sie indeß der Hülfe und des Schutzes bedürfen, dann bittet und beschwört er sie: „Kommet mit Muth und Vertrauen zu Uns, kommet zum Sitze des heil. Apostelfürsten, dem Mittelpunkte der katholischen Einheit und dem Gipfel des Episkopates; denn nichts kann Uns erwünschter, nichts wohlthuender sein, als Euch Allen, die Wir in Jesu Christo innigst lieben, mit Rath und That beizustehen, mit Euch gemeinsam zur Ehre Gottes und zur Ausbreitung des Glaubens zu wirken, mit Euch gemeinsam die Seelen zu retten, für die Wir selbst Unser Leben, wenn es gefordert werden sollte, hinzugeben gern bereit sind."

Von den Fürsten, denen die Macht ja „ganz vorzüglich zum Schutze der Kirche übertragen ist", hofft schließlich der Papst, daß sie „unsern gemeinschaftlichen Wünschen, Absichten und Bestrebungen durch ihre Macht und durch ihr Ansehen förderlich sein und die Freiheit und Sicherheit der Kirche schützen werden." Dann fordert er die Oberhirten auf, „unter Anrufung der unbefleckten Jungfrau sowie der h. Apostelfürsten den Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes um die Erfüllung aller dieser Wünsche demüthig anzuflehen."

Das war der erste Hirtenbrief des neuen Papstes. Er zeigte hinreichend, wie arg sich Jene getäuscht hatten, die sich der Hoffnung hingegeben, der neue Statthalter Christi werde als Oberhirt der Kirche in ein neues Fahrwasser einlenken, mit den „modernen Ideen" liebäugeln und sich dem sogen. „Zeitbewußtsein" anbequemen. Alles war verworfen, was die Helden der neuen Aera als Mittel oder Ziel gutheißen: von der Auflehnung gegen die Obrigkeit und den Angriffen auf die päpstliche Herrschaft bis auf die Freimaurer und die Bibelgesellschaften; von dem erklärten Unglauben und der rationalistischen Philosophie bis zu der schlechten Literatur und Presse; vom Indifferentismus bis zum Communismus. Der Vorrang Rom's als der Haupt- und Mutterkirche, der Hüterin des reinen Glaubens und der Besitzerin des unfehlbaren Lehramtes der Kirche war auf das Schärfste betont; und die Bemerkungen über den Priester-Cölibat wie die Mahnungen zur Einführung tridentinischer Seminarien und geistlicher Exercitien zeigten hinreichend, wie conservativ, wie streng im Geiste seiner Vorfahren der heilige Vater zu regieren gedachte.

Nur eine ganz kleine Partei kirchlicher Opponenten gab es, die aus dem Rundschreiben eine Anerkennung ihres verkehrten Strebens herauslesen wollten. Das waren die deutschen Hermesianer. Die Lehre ihres Meisters war durch Gregor XVI. am 26. Sept. 1835 verurtheilt und seine Bücher wurden bald nachher auf den Index gesetzt. Nun aber behaupteten einige seiner Anhänger: wenn es in dem neuen päpstlichen Schreiben heiße, „die menschliche Vernunft müsse die Thatsache der göttlichen Offenbarung fleißig untersuchen",

so sei damit die früher verurtheilte Ansicht ihres Meisters, wonach der positive Zweifel als die Grundlage aller theologischen Untersuchung hingestellt und die menschliche Vernunft für das alleinige Mittel zur Erkenntniß der übernatürlichen Wahrheiten erklärt wurde, ausdrücklich als die richtige bezeichnet. Die Verblendeten gingen sogar so weit, nunmehr auf die Verurtheilung ihrer Gegner zu dringen. Da erfolgte am 25. Juli 1847 ein Breve des heiligen Vaters an den Erzbischof von Köln, welches kurz und bündig diese Deutung für eine ungereimte Verdrehung und für eine abenteuerliche Erdichtung erklärte, die frühere Verurtheilung durchaus bestätigte und den Erzbischof aufforderte, vor den Irrthümern des Hermes dringend zu warnen.

Der heilige Vater begnügte sich indeß nicht, sich mahnend, tröstend, belehrend und bittend an seine vornehmsten Mitarbeiter im Weinberge des Herrn zu wenden: durch ein Breve vom 20. Nov. richtete er sein apostolisches Wort an die ganze, seiner Obhut anvertraute Heerde der Christgläubigen, und forderte sie auf, mit ihm zu beten, daß er das ihm übertragene Hirtenamt zum Heil und Segen der Christenheit verwalten möge. Damit dieses Gebet desto wirksamer sei, öffnete er gleichzeitig den ihm anvertrauten Schatz der himmlischen Gnaden und schrieb für die ganze katholische Welt einen Jubiläums-Ablaß aus. Um denselben verdienen zu können, sollte man innerhalb Rom's zwischen dem 6. und 27. December St. Peter, St. Johann und Maria Maggiore oder eine dieser Kirchen, außerhalb Rom's in drei späteren Wochen eine oder mehrere Kirchen zweimal zum Gebete für den Vater der Christenheit besuchen, in einer der drei Wochen dreimal fasten, die heiligen Sacramente der Buße und des Altars würdig empfangen und nach Vermögen eine Gabe an die Armen spenden. Auch der Reisenden und Seefahrer, der Kinder und der Kranken, der Ordensleute und der Gefangenen war dabei nicht vergessen: theils wurde die Begrenzung der dreiwöchentlichen Frist für sie aufgehoben, theils wurde mit Rücksicht auf ihre Verhältnisse die Umwandlung der vorgeschriebenen, für sie aber zum Theil nicht ausführbaren frommen Werke in andere gestattet.

Die Einleitung zu dieser heiligen Gebetszeit begann dem alten schönen Brauche gemäß in der ewigen Stadt damit, daß die künftigen Beichtväter sich vom 20. bis zum 27. Nov. durch gemeinschaftliche geistliche Uebungen auf die Festzeit vorbereiteten. Abend für Abend versammelten sich die Weltgeistlichen in Chiesa Nuova, der Kirche des heil. Philippus Neri, die Ordensgeistlichen in St. Andrea della Valle, um hier die Vorträge des Paters Ventura, dort jene des Cardinals Ferretti anzuhören. Kein Ordensgeneral, kein Cardinal schloß

sich von diesen Lehr- und Betrachtungsstunden aus; und auch der Papst, für den gebetet werden sollte, auch Pius IX. erschien allabendlich in Chiesa Nuova und lauschte den beredten Worten des frommen Cardinals.

Solches Beispiel wirkte; und wenn in diesen acht Tagen die beiden großen Kirchen voll andächtiger Geistlicher gewesen waren, so sah man in den ersten zehn Tagen der Gnadenzeit Abend für Abend in der ewigen Stadt siebzehn Kirchen und zehn Kapellen dichtgefüllt mit frommen Laien, die sich durch gleichartige Uebungen zu läutern suchten.

Dann folgte im Laufe des Winters und Frühlings die Ablaßfeier in der ganzen katholischen Welt, und aller Orten zeigte sich eine Theilnahme, wie man sie seit langer Zeit so groß nicht mehr gesehen hatte. Ueberall wurde andächtig und inbrünstig, still und laut, einzeln und gemeinsam, für den gemeinschaftlichen Vater der Christenheit gebetet; und diese wie so viele folgende Gebete, der Herr hat sie erhört: die Regierung Pius des Neunten, war sie für ihn selbst auch mit den schwersten Mühsalen, Bedrängnissen und Leiden verbunden, sie hat der Christenheit zum größten Heil und Segen gereicht.

Bald darauf schon nahm der heilige Vater einen andern Anlaß wahr, um sich wiederum an alle Gläubigen zu wenden. Das katholische Irland, einstmals „die Insel der Heiligen", jetzt schon so lange in seinem Glauben und seiner Freiheit schmählich bedrückt, hatte neue Drangsale erfahren. Der Sommer des Jahres 1846 hatte eine vollständige Mißernte gebracht; was bisher immer schon arm gewesen, wurde jetzt elend; eine schreckliche Hungersnoth war ausgebrochen, und die noch schrecklichere Hungerpest folgte nach.

Da ließ der heilige Vater, dem die Noth seiner fernen katholischen Kinder zu Herzen ging, schon im Februar 1847 zu Rom eine dreitägige Andacht für die armen Irländer halten und gleichzeitig eine Collecte zu Gunsten derselben veranstalten, welche alsbald über 12,000 Scudi einbrachte, wovon Pius selbst nicht weniger als 1000 gespendet hatte.

Aber es drangen neue und stärkere Klagen zu ihm. Da wandte er sich am 25. März an die Bischöfe der ganzen Welt mit der Aufforderung: allüberall in ihren Domen und Kirchen ein Vierzigstunden-Gebet abhalten zu lassen, „auf daß der Gott des Erbarmens das irische Volk von dem unsäglichen Elend befreie und ein ähnliches Mißgeschick von den übrigen Staaten und Ländern abwende." Gleichzeitig möchten sie zu Almosen für die nothleidenden Glaubensbrüder auffordern. Wer an den Gebeten einmal theilnähme, den begnadigte der heilige Vater, falls er sonst würdig sei, mit einem Ablasse von sieben Jahren; wer an allen drei Tagen theilnähme und die heiligen Sacramente an-

dächtig empfinge, der konnte eines vollkommenen Ablasses theilhaftig werden. Die Folge war, daß aus allen katholischen Ländern hunderttausende von Thalern nach Irland flossen, und in erster Linie hatten die schwer Bedrängten diese Beihülfe ihrem Vater in Rom zu verdanken, der in diesem Falle, wie später in so vielen anderen, für alle Könige und Fürsten ein leuchtendes Beispiel war.

Und Irland bewies sich dankbar. Schon im Februar ließ es durch seine in Rom weilenden Landsleute dem Papste die Gefühle der innigsten Dankbarkeit zu Füßen legen. Zahlreiche Dankadressen aus der Heimath folgten. Und als der Frühling sich genaht, da machte Irlands Ruhm und Stolz, Daniel O'Connell, sich selber auf nach Rom, um das Haupt der Christenheit und den Wohlthäter Irland's zu sehen, und ihm zu sagen, wie viel Thränen er getrocknet, wie viel Elend er gemildert, und wie ihm alle Herzen Irlands voll Dankbarkeit und Liebe entgegenschlügen. In Genua ereilte den großen Streiter für die Freiheit der Kirche Englands plötzlich am 15. Mai der Tod. Nur sein der Kirche so treu ergebenes Herz gelangte, wie er es gewünscht, nach Rom. Pius bereitete demselben eine Ruhestatt, wie sie des großen Todten würdig war.

Uebrigens ließ der heilige Vater auch solche besonderen Anlässe nicht unbenutzt, um die Bischöfe wieder und wieder an die bedrohte Lage der ganzen Kirche zu erinnern. „Wir könnten jetzt schließen," sagt er am Ende des Breve's für Irland. „Allein wenn Ihr, ehrwürdige Brüder, Uns willfahret und die öffentlichen Gebete ankündiget, so müssen Wir Euch auch daran erinnern, wozu Uns Tag und Nacht der beständige Drang und die Sorge für alle Kirchen treibt. Es schwebt Uns nämlich jener wüthende Sturm vor Augen, der schon lange auf die Kirche losgelassen ist. Es schaudert Uns, wenn Wir daran denken, wie groß die Verwüstung ist, die der böse Feind im Heiligthum anrichtet, und welch ein gottloses Gebahren überhaupt gegen den Herrn und Seinen Gesalbten sich kund gibt. Darum empfehlen Wir Euch ganz besonders, daß Ihr bei Gelegenheit der Gebete für Irland Euer christliches Volk zugleich zum Gebete für die ganze Kirche anleitet."

In der That, die Zeiten waren schwer und wurden täglich schwerer. Noch waren die Furien der Revolution gefesselt; aber schon zerrten sie an ihren Ketten, und nicht lange dauerte es mehr, da hatten sie die Fesseln abgeworfen und stürmten wild und grausig, Alles verheerend, einher. Beobachten wir nunmehr in Rom die täglich deutlicher auftretenden Vorboten des Sturmes.

Siebentes Capitel.

Vorboten des Sturmes.



Vom neuen Jahre ab entwickelten sich die Verhältnisse in Rom mit erschreckender Schnelligkeit. Pius hatte die Herausgabe neuer Tages- und Wochenblätter und die Zulassung verschiedener auswärtiger Zeitungen gestattet, während bis dahin zu Rom nur das officielle ‚Diario' erschien, und außer dem Pariser ‚Echo', dem ‚Journal des Villes et Campagnes' und der Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung' keinem fremden politischen Blatte der Eintritt gestattet war. Auf jene Erlaubniß hatte man nur gewartet, und sofort brach eine wahre Sündfluth von Blättern aller Art herein. Da kamen nach der Reihe: der ‚Contemporaneo', die ‚Bilancia', die ‚Speranza', die ‚Epoca', der ‚Italico', die ‚Pallade', die Witzblätter ‚Strega' 'und ‚Don Pirlone' und viele andere, bis die Zahl im nächsten Jahr auf etwa siebzig wuchs. Und von draußen brachte man in die Stadt den ‚Felsineo' von Bologna, die ‚Alba' und die ‚Patria' von Florenz, die ‚Italia' von Pisa und andere bisher verbotene Organe.

Alle diese Blätter waren aber ohne Ausnahme von Genossen „Jung-Italiens", weitaus der Mehrzahl nach von amnestirten Flüchtlingen geschrieben. So bekam das römische Volk fortan eine Nahrung, die es desto begieriger verschlang, je vollständiger es dieselbe bisher entbehrt hatte, und die auf das Volk um so gefährlicher wirkte, als der Ton und die Sprache dieser Blätter ein schlau berechnetes Gemisch von Verehrung gegen Pius, von Bekämpfung seiner wirklichen und angeblichen Gegner, und von lebhaftem Verlangen nach weiteren „Reformen" war. Die Presse Rom's war in den Händen von Menschen, die fast ausnahmslos ihre Heimath außerhalb Rom's hatten, und welche, ohne Rom zu lieben, die ewige Stadt und deren leicht erregbare Bevölkerung nur benutzten, um den Umsturz aller Dinge in Italien vorzubereiten.

Anfangs bedienten sich die Zeitungsschreiber, wie begreiflich, noch einer vorsichtigen Sprache. Jeder Vortrag ihrer Lehren war mit Lobsprüchen auf Pius verbrämt; und von jenen bösen Lehren ließen sie nur die ersten Keime durchblicken, um, immer weiter voranschreitend, das tropfenweis gereichte Gift den harmlosen Leser nicht merken und es doch mit unfehlbarer Sicherheit auf ihn wirken zu lassen. Man kann sogar sagen: es war ein unvorsichtiger und übereilter Schritt, als Vincenz Gioberti — nach dem treffenden Urtheile eines zeitgenössischen Berichterstatters „ein als Priester längst verrufener und als sogen. katholischer Philosoph höchst verdächtiger Mann, der von seinem Könige verjagt und von seinem Erzbischofe suspendirt war" — schon im März eine „Anrede an Pius IX." veröffentlichte, die an Dreistigkeit alles Bisherige übertraf. Mit nackten Worten wurde an „den Titus des Pontificats, die Wonne des Menschengeschlechts" hier das Ansinnen gestellt, er solle mit Umsturz der bestehenden Ordnung einen neuen Staat aus ganz Italien bilden, und so sein Vaterland, „jenes Musterland, von welchem alle anderen Völker Bildung und Sitte zu lernen haben," zu der Höhe hinaufheben, „auf welche die Vorsehung es gestellt wissen wolle."

Das öffnete der römischen Polizei denn doch die Augen, und am 18. März wurde vom Staatssecretär im Namen Sr. Heiligkeit ein neues Censurgesetz bekannt gemacht. Fünf Censoren sollten künftig die Zeitungen Rom's überwachen, und für die Provinzialstädte wurden ähnliche Aufsichtsbehörden bestellt. Wurde in diesem Gesetze den Blättern auch die volle Freiheit zur Besprechung der Regierungsmaßregeln zuerkannt, so lange sie nicht die Thaten oder die Personen der Staatsverwaltung preisgäben; so waren die Regeln, wonach die Censoren verfahren sollten und in der ersten Zeit zum Theil auch wirklich verfuhren, doch ziemlich streng. Aber wozu half das? Der Strom war einmal in reißender Bewegung, und ihn jetzt noch eindämmen oder seinen Lauf hemmen zu wollen, schien das Gefährlichste von Allem. Noch kurze Zeit, und das Censuramt stand macht- und rathlos da.

Wider Erwarten verlief der römische Carneval ohne besondere Vorfälle. Die Römer waren lustig in den Fastnachtstagen, wie sie es lange Jahre nicht gewesen; aber ihre Lustigkeit hatte noch den alten harmlosen Charakter; und neben den weltlichen Vergnügungen hatten die religiösen Andachtsübungen ihren ruhigen Verlauf. Pius selbst besuchte die Hospitäler, wohnte der Andacht in der Kapelle des römischen Colleg's bei, nahm Theil an dem vierzigstündigen Gebete in der Jesukirche, setzte in St. Peter selbst das hochwürdigste Gut zur Anbetung aus, und hielt den Fastenpredigern eine ergreifende Mahnrede, daß

sie den Gläubigen nach den Worten des Weltapostels selbst ein Vorbild bieten sollten im Worte, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Keuschheit.

Nun kam die stille Zeit der Fasten und am Schlusse derselben die hehre gottesdienstliche Feier der Charwoche und des Osterfestes in der Sixtinischen Kapelle und im Petersdome. Abgesehen von einigen, zum Theil vereitelten Versuchen, dem Papste lärmend zu huldigen, ging Alles in Ordnung, Ruhe und Würde vorüber. Zum ersten Mal nahm Pius die Palmweihe und die feierliche Fußwaschung vor, zum ersten Male spendete er am Gründonnerstage von der Loggia St. Peter's aus den jährlich wiederkehrenden dreifachen Segen, zum ersten Male feierte er am Ostersonntage, wie später alle Jahre, unter der Riesenkuppel an St. Peter's Hauptaltar das Hochamt.

Dann folgte der Marienmonat, den Rom so fromm und festlich zu begehen pflegt. Jeden Abend betete der heilige Vater in St. Peter vor dem Gnadenbild „Mariahilf", und am 5. Mai, dem Todestage seines heiligen Vorgängers Pius V., begab er sich nach S. Maria Maggiore, der Ruhestätte dieses Heiligen und zugleich der vornehmsten Marienkirche Rom's. Er las da-



Santa Maria Maggiore.

selbst die heilige Messe und spendete darauf das hochheilige Sacrament. Als aber der Zudrang zu der Communionbank allzugroß ward, zog er sich zurück und übertrug die Fortsetzung einem andern hochgestellten Priester. Und nun geschah das Unerhörte, daß sofort die Communionbank leer ward: nur vom

Papste hatten die Frevler den Leib des Heilandes empfangen wollen, aus einer andern Hand war ihnen der Empfang nicht gut genug; nachher rühmten sie sich laut, wie sie vorher durch ein tüchtiges Frühstück sich gestärkt hätten. Und als ob es mit dieser Gottesschändung noch nicht genug wäre, begab sich gegen Abend ganz Jung-Italien in die Kirche Mariä zu den Engeln, wo der berüchtigte Barnabiten-Pater Gavazzi, Garibaldi's nachheriger Caplan, die heilige Stätte durch die Predigt eines Kreuzzuges gegen die sogenannten „Feinde" des päpstlichen „Reformators" und des „einigen Italiens" entweihte.

Christi Himmelfahrt, wo der Papst alljährlich nach dem Lateran fährt und von dem Balkone St. Johann's die Stadt und den Erdkreis dreimal segnet, fiel in diesem Jahre auf den 13. Mai, traf also mit dem Geburtstage Pius' IX. zusammen. Wie hätte man sich einen so prächtigen Doppelanlaß entgehen lassen können, um dem „Engel des Friedens" — die Einzelnen aus herzlicher Verehrung, die Andern aus boshafter Berechnung — wieder einmal zu huldigen? Wie gewöhnlich wurde er mit Fahnen, Blumen und Evviva's in den Quirinal von Tausenden zurückgeleitet und mußte hier noch einmal dankend und segnend auf den Balkon treten.

Aehnlich ging es, als er von einem kurzen Ausfluge nach Subiaco zurückkam. Seine Einfahrt war ein Triumphzug, der in bereits üblich gewordener Weise mit dem Segen schloß. Schon sagten einige Spötter: „Der Papst gibt zehn Benedictionen für einen Groschen!" Schon hatte man es also dahin gebracht, daß die Ehrfurcht zu schwinden begann, daß das Heilige verbraucht erschien, daß das Seltene alltäglich und dadurch werthlos zu werden anfing.

Auch hörte man bei all diesen Triumphzügen fast niemals den kirchlichen Ruf: „Evviva il santo padre!" Nur „Pio nono!" ließ man hochleben, den „liberalen" neunten Pius im Unterschiede von dem „conservativen" Gregor XVI., im Unterschiede von allen seinen Vorgängern; nur dem reformirenden Beherrscher des Kirchenstaates, nicht dem ehrfurchtgebietenden Vater der Christenheit galten die Hochrufe; die Freuden- und Ehrenbezeugungen wurden dem Papste nicht von frommen Christen, sondern von erfreuten oder berechnenden Bürgern dargebracht, sie waren nicht religiöser, sondern politischer Natur.

Nachdem eine päpstliche Verordnung zu Gunsten der im Ghetto elend wohnenden Juden für Freund und Feind wieder zu lärmenden Scenen, Versammlungen und Aufzügen Veranlassung gegeben, kamen die großen Jahresfeste der Wahl und Krönung des gefeierten Papstes, und selbstverständlich durften an diesen Tagen die Demonstrationen nicht fehlen. Sie waren aber schon nicht mehr so harmlos, wie viele frühere.

Seit Jahr und Tag hatte einer der gefährlichsten Menschen auf das römische Volk einen immer steigenden Einfluß gewonnen. Das war Angelo Brunetti, seines Zeichens Fuhrmann, Heuhändler und Schenkwirth. Schon 1831 hatte er sich mit den Carbonari eingelassen; 1837 hatte er hauptsächlich die Verschwörung angezettelt, die während des Schreckens der Cholera durch Mord und Brand und Raub die öffentliche Ordnung zu zerrütten suchte. Seine Verschlagenheit hatte ihn den Händen der Gerechtigkeit damals entzogen, und jetzt, nach dem eingetretenen Thronwechsel, glaubten seine Patrone das Stündlein gekommen, wo er ihnen Dienste leisten könne. In der That bediente er sie ausgezeichnet. Der Triumphbogen vom 8. Sept. 1846 war sein Werk; die unaufhörlichen Lärmzüge zum Quirinal geschahen hauptsächlich auf sein Betreiben; bei der Ueberschwemmung im vorigen Sommer und bei der Judennoth vor Kurzem hatte er sich so „heldenmüthig" und „tolerant" benommen, daß sein Name gleich hinter dem von Pius genannt wurde. „Ciceruacchio, der kleine Cicero:" so nannte man ihn wegen seiner volksthümlichen Beredtsamkeit; und schon schämte man sich nicht, zu rufen und auf die Fahnen zu schreiben: „Durch Pius IX. im Vereine mit Ciceruacchio!"

Von ihm stammten auch die Aufzüge an Christi Himmelfahrt und bei des Papstes Heimfahrt von Subiaco; für die Feier des 17. Juni aber hatte er sich besonders angestrengt. Den Jahrestag der Papstwahl sollten nicht bloß die Römer feiern, die ganze Umgegend sollte daran theilnehmen. So begab er sich zeitig auf's Land, und seine feurigen Reden brachten es richtig dahin, daß am 17. Juni ganze Schaaren von Sabiner- und Albaner-Bauern auf dem Forum standen, sich dort mit den Studenten und dem übrigen „Volke" vereinigten und nun vom Capitol herab mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zum Monte Cavallo hinaufzogen. Pius mußte auf dem Balkon erscheinen und den Segen spenden, obwohl die Lebehochs schon nicht mehr ihm allein gegolten hatten, sondern auch auf Gioberti, auf den Fortschritt und die Freiheit, auf Italien u.s.w. lauteten. Dann aber lösten die Volksmassen sich noch nicht auf, sie zogen wieder lärmend auf's Capitol, und Abends hörten sie in S. Maria degli Angeli wieder eine bombastische Freiheitspredigt des elenden Gavazzi und sangen darauf ein blasphemisches Tedeum.

Aehnliche Auftritte wiederholten sich am Jahrestage der Krönung, den 21. Juni. Inzwischen war nun auch die Sprache der jung aufgeschossenen Presse immer frecher geworden; in den Provinzen war es sogar verschiedentlich zu Ruhestörungen gekommen. Da erließ der Staatssecretär am 22. Juni eine energische Proclamation, worin es unter Anderm hieß:

Der heil. Vater sei zwar fest entschlossen, auch fernerhin die nöthigen Verbesserungen in der Staatsverwaltung einzuführen; doch eben so fest stehe sein Entschluß, diese Reformen nur behutsam und unbeschadet seiner Machtvollkommenheit eintreten zu lassen .. Mit tiefem Bedauern habe er wahrgenommen, daß man die augenblickliche Lage benutze, um Ideen zu verbreiten, die seinen Grundsätzen völlig zuwiderliefen, ihm Ansichten unterzuschieben, die er als Statthalter Christi gar nicht hegen dürfe, und durch Reden und Schriften dem Volke Aussichten zu geben, die über das Erlaubte weit hinausgingen. Der Verführer seien freilich nicht viele, und das Volk sei im Ganzen bisher gut geblieben, aber einzelne Gewaltthätigkeiten in den Provinzen hätten den heil. Vater doch tief betrübt. Freilich wisse er sehr wohl die ordnungswidrigen Zusammenrottungen von dankbaren Freudenbezeugungen zu unterscheiden. Aber auch die letzteren seien nachgerade der Arbeit des Volkes und dem Studium der Jünglinge durch ihre allzuhäufige Wiederkehr sehr nachtheilig geworden, und der heilige Vater spreche deshalb den entschiedenen Wunsch aus, es möchten fortan alle Volksversammlungen und außergewöhnliche Demonstrationen aufhören, sofern die Erlaubniß dazu nicht schon ertheilt sei.

Die Behörden hatten aber kurz vorher die Erlaubniß zur Veranstaltung von Festen für die Jahrestage der Wahl, der Kröunng und der Amnestie schon gegeben. So verhallte die Proclamation fast wirkungslos; denn der Amnestietag stand nahe bevor, und für diesen Tag war ein Schlag vorbereitet, gegen welchen alle bisherige Demonstrationen sich wie Kinderspiel ausnahmen.

Man hatte nichts Geringeres ersonnen als dieses: am Jahrestage der Amnestie wolle ein seit langer Zeit verschworner Bund der „gregorianisch-österreichisch-sanfedistischen Partei“ Pius den Neunten stürzen und alle Volksmänner umbringen. Tag für Tag brachten Placate an den Straßenecken die Listen der angeblichen Verschwörer, unter denen selbstredend der Name des vormaligen Staatssecretärs Lambruschini nicht fehlte. Die Aufregung wuchs in riesenhaftem Umfange. Sie erhielt neue Nahrung, als am 5. Juli das päpstliche Decret erschien, wodurch die Einführung der Bürgerwehr, der Guardia civica, erlaubt wurde. Cardinal Gizzi hatte den Erlaß nur mit Widerstreben unterzeichnet, er legte gleich darauf das Staatssecretariat nieder, und das bethörte Volk ließ seinen ehemaligen, binnen Jahresfrist bereits verbrauchten Liebling ohne ein Wort der Klage fallen, es jauchzte dem neuen Ministerpräsidenten, Cardinal Ferretti, auf's lebhafteste entgegen, es begehrte durch dessen Vermittelung bereits die Erweiterung der kaum bewilligten Nationalgarde.

Nun folgten Tage der größten Aufregung. Lambruschini, Grasselini und andere angebliche „Verschwörer“ mußten flüchten; die Einrichtung der Bürgerwehr, deren Erweiterung wirklich durchgesetzt war, veranlaßte unendlichen

Spectakel; sie wurde zur Beschützerin des Papstes und der Volksmänner gegen die „Verschworenen" verwendet; sie erlangte ein ministerielles Belobungsschreiben, als der verhängnißvolle Tag des 17. Juli wirklich ohne Blutvergießen von Seiten der „Gregorianer" und „Oesterreicher" verlaufen war; sie brachte es dahin, daß einige vierzig „Verschworene" unschuldiger und ungerechter Weise eingekerkert wurden; sie war fortan ein Keil, der in das Militär getrieben war, eine willfährige Mannschaft, die der vom Volke ausgeübten Polizei zur Verfügung stand, ein stets bereites Mittel, um Rom nicht durch die gesetzliche Obrigkeit, sondern durch das „Volk" und dessen schlaue Häupter zu regieren. Von diesem Tage an war Pius nicht mehr frei; es mußte wunderbar zugehen, wenn er nicht bald jegliche Macht und jede Befugniß verlieren sollte.

Die nächsten Ereignisse außerhalb Rom's waren nur zu sehr geeignet, den verhängnißvollen Gang der Dinge in der ewigen Stadt mehr und mehr zu beschleunigen. Oesterreich besaß und übte seit 1815 das Recht, die Citadelle von Ferrara zu besetzen. Jetzt warf es plötzlich 1500 neue Mannschaften hinein und vertheilte dieselben auch über die Stadt. Warum das gerade jetzt geschah, warum genau der 17. Juli gewählt war, das ließ sich unschwer errathen: Oesterreich fürchtete die im Kirchenstaate sich kundgebende Aufregung, es fürchtete von derselben Aufruhr und Empörung, und zum Schutze seiner eigenen Nachbargebiete wollte es die Gährung womöglich vor dem Ausbruche bewahren.

Die Nachricht von dem Einmarsche der verhaßten „Tedeschi" brachte in Rom eine unglaubliche Aufregung hervor. Es war ein solches Drängen und Treiben, als ob die ewige Stadt selber Gefahr liefe, dem Papste durch die Oesterreicher entrissen zu werden. Dem Cardinal-Legaten Ciacchi, der gegen die Besetzung der Stadt kräftig protestirt hatte, wurde vom römischen Volksverein eine goldene Medaille zuerkannt. Den Staatssecretär vermochte man durch wiederholte, von den Provinzialstädten unterstützte Deputationen, den Protest seinerseits zu erneuern und die Räumung der Stadt energisch zu verlangen. Man organisirte schleunigst die Reserven der Bürgerwehr. Man exercirte und manövrirte trotz Staub und Sonnenbrand am Nachmittage wie am Morgen. Man legte Listen auf, in welche sich Freiwillige einzeichneten. Man collectirte für die feldmäßige Ausrüstung der ärmeren Freiwilligen. Man begeisterte sogar die Juden, sich dem Papste zur Verfügung zu stellen. Man ruhte nicht, bis alle entbehrliche Truppen an die Grenze beordert und bei Forli im Lager vereinigt waren. Vor Allem aber redete und schrieb man unaufhörlich: das Vaterland sei in Gefahr, die Oesterreicher wollten Pius stürzen, das Volk allein könne und müsse ihn „befreien", sobald als möglich müsse den „öster-

reichischen Bedrückern" der Krieg erklärt, müsse gegen diese Tedeschi der „heilige Kreuzzug" gepredigt werden.

Zum Kriege kam es freilich nicht; die Oesterreicher zogen sich zurück, und der Zwist war beigelegt. Allein er war ein äußerst willkommenes Mittel gewesen, um in die Bürgerwehr Leben und Feuer zu bringen und Rom innerlichst zu revolutioniren. Auf das letztere Ziel arbeiteten die Feinde der Ordnung in dieser Zeit vor Allem durch ihre Clubs hin. „Gründet Vereine! Vereine!" hatte Mazzini ihnen anempfohlen, und sie gründeten deren hunderte. Da kam man allabendlich zusammen, bald öffentlich, bald insgeheim; und in diesen Abendversammlungen wurde geplant, was morgen geredet, geschrieben, gethan werden sollte; hier wurden unschuldige Herzen vergiftet und schuldige schlechter gemacht; hier war der noch verdeckte Herd für die kommende Revolution.

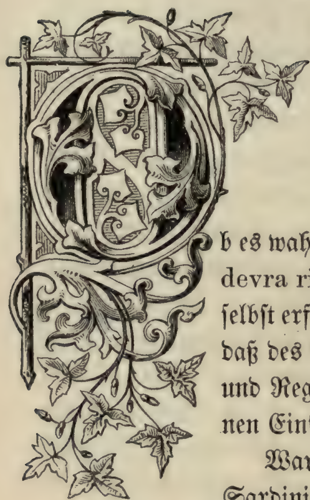
Noch rief man „Hoch lebe Pius!" weil man den Papst noch als Aushängeschild nöthig hatte. Sogar Mazzini schrieb in diesen Tagen — am 8. Sept. — an Pius. Es hieß in diesem Briefe des Demagogen unter Anderm:

Ich studire Deine Schritte mit ungeheurer Hoffnung .... Wäre ich bei Dir, so würde ich Gott anrufen, daß er mir die Macht verliehe, Dich zu überzeugen durch den Ton meiner Stimme und durch meine Thränen ... Fürchte nichts von Deinem Volke ... Vertraue Dich uns an, wir werden Dir eine einzige Herrschaft in Europa gründen; wir werden zu einer mächtigen That umwandeln den tiefen Zug, der von einem Ende Italiens bis zum andern waltet; wir werden Dir thätige Stützen erwecken in der Mitte der Völker Europa's; wir werden Dir Freunde finden auch unter den Fahnen Oesterreich's; wir allein, weil wir allein eine Einheit des Zieles haben, und weil wir an die Wahrheit unsers Principes glauben. Glaube, heiligster Vater, an die Gefühle meiner tiefsten Ehrfurcht.

Wenn irgend etwas, so beweist die Existenz und der Ton dieses Briefes, mit welch' unvergleichlichem Nimbus der Name des Papstes damals in der ganzen Welt umgeben war: sogar Mazzini ließ sich herbei zu schmeicheln. Freilich versteht es sich von selbst, daß alle diese Ehrfurchtsbezeugungen nichts als Lüge und Heuchelei waren. Bliebe daran noch ein Zweifel, so hat der Agitator ihn selbst gelöst, indem er neun Jahre später ausdrücklich gestand: „Meine Einladung galt dem Menschen und nicht dem Papste Pius ... Ich glaubte damals wie heute fest an das unwiderrufliche Ende des Papstthums ... Aber Pius IX. hatte damals durch die Schuld der dem Zeitgeiste huldigenden Menschen eine ungeheure Macht in Italien, und ich schrieb ihm, um ihm zu sagen, daß er darum auch ungeheure Pflichten habe."

Achtes Capitel.

Die letzten Evviva's.



Ob es wahr ist, daß Pius der Bürgerwehr einmal sagte: „L'Italia devra risurgere; Italien muß auferstehen"? Mag das Wort selbst erfunden sein: Gut- und Bösgesinnte sahen in jenen Tagen, daß des Papstes Beispiel in der That auf die übrigen Staaten und Regierungen Italiens einwirkte, und sie glaubten durch seinen Einfluß ihr Vaterland bald „frei und einig" zu sehen.

War aber diese Einwirkung jetzt schon eine mächtige; hatte Sardinien dem Papste Hülfe gegen Oesterreich angeboten; waren in Piemont, Neapel und Toscana die alten Minister durch volksthümliche ersetzt; hatte Toscana die Errichtung von Bürgergarden, Sardinien ein freisinniges Preßgesetz, Neapel andere Reformen bewilligt; war sogar von den Regierungen des Kirchenstaates, Toscana's, Lucca's und Sardiniens ein Zollvertrag geschlossen, zu welchem man ferner noch Neapel und Modena, nicht aber die unter Oesterreich's Botmäßigkeit stehenden italienischen Lande eingeladen hatte: was ließ sich dann erst erwarten, als nun der Papst nicht nur am 1. Oct. seiner Hauptstadt eine höchst freisinnige Municipalverfassung gab, sondern am 15. desselben Monats auch ein bereits am 19. April angekündigtes Vorhaben von noch größerer Bedeutung ausführte, indem er aus dem ganzen Staate eine berathende Volksvertretung unter dem Titel: „Consulta di stato" oder „Staatsrath" einberief!

Dieser Staatsrath sollte bestehen aus einem Cardinal als Präsidenten, einem Prälaten als Vicepräsidenten und 24 besoldeten Räthen, von denen Rom vier, Bologna zwei, jede andere Provinz einen zu wählen hätte. Der neue Staatskörper sollte in vier Abtheilungen zerfallen: die erste für Gesetzgebung, die zweite für Finanzen, die dritte für innere Verwaltung, Handel und Gewerbe, die vierte für Militär-, Bau- und Gefängnißwesen.

Rom schwamm wieder einmal in einem Meer von Jubel. Hatte man am 15. August die Fahrt des Papstes nach Maria Maggiore, am 8. Sept. seine Fahrt nach S. Maria del Popolo, Anfang October die Verleihung der neuen Stadtrechte, im weiteren Verlauf der Herbstmonate die Heimkehr des Fürsten von den kurzen Ausflügen in's römische Gebirge, unabläßig benutzt, ihm neue Huldigungen darzubringen, so überstieg der Jubel nunmehr alle Grenzen.

Diesmal durfte Pius sich über den Jubel noch freuen; denn er brachte ihm des Volkes Dank, nicht — wie vorher schon einige Male und später noch so oft — für abgedrungene Reformen, die er nur mit Widerstreben zugegeben, sondern für eine Maßregel, die er bereits vor einem halben Jahre ganz aus freien Stücken angekündigt hatte. Wohnen wir deshalb zum letzten Male der Ovation bei, und schildern wir sie mit den anschaulichen Worten eines Augenzeugen, der kurz vorher nach Rom gekommen war und noch die geheimen Fäden und Triebfedern nicht durchschaut hatte.

Die Civica-Wache legte ihre kriegerische Rüstung bei Seite, Kränze und Blumenkronen um den neuen Maueranschlag zu winden. Am Abend war der Corso erleuchtet. Von der Piazza del Popolo her zog ein ungeheurer Fackelzug heran. Ueber dem Zuge schwebten weiße Fahnen mit Inschriften, und die zum Volksliede gewordene rauschende Hymne auf Pius, von endlosen Lebehochrufen durchschmettert, füllte die tiefe und enge Corsoschlucht aus. Von dort wälzte sich die Fluth den Monte Cavallo empor, und die uralten kolossalen Rossebändiger glühten dunkelroth im Flammenschein auf, während eine Wetterwolke die laue Nachtluft und den hochwirbelnden Qualm der Pechbrände, der wie ein Opferrauch emporstieg, über dem Quirinal mit Blitzen durchschnitt.

Plötzlich wurden alle Fackeln auf den Boden gesenkt; der weite Platz war wieder dunkel, wie er gewesen, aber die dichtgedrängte schwarze Menschenmasse schien auf einem Feuermeer zu schwimmen, auf einem verhüllt glimmenden Lavaspiegel zu wandeln. Unterdeß tönten Musik, Hymnen und Rufe fort, unermüdlich, immer gleich laut, obwohl es lange, lange währte, bis das Nahen des Papstes sich ankündigte und „Ecco il Papa!" über den Platz erscholl. Es war ein mattes, aufdämmerndes Leuchten in den entferntesten Scheiben einer langen Fensterreihe; das Licht glitt immer näher, blitzte in einem Fenster nach dem andern auf; man sah die weißen Fackeln, die Gestalten langsam wandelnder Kammerdiener und Prälaten; endlich flogen die hohen Flügel der Balkonthüren über dem Palastthore auf. Das Gefolge des Papstes gruppirte sich rechts und links auf dem Balkon, Pius IX. trat an die sammt- und goldbedeckte Balustrade, und in diesem Augenblicke, wie im Nu, hoben sich alle tausend Fackeln unten und sprühten ihr hellstes, vollstes Licht. Ein wahrhaft magischer Effect! Der Papst hob beide Arme mit wunderbarer Würde und Anmuth zum Nachthimmel auf, der sich wie gesenkt zu

haben schien über seinem Haupte. Ein furchtbares Jubelgeschrei begrüßte sein Erscheinen, und eine Todtenstille folgte. Leise Töne zitterten über die Menge hin, schwollen an: der Papst sang mit einer vollen, sonoren Stimme den Segensspruch über sein Volk, und dieses weltlich erregte, zu einer politischen Demonstration zusammengeströmte, eben noch „Freiheit und Unabhängigkeit!" schreiende Volk lag auf den Knieen und beugte das Haupt wie Ein Mann.

Ich habe nie einen ähnlichen Anblick erlebt, nie ist wohl auch eine solche persönliche Huldigung und Ovation mit größerer Würde und erhabener Zurückweisung jedes Ausdruckes von geschmeichelter Eitelkeit, mit edlerem Ablehnen des Persönlichen aufgenommen worden. Tief bewegt schritt ich durch die vollgedrängten Straßen heim. Das Ideal eines Verhältnisses zwischen Fürst und Volk war mir vor die Augen getreten: ein sein Volk schrittweise zur Freiheit und Selbstregierung führender Herrscher, und ein von Dankbarkeit glühendes Volk.

Leider war das Verhältniß nur auf Einer Seite ideal; das „von Dankbarkeit glühende Volk" behielt nicht mehr lange die Geduld, sich nur „schrittweise" von seinem edlen Fürsten zur Freiheit führen zu lassen.

Noch bevor der Staatsrath eröffnet war, mußte Pius ein öffentliches Aergerniß zurückweisen. Schon lange hatte es keine Zusammenkünfte mehr gegeben, von den Schenken der untersten Classen bis zu den Gesellschaftssälen der Großen, worin nicht gegen die Jesuiten geeifert und ihnen Untergang und Tod angedroht wäre. Da kamen nun im October die frechsten Zeitungsartikel über die Verfolgung der Jesuiten in der Schweiz. Das verdroß den heiligen Vater, er ließ gegen mehrere Blätter einschreiten, und der Censor, welcher jene Artikel nicht gestrichen hatte, wurde abgesetzt. Große Aufregung entstand darüber in dem Heerlager der Radicalen, und schon konnte man bisweilen im Theater ein, freilich noch vereinzeltes „Tod den Jesuiten!" und bei öffentlichen Aufzügen „Es lebe der Tod!" hören.

Doch noch einmal war Alles wieder froh erregt, als dem Ausschreiben gemäß am 15. Nov. die neue Staatsconsulta im Vatican zusammentrat. Römische Volksvertreter im Vatican! Das war nicht vorgekommen, so lange der Riesenpalast stand, und welche Hoffnungen knüpften sich daran! Freilich, überspannte Hoffnungen schnitt der Papst gleich in seinen Begrüßungsworten mit großer Bestimmtheit und Festigkeit ab. Auf die von dem jüngst ernannten Cardinal Antonelli als dem Präsidenten des Staatsrathes im Namen und Beisein der Volksvertreter ihm dargebrachte Huldigung erwiederte er dieses:

Ich danke Ihnen für Ihre wohlgemeinten Wünsche, die Ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Seit Meiner Erhebung auf den päpstlichen Thron habe Ich gemäß den Gedanken, die Gott Mir eingab, gethan, was nur in Meinen Kräften

stand. Auch in Zukunft bin Ich bereit, mit Gottes Beistand alles Mögliche zu thun, ohne jedoch den päpstlichen Hoheitsrechten das Mindeste zu vergeben. Unverkürzt und ungeschmälert, wie Ich es von Meinen Vorgängern empfing, will Ich dies geheiligte Erbe auf Meine Nachfolger auch wieder übertragen. Drei Millionen Unterthanen rufe Ich zu Zeugen auf, daß Ich bisher Vieles gethan, das Band zwischen ihnen und Mir zu befestigen und ihren Bedürfnissen abzuhelfen. Hauptsächlich um diese Bedürfnisse näher kennen zu lernen und die Finanzen besser zu regeln, habe Ich Sie zu einem permanenten Staatsrathe versammelt. So oft es nöthig wäre, wollte Ich Mir Ihren Rath und Ihre Unterstützung bei Meinen Entschlüssen erbitten; dann werde Ich Mich mit Meinem Gewissen berathen und Meine Entschlüsse den Ministern und dem heiligen Collegium vortragen. Wer die Functionen, zu denen Sie berufen sind, anders auffassen wollte, würde sich ebensosehr irren, wie Diejenigen, die in dem von Mir eingesetzten Staatsrathe die Verwirklichung ihrer eigenen Utopien und den Keim einer Institution erblicken wollten, die mit der päpstlichen Souveraineät unvereinbar ist.

Die letzten Worte sprach der heil. Vater mit gehobener Stimme. Darauf hielt er einen Augenblick inne, und fuhr alsdann in seiner sanften Weise fort:

Meine Wärme und diese Worte gelten nicht Ihnen, da Ich Sie als gute Christen und Unterthanen kenne. Auch beziehen sie sich nicht auf die Mehrzahl Meiner Unterthanen, von deren Treue und Gehorsam Ich ebenfalls versichert bin ... Aber leider gibt es einige Personen, die selbst nichts zu verlieren haben und deshalb Unruhen und Aufstände lieben und Meine Concessionen mißbrauchen. Diesen gelten Meine Worte, und ich möchte wünschen, daß sie deren Bedeutung richtig auffaßten. Die Mitwirkung der Deputirten betrachte Ich nur als eine Unterstützung von Männern, die ohne jegliches persönliche Interesse mit Mir zusammen für das öffentliche Wohl arbeiten, und die sich durch das eitle Geschwätz unruhiger und sinnloser Köpfe nicht stören lassen werden. Sie, meine Herren, werden Mich mit Ihrem guten Rathe unterstützen, die Mittel und Wege aufzufinden, welche die Sicherheit des Thrones und das wahre Glück Meiner Unterthanen am wirksamsten fördern. Gehen Sie jetzt unter dem Segen des Himmels an Ihre Arbeiten. Mögen dieselben, wie Ich von Herzen wünsche, fruchtbar an segensreichen Folgen sein!

Als Antwort auf diese würdevolle Erklärung beschloß der Staatsrath, den das Volk in feierlichster Weise vom Quirinal zum Vatican geleitet hatte, eine Adresse an den Papst, an deren Schluß es hieß: „Wir haben andere Reformen kennen gelernt, welche gewaltsam vom Volke errungen wurden und unter Aufruhr und Krieg in die Welt traten. Solche Errungenschaften kosten Thränen und Blut. Jetzt hingegen ist es die höchste und verehrungswürdigste Autorität

auf Erden, die uns auf die Bahn des Fortschritts leitet. Diese Autorität hat selbst den ersten Anstoß zu einer friedlichen und gemäßigten Bewegung gegeben und leitet die Geister zu dem höchsten Ziele hin, zu dem Reiche der Gerechtigkeit und Wahrheit auf Erden." Ferner sprach die Adresse das Vertrauen aus: die Unterthanen würden mit Geduld und Ruhe die segensreichen Früchte der reichen Saat abwarten, die der heilige Vater so großmüthig ausgestreut habe.

Das waren gute Gesinnungen und schöne Hoffnungen. Wären die ersteren von Allen getheilt worden, dann hätten sich wohl auch die letzteren erfüllt. Allein mit den berechtigten Volksvertretern, die jetzt im Vatican tagten, war gleichzeitig ein zahlreiches Gesindel verworfenster Art in die ewige Stadt eingezogen, und wie frech dasselbe im Vereine mit seinen römischen Spießgesellen bereits aufzutreten wagte, sollte sich bald zeigen.

Gegen Ende November drang die Kunde nach Rom, daß in dem schweizerischen Bürgerkriege die radicalen und glaubenslosen Kantone über den „Sonderbund" der conservativen und katholischen den Sieg davongetragen. Was schadete es, daß die Sieger schändliche Greuel jeder Art gegen die Religion verübt hatten? Der Radicalismus hatte ja doch gesiegt und die Jesuiten waren vertrieben! Da lief denn eine Horde von Radicalen Nachts durch die Straßen der Hauptstadt des Katholicismus, frohlockte vor Freude und jauchzte den Schandthaten Beifall. Und als ein wackrer Mann es gewagt, die Schändlichkeit dieser Nachtscene in einer kleinen Schrift aufzudecken, da verwüstete dieselbe Horde, weil sie den Verfasser selbst nicht in ihre Hände bekommen konnte, in rasender Wuth die Druckerei und verbrannte alle vorgefundenen Abdrücke.

Solche und ähnliche mehr als traurige Vorfälle veranlaßten den heiligen Vater in seiner Allocution vom 17. Dec. wieder zu einem sehr ernsten Worte. Nachdem er — der liebreiche Vater aller Christgläubigen — zuerst seiner Freude über die allmälige Besserung der kirchlichen Zustände in Spanien und seinem Schmerze über die fortdauernde Bedrückung der Katholiken in Rußland warmen Ausdruck gegeben, verwahrt er sich gegen die böswillige Behauptung, daß er andere Traditionen als die allein kirchlichen liebe und daß er dem religiösen Indifferentismus huldige. Dann fährt er fort:

Bitterer Schmerz ergriff Uns, als vor einigen Tagen in dieser Unserer Stadt, der Burg und dem Mittelpunkte der katholischen Religion, einige wenige, sozusagen wahnsinnige und jedes Gefühles für wahre Menschlichkeit bare Menschen es wagten, öffentlich ihre Freude über den traurigen Bürgerkrieg in der Schweiz zu bezeugen ... Wir beklagen diesen Krieg aus dem tiefsten Grunde Unserer Seele: theils wegen des vergossenen Bruderblutes und wegen der schrecklichen und lang-

wierigen Gefühle des Zwistes und Hasses, welche daraus gewöhnlich entstehen; dann aber auch ob des Schadens, den die katholische Sache dadurch gelitten hat und leider wohl noch in erhöhtem Grade leiden wird; endlich wegen der schrecklichen Sacrilegien, die in der Hitze des ersten Angriffs begangen wurden, und welche hier nur vorzuführen Unserm Gefühle widerstrebt.

Neben so tiefer Betrübniß — sagt der heil. Vater zum Schlusse — habe er indeß auch Freude und Trost. Insbesondere habe es ihn getröstet, daß in Folge seiner eindringlichen Mahnung dem schwer heimgesuchten irischen Volke so kräftig geholfen sei; und mit der innigsten Freude erfülle ihn der gesegnete Fortgang des Missionswerkes in den fernen Welttheilen.

Das war der Inhalt der sofort publicirten Allocution. Aber schon fruchteten die Abmahnungen des Papstes nicht mehr; schon kümmerte man sich nicht mehr um Schmerz oder Freude des noch vor Kurzem vergötterten Fürsten; schon fühlte man die Dinge sattsam gereift, um von Bitten zu Drohungen, von ehrerbietigen Wünschen zu frechen Forderungen übergehen zu dürfen.

Gleich der erste Tag des grausenvollen Jahres 1848 war dazu ausersehen, diese neue neue Periode der Agitation und Operation einzuweihen. Frühzeitig hatten die Mitglieder aller Clubs und Vereine sich mit ihren Fahnen auf dem Volksplatze versammelt; eine große Schaar auswärtiger Gesinnungsfreunde war mit ihnen gezogen; ein stets bereiter Haufen von Müßiggängern, Neugierigen und Scandalsüchtigen gesellte sich ihnen zu. Alle zusammen — so war die Verabredung — wollten sie in feierlichem Aufzuge sich nach dem Quirinal begeben. Dort aber sollte der Act nicht wie gewöhnlich bei Evviva's bleiben und mit dem Segen schließen; Ciceruacchio sollte „im Namen des Volkes" dem Papste ein Blatt zur Unterschrift vorlegen, durch welches in mehr als zwanzig Artikeln unter Anderem die Oeffentlichkeit der Consulta-Berathungen, die Entlassung der Minister und deren Ersetzung durch Laien, die Abschaffung der geistlichen Gerichte, die Verminderung der Klöster, die Aufhebung des Jesuitenordens und derartige unerhörte Dinge mehr verlangt wurden.

Das Vorhaben wurde diesmal vereitelt: angelangt vor dem Monte Cavallo, fand man die Eingänge des Platzes von Truppen besetzt und den Quirinal verschlossen. Ein Wuthgeheul durchtobte die Luft. Noch beschimpfte man den Papst selbst nicht; auf den Staatssecretär, den jetzt auch schon verbrauchten Cardinal Ferretti, wurde Alles geschoben; und der Senator von Rom, Fürst Corsini, wurde beauftragt, Sr. Heiligkeit die schmerzlichsten Klagen auszudrücken über die „Schmach" welche dem „treuergebenen" Volke angethan sei.

Mochte es nun in Folge der Zureden Corsini's, mochte es Zufall sein:

am nächsten Tage fuhr Pius aus dem Thore; und nicht sobald hatte man das gehört, als auch schon der Corso geschmückt, die Fahnen entfaltet und die Massen in Bewegung gesetzt wurden, um bei der Heimkehr des Papstes das gestern Vereitelte nachzuholen. Gleich bei der Einfahrt in die Corsostraße wurde der päpstliche Zug umringt und angehalten. Ciceruacchio schwang sich auf das Hinterbrett des Wagens, und schwenkte von dort aus eine Fahne, worauf geschrieben stand: „Heiliger Vater, vertrau' Deinem Volke!" So ging der Zug Schritt für Schritt unter Schreien und Lärmen voran zum Quirinal. Die Revolutionäre jubelten über die Scene; alle Gutgesinnte verhüllten sich und weinten vor Schmerz, als sie die päpstliche Würde so schmählich zum Spott und Spiel eines zuchtlosen Pöbels herabgewürdigt sahen.

Nun muß man sich erinnern, daß am 2. Januar der Aufruhr in Mailand zu Tage trat, und daß Tags zuvor eine Zeitung des Kirchenstaates, der Bologneser ‚Felsineo', das neue Manifest Mazzini's gegen die österreichische Herrschaft in Oberitalien mitzutheilen wagte. Man muß ferner bedenken, daß am 12. Januar der Aufstand in Palermo ausbrach, daß kurz darauf der in Neapel folgte, und daß König Ferdinand nach wiederholtem Ministerwechsel schon am 29. Januar nothgedrungen eine Verfassung gab. Man darf endlich nicht vergessen, daß Lord Palmerston eben jetzt seinen Vetter Lord Minto nach Rom entsendet hatte, um auch dort den „Feuerbrand" jener Revolution zu entzünden, die er, unbekümmert um Anderer Heil oder Unheil, für die Machtstellung seines England ersprießlich hielt. Da braucht's nicht mehr der ausdrücklichen Versicherung, daß der ganze Januar in Rom voll unaufhörlicher Aufregung war; und daß die Rufe: „Tod den Jesuiten! Tod den Deutschen! es lebe Italien und die Freiheit!" in den Theatern und Wirthshäusern wie in den Versammlungen und auf offener Straße stets wiederhallten. Ja, es wird kaum befremden, daß in den ersten Tagen des Februar, und zwar im Beisein vieler Deputirten, in der großen Karlskirche am Corso für die in Pavia und Mailand gefallenen Revolutionäre eine Leichenfeier abgehalten wurde.

So mußte denn Ferretti schon am 7. Febr. dem zugleich mit Antonelli purpurirten Cardinal Bofondi im Staatssecretariate Platz machen; und kaum waren fünf weitere Tage verstrichen, da hatte man den Papstkönig, der noch vor sechs Monaten seine Regierung mit Betonung „eine geistliche Herrschaft" genannt hatte, schon dahin gebracht, daß er drei Laien — Graf Pasolini, Advocat Sturbinetti und Herzog Gaetani — in das Ministerium aufnahm.

Die Proclamation vom 10. Febr., worin die letztgenannte Maßregel angekündigt wurde, ist ein unwidersprechlicher Beweis, wie klar der heilige Vater



Pius IX. von der Loggia St. Peter's

der Stadt und dem Erdkreis den Segen ertheilend.

jetzt die Verhältnisse durchschaute. Welchen Schmerz mag ihm dieses Durchschauen verursacht haben! wie mag sein liebevolles Herz zerrissen sein, als er alle seine Bestrebungen vereitelt und den „Dank“ des Volkes, diesen ihm so oft und augenfällig dargebrachten „Dank“ in lauter Heuchelei, Undank und Aufruhr verwandelt sah! Nach der schmachvollen Scene am Neujahrstage war er, kaum im Palaste angelangt, ohnmächtig zusammengesunken; den ganzen Monat Januar hindurch war er leidend geblieben; von dieser Zeit an gab es für ihn keine Täuschung mehr.

Römer! — so hieß es unter Anderm in der Proclamation — Römer! Hört die Stimme Eures Vaters und verschließt die Ohren vor den Rufen, die aus unbekannten Welten kommen und das Volk Italiens für einen auswärtigen Krieg entflammen wollen. Die Menschen, welche also schreien, betrügen Euch. Sie wollen Euch durch Schreck dazu bringen, Euer Heil in Unordnungen zu suchen. Durch Tumulte wollen sie die Berathungen Eurer Regierung in Verwirrung bringen und durch diese Verwirrung einen Vorwand geben zum Kriege gegen Uns, der ohne solche Umtriebe unmöglich wäre. Ich frage Euch: welcher Gefahr kann Italien bloßgestellt sein, solange noch ein Band von Dankbarkeit und Vertrauen die Kraft der Völker mit der Weisheit der Fürsten und mit der Heiligkeit des Rechts vereinigt? ... Segne, großer Gott, segne Italien! Bewahre ihm sein höchstes Gut, den Glauben! Segne es mit jenem Segen, den Dein Stellvertreter, das Haupt der Gläubigen, demüthig von Dir erfleht! Segne es mit jenem Segen, den alle Heilige, denen es das Leben gab, den die Königin der Heiligen, unter deren Schirm es steht, den die Apostel, deren Ueberreste es bewahrt, den Dein menschgewordener Sohn, der Rom zum Sitze Seines Statthalters bestimmte, von Dir erflehen!

Was ist das für eine Sprache, so würdevoll und doch so liebevoll! Sie gefiel dem gutgesinnten Theil des Volkes auch über alle Maaßen; aber die Rebellen kümmerten sich um den Ernst der Sprache nicht, und ihren liebevollen Ton mißbrauchten sie. Pius hatte für Italien den himmlischen Segen gewünscht, daß es festhalte am Glauben. Dieser Nachsatz war für die radicale Presse nicht vorhanden; sie schrieb in die Welt hinein, Pius — der vor der Theilnahme am Kriege ausdrücklich gewarnt — Pius habe Italien gegen die österreichischen Waffen gesegnet.

Am nächsten Tage rief der Papst die Commandanten der Bürgerwehr zu sich und fragte, ob er sich auf sie verlassen könne. Sie waren ehrlich oder frech genug, ihm keine bestimmte Zusage zu geben. Da sagte er, das habe er vorausgesehen; aber nichts werde ihn dazu verleiten, den Rechten der Kirche etwas zu vergeben; und da sie, die er so geliebt und für die er so viel gethan, ihn jetzt verließen, werde er sich fortan nur in Gottes Obhut stellen.

Noch denselben Abend fand ein ärgerlicher Auftritt statt. Man zog wieder einmal in großen Massen vor den Quirinal. Pius erschien, um den Segen zu geben. Da rief ein frecher Mensch: „Fort mit den Priestern aus der Regierung!“ Sofort gebot der Papst durch Hand und Miene Ruhe und sprach mit lauter Stimme: „Soll der Segen des Himmels Euch, den römischen Staaten und, ich wiederhole es, ganz Italien zu Theile werden, so bitte ich, Ihr wollet nichts begehren, was mit der Heiligkeit des apostolischen Stuhles unverträglich ist. Gewisse Rufe, die dem Herzen meines Volkes nicht entstammen, vernimmt man aus dem Munde unbekannter Leute. Ich kann, ich darf, ich will sie nicht hören.“ Das ist das berühmte „Non posso, non debbo, non voglio“, welches der heilige Vater hier zum ersten Male sprach und in den nächsten zwanzig Jahren so oft noch in der berühmteren Form „Non possumus! Ich kann nicht!“ wiederholen mußte.

Nachdem er jene Betheuerung mit besonderm Nachdruck ausgesprochen, fuhr er fort: „Deshalb, in der ausdrücklichen Erwartung, daß Ihr getreu bleibet dem Papste und der Kirche“ .... Aber das Volk ließ ihn nicht weiter sprechen; tief ergriffen von der schmerzlich erregten Sprache seines Fürsten rief es tausendstimmig: „Ja, heiliger Vater, das schwören wir!“ Und Pius schloß: „In dieser Erwartung bitte ich Gott, daß Er Euch segne, gleichwie ich Euch von ganzem Herzen segne. Erinnert Euch an Euer Gelöbniß: bleibet treu der Kirche und dem Hohepriester!“

Die Rührung und Begeisterung dieses Augenblicks hielt bei dem schon allzustark verführten Volke nicht lange Stand; schon die nächsten Tage brachten neue Unruhen. Denn inzwischen war nach Rom die Kunde gedrungen, daß auch in Paris die Empörung ausgebrochen, der „Bürgerkönig“ Louis Philipp vertrieben, eine provisorische Volksregierung eingesetzt und die Republik ausgerufen sei; und außerdem war natürlich bekannt geworden, daß Karl Albert von Sardinien dem Drängen seines „Volkes“ nachgegeben, und sich nicht bloß zu einer Verfassung bequemt, sondern sich auch als „Schwert Italiens“ zum „Nationalkriege“ gegen Oesterreich entschlossen habe. Was war davon für Rom die Folge? Schon am 10. März trat wieder ein neues Ministerium ein, in welchem Cardinal Antonelli und Msgr. Morichini noch die einzigen machtlosen Geistlichen, alle übrigen Mitglieder aber Laien waren, und unter Diesen neben dem jungen Minghetti zwei unverbesserliche Revolutionäre: Recchi für das Innere, und kein Anderer als Galletti für die Polizei. Welche Ueberwindung muß dem edlen Pius die Ernennung dieser Menschen gekostet haben!

Indeß, er hatte sich darein gefügt. Er hatte sich auch darein gefügt, seine

Staaten nach dem Vorgange Neapels, Sardiniens und Toscana's fortan „constitutionell", d. h. mit Hülfe einer beschließenden, nicht bloß berathenden Volksvertretung zu regieren. Rührend war die Anrede, die er bei diesem Anlasse an Rom's Vertreter hielt. Sie schloß also: „Möge der Allmächtige meine Absichten und meine Mühe segnen! Wenn nur der Religion Vortheil daraus erwächst, will ich mich gern zu den Füßen des Gekreuzigten niederwerfen und Ihm danken für die Ereignisse, die Sein heiliger Wille zugelassen hat. Mehr als Oberhaupt der allgemeinen Kirche wie als weltlicher Fürst will ich mich darüber freuen, wenn sie zur größern Ehre Gottes gereichen."

Am 14. März erschien das am 10. verheißene „Statut", durch welches die Einsetzung eines förmlichen Parlamentes mit Oberhaus und Unterhaus, vollständige Freiheit der politischen Presse, das Steuerbewilligungsrecht und andere weitgehende Zugeständnisse gemacht wurden. Am Abend dieses Tages, zur Dankbezeugung für diese dem Papste abgedrungenen Reformen, erklangen vor dem Quirinal die letzten „Evviva Pio Nono!"

Neuntes Capitel.

„Kreuzige ihn!"

Das neue Ministerium war eben elf Tage, die neue Verfassung erst sieben Tage alt, da drang nach Rom die wichtige Kunde, daß auch in Wien, der Hauptstadt der verhaßten Oesterreicher, die Revolution ihr Haupt erhoben und in blutigem Kampfe den Sieg errungen habe; und gleichzeitig hörte man, daß Mailand aufgestanden und daß Karl Albert in die Lombardei eingerückt sei. Diese Freudenbotschaften schienen jede Leidenschaft entfesselt zu haben. Nachdem man die Kunde rasch bis in die entlegensten Winkel der Stadt verbreitet und so eine zahllose Menge nach dem Venetianischen Palast, der Amtswohnung des österreichischen Gesandten, beordert hatte, begann hier ein entsetzliches Toben und Heulen, untermischt mit Lebehochs auf die Empörer und mit

Schmähungen auf den Kaiser und sein Heer. Dann wurden Leitern an die Mauer gelegt und die kaiserlichen Wappen herabgerissen. Damit noch nicht zufrieden, schlug der wüthende Haufen das Holz der Wappen unter gräßlichen Flüchen in Trümmer und schleifte die abgeschlagenen Stücke unter tausendfachem Hohn und Schimpf durch die Straßen der Stadt, um die nämliche Heldenthat an all den andern Palästen und Kirchen, wo immer nur Oesterreichs Wappen hing, zu wiederholen. Darauf erzwang man Böllerschüsse und Glockengeläut; die Bürger mußten „freiwillig" illuminiren; zum Beschluß sang man in Ara Celi das Tedeum. Die Polizei — sie stand ja unter Galletti's Commando — sah dieser niederträchtigen Verletzung des Völkerrechtes zu, ohne eine Hand zu rühren, und andern Tags meinten die Blätter etwas kleinlaut: die Wuth eines mit Recht erzürnten Volkes sei schwer zu dämpfen.

Doch, die Römer wollten außer dieser Rohheit noch ein Weiteres thun: sie wollten ihren Brüdern in der Lombardei auch kämpfend beistehen. In allen Ecken der Stadt und in allen Städten des Kirchenstaates wurden Werbedepots eingerichtet, Waffen und Gelder trug man zusammen, Alt und Jung begeisterte sich für den „heiligen Krieg", die regulären Truppen wurden in Kriegsbereitschaft gesetzt, verkommene Geistliche wie Gavazzi und Bassi boten sich als Feldkapläne an, beinah 12,000 Mann waren bald zum Abzuge bereit. Und der ohnmächtige, seiner Herrschaft schon beraubte Papst? Er duldete, was er nicht hindern konnte: am 22. und 23. März ließ er die „Kreuzfahrer", Soldaten und Freiwillige, abziehen, doch mit dem gemessenen Befehle, die Grenze des Kirchenstaates nicht zu überschreiten. Was man auch versuchen, womit man auch drohen mochte, ihn zur Theilnahme an dem „heiligen Kriege", zur Kriegserklärung gegen Oesterreich, zum Segensspruche über Italiens Waffen zu bereden: er blieb fest; nur zum Schutze der Grenzen segnete er die Truppen.

Am 23. März hatte Mailand inzwischen die Oesterreicher verjagt, am folgenden Tage war Venedig dem Beispiele der Schwesterstadt gefolgt, am 25. waren die Piemontesen mit Jubel in Mailand empfangen; nur noch die Festungen waren in Oesterreich's Hand; daß es unter solchen Umständen den Kirchenstaat angreifen werde, war nicht zu vermuthen. Desungeachtet verstand der päpstliche General Durando den ihm anbefohlenen Schutz der Grenzen so, daß er ohne Weiteres in das Venetianische einfiel. Vorher hatte er schon von Bologna aus laut verkündet, wie der Papst die Waffen seines und des sardinischen Heeres gesegnet habe, und wie der Krieg gegen die Oesterreicher ein Krieg der Bildung gegen die Barbarei, ja ein christlicher Krieg sei.

Man kann sich denken, welches Aufsehen dieser Tagesbefehl und jene

Ueberschreitung der Grenze in ganz Europa machte. Auf's peinlichste waren namentlich die Katholiken in Oesterreich und im stammverwandten Deutschland berührt. Also — so fragten sie sich und Andere schmerzlich, — der Papst, welcher doch zunächst Vater der Christenheit und dann erst Italiener sein soll, nimmt Theil an dem „nationalen" Kriege gegen Oesterreich? Der Papst erklärt diesen Krieg, der doch nichts ist als eine Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit, für einen christlichen und hat zu demselben die Waffen gesegnet?

Gottlob dauerte es nicht lange, und die schmerzlich berührten Gemüther wurden durch Pius selbst aufgeklärt über den Ungehorsam seines Generals und über die Lügen der radicalen Presse. Diese Aufklärung erfolgte durch die feierliche Allocution vom 29. April, die zu den großartigsten Kundgebungen unter den vielen großartigen des neunten Pius gehört. Sie widerlegt die gehässigen Insinuationen, die man über seine Reformen verbreitete; sie erklärt deutlich den Ursprung und Zusammenhang aller seiner bisherigen Maßnahmen; sie betont, wie diese Maßregeln gerade den Rathschlägen entsprochen hätten, die von den Großmächten im Jahre 1831 seinem Vorgänger Gregor XVI. gegeben seien; sie erinnert, wie er schon wiederholt die Völker zur Treue und zum Gehorsam gemahnt; und dann fährt sie fort:

Wollte Gott, daß der Erfolg Unsern väterlichen Worten und Ermahnungen entsprochen hätte! Allein man kennt ja die jüngsten Ereignisse innerhalb wie außerhalb Italiens. Wollte nun Jemand behaupten, diese Ereignisse seien in gewisser Beziehung hervorgegangen aus den Maßregeln, die Unser Wohlwollen Uns beim Beginne Unsers Pontificats eingegeben, so könnte Uns das doch in keiner Weise zum Verbrechen angerechnet werden, da Wir ja nichts Anderes gethan, als was Wir im Einverständniß mit den Großmächten für nothwendig hielten. Denen, die in Unsern eigenen Staaten Unsere Wohlthat mißbraucht haben, wollen Wir nach dem Beispiele des göttlichen Fürsten der Hirten von ganzem Herzen verzeihen. Liebevoll rufen Wir sie zu einer vernünftigeren Gesinnung zurück und bitten inbrünstig zu Gott, daß Er in Seiner Gnade die Strafe der Undankbarkeit von ihnen abwende. Die deutschen Völker aber — in denen die Feinde der Religion Gefühle der Rache zu erwecken suchten, um sie loszureißen von der Einheit des apostolischen Stuhles — sie dürfen keine Klage wider Uns erheben, daß es Uns nicht möglich war, den Eifer jener aus Unsern Unterthanen zu zügeln, welche den Ereignissen in Oberitalien Beifall schenkten und zur Vertheidigung einer allen italienischen Völkern gemeinsamen Sache auszogen. Viele andere Fürsten Europa's, denen weit größere Heereskräfte zu Gebote standen als Uns, konnten ja selbst den Revolutionen nicht widerstehen, welche um dieselbe Zeit ihre Völker ergriffen haben! Und doch haben Wir bei diesem Zustande der Dinge den an Unsere Grenzen ent=

sandten Truppen keine andere Weisung gegeben als diese, die Unverletzbarkeit des päpstlichen Gebiets zu schützen. Da indessen heute Mehrere verlangen, wir sollten in Gemeinschaft mit den übrigen Fürsten und Völkern Italiens Oesterreich den Krieg erklären, so halten wir es für Unsere Pflicht, förmlich und laut in dieser feierlichen Versammlung gegen einen solchen Entschluß zu protestiren, der Unserer Gesinnung völlig zuwider ist. Wir vertreten ja auf Erden die Stelle Dessen, welcher der Urheber des Friedens und der Vater der Liebe ist, und treu den göttlichen Verpflichtungen Unsers Apostolats umfassen Wir mit der gleichen väterlichen Liebe alle Länder, alle Stämme, alle Völker.

Bei dieser Gelegenheit können Wir nicht umhin, vor dem Angesichte aller Völker die falschen Aussagen zurückzuweisen, welche in Zeitungen und Schriften von Leuten veröffentlicht werden, die es gerne sähen, wenn der Papst sich an die Spitze einer neuen, von allen Völkern Italiens gebildeten Republik stellte. Wir ermahnen und beschwören vielmehr die italienischen Völker bei der Liebe, welche Wir zu ihnen hegen, sich sorgsam vor so trügerischen und für Italien verderblichen Rathschlägen zu hüten, sich vielmehr innig an ihre Fürsten anzuschließen und sich nie von dem schuldigen Gehorsam abwenden zu lassen. Würden sie anders handeln, so würden sie nicht nur ihre Pflicht verletzen, sondern Italien auch der Gefahr der Zerfleischung durch eine täglich wachsende Uneinigkeit und Zwietracht aussetzen.

Für Unsern Theil erklären Wir noch einmal, daß alle Unsere Gedanken, Sorgen und Bestrebungen auf nichts Anderes gerichtet sind, als jeden Tag das Reich Jesu Christi, welches die Kirche ist, zu mehren, nicht aber die Grenzen jener irdischen Herrschaft zu erweitern, welche die Vorsehung dem heiligen Stuhle zur Wahrung der Würde und zur freien Ausübung des höchsten Apostolats verliehen hat. Wer also glaubt, ein ehrgeiziges Streben nach Machterweiterung könne Unser Herz verführen und Uns mitten in den Tumult der Waffen stürzen, der befindet sich in schwerem Irrthum. Es würde Unserm Vaterherzen vielmehr unendlich wohlthun, könnten Wir durch Unsere Bemühungen das Feuer der Zwietracht löschen, die durch den Krieg gespaltenen Gemüther einander wieder nähern und den Frieden unter den Kämpfenden wiederherstellen.

Am Schlusse forderte der heil. Vater die Cardinäle dann noch auf, mit ihm vereint unausgesetzt und inbrünstig zu beten, daß Gott Seine heil. Kirche gegen alle Heimsuchungen schütze und die Fürsten wie die Völker insgesammt zu den Gesinnungen des Friedens und der Eintracht zurückführe.

Wenn uns diese feste und entschiedene, hoheitsvolle und liebreiche Sprache heute noch entzückt, mit welcher Genugthuung mag sie damals die Gutgesinnten in der ganzen Welt erfüllt haben! Schon hatte man, theils aus Kurzsichtigkeit, theils auf Grund lügenhafter Berichte, hie und da gefürchtet, Pius möge der Verlockung, sich an die Spitze seines von ihm sein Lebelang so heiß geliebten

Vaterlandes zu stellen, nicht widerstehen; er möge einen Augenblick vergessen, daß er eher Katholik als Italiener, eher Hohepriester als König sei; er möge nicht genugsam bedenken, daß die übrigen Völker alsdann auch vergessen könnten, daß sie seine Kinder seien. Und nun sahen sie ihn fest und feierlich der Revolution den Fehdehandschuh hinwerfen; sie hörten ihn statt des Krieges das christliche Gebot des Friedens und der Liebe predigen; sie sahen, wie er Macht und Ruhm und Volksgunst freudig hinopferte, um seine Pflichten gegen die Kirche zu erfüllen. So erschien er ihnen als Gefangener in seinem bedrohten Palaste viel größer und verehrungswürdiger, als wenn er auf dem Throne des durch ihn siegreichen Italiens gesessen hätte; und sie riefen freudig aus: „Diese That des Papstes ist die That eines Heiligen."

So war es in der katholischen Welt, vor Allem in Oesterreich und Deutschland; aber anders war's in Rom. Hier stutzte man über die stolze Sprache, und dann ging man alsbald zu Drohungen, Beschimpfungen und Gewaltthätigkeiten über. Was hätten die Revolutionäre jetzt auch noch des Mannes schonen sollen, der ihnen so deutlich erklärt hatte, daß er sich von ihnen nicht ferner als Deckmantel und Spielball gebrauchen lasse? Tumulte folgten auf Tumulte. Regierungsbeamte, Welt- und Ordensgeistliche, selbst Cardinäle, wurden auf offener Straße insultirt, und Viele konnten sich nur mit Mühe vor groben Mißhandlungen retten. Doch Pius zagte nicht und wankte nicht. Schon zwei Tage nach der Allocution wandte er sich öffentlich an das Volk, wiederholte ausdrücklich, daß die Truppen nur wider seinen Willen die Staatsgrenze überschritten hätten, und daß er weit entfernt sei, einen Krieg zu erklären. Dann aber erhob sich seine Anrede zu der ergreifendsten Mahnung:

Die obigen Worte Unserer Allocution haben eine Aufregung hervorgebracht, welche in gewaltthätige Handlungen auszubrechen droht, und mit Verletzung jedes Rechtes dahin trachtet, — großer Gott, das Herz erstarrt Uns, da Wir es aussprechen — die Straßen der Hauptstadt der katholischen Welt mit dem Blute ehrwürdiger Personen zu färben, welche der böse Wille verblendeter Menschen zu seinen unschuldigen Opfern ausersehen hat. Soll das der Lohn sein, den ein Papst zu erwarten hat für die mannigfaltigen Beweise der Liebe zu seinem Volke? Popule meus, quid feci tibi? Mein Volk, was habe ich dir gethan? Sehen diese Unseligen nicht ein, daß sie sich nicht nur mit einer ungeheuern Schandthat beflecken und der ganzen Welt ein unberechenbares Aergerniß geben, sondern auch nichts erreichen als die Beschimpfung der Sache, für welche sie zu handeln vorgeben, indem sie Rom, den Kirchenstaat und ganz Italien mit einer unendlichen Reihe von Uebeln erfüllen? Und könnte in diesen und ähnlichen Fällen — die Gott fernhalten möge! — die geistliche Gewalt, die Gott Uns verliehen hat, stets

müßig ruhen? Mögen es Alle einmal wissen, daß Wir Uns der Höhe Unserer Würde und der Größe Unserer Gewalt bewußt sind. Rette, Herr, dein Rom von allen Uebeln! erleuchte die, welche nicht hören wollen auf die Stimme Deines Stellvertreters! laß weiseren Rath Eingang finden bei Allen, daß sie, gehorsam gegen ihren Fürsten, weniger traurig ihre Tage verbringen in der Uebung ihrer Christenpflichten, ohne welche sie weder gute Unterthanen noch gute Bürger sein können!

Dies war das erste Mal, daß der heilige Vater mit geistlichen Strafen drohte. Sie waren ja die einzigen, die ihm noch geblieben waren. Schon gegen Ende März hatte er, nachdem er zehn Tage lang in schwerem Seelenkampfe die Entscheidung verzögert hatte, den Jesuiten erklären müssen, er sehe sich außer Stande, die Häuser und Personen des Ordens ferner vor Mißhandlungen zu schützen, und zwei Tage darauf waren sämmtliche Häuser in Rom auf Befehl des Ordensgenerals geräumt worden. Jetzt, einen Monat später, war er der Landeshoheit bereits so weit beraubt, daß von den revolutionären Vereinen an die Stelle derselben zwei förmliche Ausschüsse gesetzt wurden: einer für den Krieg und einer für die Polizei; und daß dieselbe Bürgerwehr, die ihre Treue und Ergebenheit gegen die geheiligte Person des Papstes so oft und feierlich betheuert hatte, sich diesen Revolutions-Ausschüssen vollständig zur Verfügung stellte. Man besetzte ohne Weiteres die Thore und die Engelsburg, man ließ keinen Priester aus der Stadt, man bewachte die Cardinäle in ihren Wohnungen und den Papst in seinem Palast wie Gefangene; man schämte sich nicht einmal, die an hochstehende Prälaten und andere Beamte gerichteten Briefe auf der Post zu öffnen und sie dann auf dem Capitol öffentlich vorzulesen; und den Papst nannte man jetzt nicht mehr „Engel des Friedens“ und „Wonne des Menschengeschlechts“, sondern er wurde öffentlich als „Feind Italiens“, als „Verräther des Vaterlandes“, als „Stütze der Despoten“, als „Abtrünniger von der heiligen Sache“, ja sogar als „Verleugner des Evangeliums“ erklärt.

Es war die vollständigste Anarchie eingerissen, und um nur einige Ordnung wieder zu erzielen, bewilligte der Papst am fünften Mai die Einsetzung des ganz aus Laien zusammengesetzten Ministeriums Mamiani. Galletti blieb als Polizeiminister. Sogar die auswärtigen Angelegenheiten wurden einem Laien anvertraut. Nur der äußeren Form wegen blieb das Präsidium noch einem Prälaten vorbehalten: dem Cardinal Ciacchi, bei dessen Abwesenheit Cardinal Orioli als Stellvertreter eintrat. Fügen wir gleich hinzu, daß auch der noch vor Kurzem so beliebte Legat von Ferrara — seit vier Monaten schon der vierte Ministerpräsident — nicht einmal einen vollen Monat blieb. Nach ihm nahm Cardinal Soglia den macht- und einflußlosen Posten ein.

Graf Terenz Mamiani, als Philosoph und Dichter sehr beliebt, war in die italienischen Freiheits- und Aufruhrbestrebungen schon seit 1831 verwickelt und hatte flüchten müssen. Die Amnestie vom Jahre 1846 erstreckte sich auch auf ihn. Aber er hatte von derselben erst ein Jahr später Gebrauch gemacht, im September 1847: das heißt zu einer Zeit, wo man nicht mehr daran dachte, dem ehemals Bestraften den von der Amnestie verlangten Eid der Treue abzufordern. Diesen Eid würde er verweigert haben; und ein halbes Jahr darauf war er der leitende Minister! Mit welchem Widerwillen mochte Pius einen solchen Mann zu seinem ersten Rathgeber ernennen!

Mamiani's Benehmen entsprach seiner Vergangenheit vollkommen. Seine Ministerthätigkeit bestand vornehmlich darin, daß er sich dem Papst in Allem und Jedem widersetzte, und zwar auf die unwürdigste und schmählichste Weise, indem er über Alles ganz nach eigener Willkür verfügte. So oft Pius erklärte, daß er einen Laien als Minister des Auswärtigen unmöglich dulden könne: Graf Marchetti blieb auf seinem Posten. So feierlich Pius es ausgesprochen hatte, daß er von jeder kriegerischen Absicht fern sei: Mamiani begünstigte mündlich und schriftlich den Krieg, ließ Durando im Vereine mit den Sardiniern operiren, sorgte insgeheim für neue Verstärkungen der römischen Feldtruppen und befahl die Einrichtung eines Reservecorps von 6000 Mann.

Wie war das Alles dem rechtlichen, friedlichen, kirchlichen Sinne des Papstes in tiefster Seele zuwider, obwohl er selbst genugsam Italiener war und blieb, um einerseits Karl Albert von Sardinien zur Theilnahme an der Gründung eines italienischen Staatenbundes einzuladen, und andrerseits den Kaiser von Oesterreich (durch einen Brief vom 3. Mai) inständig zu bitten, er möge von dem Kriege doch ablassen und seine italienischen Provinzen doch freigeben. Die österreichische Regierung war damals in der That bereit, auf den Besitz der Lombardei zu verzichten und für Venedig eine besondere Verwaltung einzurichten; doch Alles scheiterte an dem verblendeten Ungestüm der Empörer und ihrer Gönner. Wie viel Unheil wäre der Welt erspart geblieben, hätte man damals auf die weisen und liebevollen Rathschläge des Papstes geachtet!

Inzwischen kam der 5. Juni und mit ihm die feierliche Eröffnung der neuen Kammern. Das gab zum vollen und förmlichen Bruche zwischen dem Papst und seinem Ministerium Anlaß. Mamiani hatte die Kammern selbst eröffnen und ihnen sein Programm sogleich vorlegen wollen. Pius sträubte sich und übertrug die Eröffnung dem Cardinal Altieri, den er vor Jahresfrist als „Präsidenten von Rom und der Comarca“ an die Spitze der hauptstädtischen Verwaltung gesetzt hatte. Doch Mamiani ließ sich zum Schweigen nicht

verurtheilen. In der ersten Sitzung des Unterhauses, am 9. Juni, legte er sein Programm vor. Darin hieß es unter Anderm: „Als Vater aller Gläubigen bleibt unser Fürst in der hohen Sphäre seiner himmlischen Aufgabe, lebt in dem ruhigen Frieden des Dogma's, theilt an die Welt das Wort Gottes aus, betet, segnet und verzeiht. Die Sorge für die zeitlichen Angelegenheiten überläßt er dagegen als Souverän und constitutioneller Fürst zum größten Theile Eurer Weisheit." Dem Papstkönige wurde also von seinem eigenen Minister zugemuthet, sich aller Einwirkung auf die Regierung seiner Staaten zu entschlagen. Und in derselben Rede erfrechte Mamiani sich zu sagen, „der väterlichen Sorge Seiner Heiligkeit gemäß" habe das Ministerium die Truppen unter sardinischen Befehl gestellt, könne es auf den „Freiheitskrieg" nur den alten Ruf der Kreuzfahrer anwenden: „Gott will es!", und habe es die sardinische Regierung ersucht, mit dem „muthigen ungarischen Volke", welches damals in offenem Aufruhr stand, sich in Verbindung zu setzen!

Das war dem Papste doch zu viel geboten, und er benutzte den ersten Anlaß, die Empfangnahme der von dem Unterhause ihm gewidmeten Adresse, um gegen alle die Unterstellungen und Lügen nachdrücklich zu protestiren.

Werthe Herren! — so sprach er — Wir nehmen Eure Antwort auf die Eröffnungsrede gern entgegen; doch nur sofern sie von den Bestimmungen des Statuts nicht abweicht. Soll der Hohepriester „beten, segnen und verzeihen", so kommt es ihm auch zu, zu binden und zu lösen; und hat der Fürst die Kammern einberufen, daß sie mit ihm sorgen für das allgemeine Wohl: so hat der Hohepriester Freiheit nöthig, daß sein Wirken für Staats- und Kirchen-Angelegenheiten nicht erlahme, und diese Freiheit bleibt ihm nur so lange unverkümmert, als das Statut und das Gesetz über den Ministerrath nicht angetastet werden ... Nimmt das Begehren nach der Größe der italienischen Nation überall zu, so ist es desto nothwendiger, daß die ganze Welt nochmals vernehme, wie von Unserer Seite das Mittel dazu nicht der Krieg sein kann. Unser Name wird auf der ganzen Erde gesegnet, ob der ersten Friedensworte, die aus Unserm Munde kamen. Man hätte ihn nicht gesegnet, wäre ein Kriegesruf von Uns ausgegangen. Groß war deshalb Unser Staunen, als Wir hörten, daß den Kammern das Letztere berichtet wurde, ganz entgegen Unsern öffentlichen Erklärungen, und in dem Augenblicke, wo Wir Versuche zur Friedensstiftung machten .... Bedenket stets, daß Rom groß ist, aber nicht durch seine zeitliche Herrschaft, sondern weil es die Hauptstadt der katholischen Welt ist. Daß diese Wahrheit doch nicht bloß in Marmor eingegraben wäre, sondern in den Herzen Aller, die an der Leitung des Staatswesens theilnehmen! Dann würde man, Unsern allgemeinen Primat stets im Auge, nicht durch gewisse beschränkte Theorieen und noch weniger durch Parteisucht sich fortreißen lassen ...

Man hätte glauben sollen, nach solchen öffentlichen Aeußerungen seines Fürsten wäre es Ehrenpflicht für Mamiani gewesen, von seinem Posten abzutreten. Indeß so oft Pius den Ministern in's Angesicht erklärte, wie er alle Tage neuen Grund bekomme, ihr Verfahren zu verabscheuen: Mamiani schien gegen Alles taub zu sein, er blieb der dienstfertige Diener der revolutionären Clubs, bis neue Ereignisse ihn zu Falle brachten.

Ende Mai hatte König Ferdinand von Neapel, nachdem er die neue Rebellion mit Gewalt niedergeworfen, seine Hülfstruppen aus der Lombardei zurückgerufen. Am 10. Juni war das römische Heer bei Vicenza total geschlagen. Am 25. Juli hatte Radetzky über Karl Albert die entscheidende Schlacht von Custozza gewonnen. Von diesem Tage an waren die Aussichten für die „Befreiung" Oberitaliens vom „österreichischen Joche" bis auf Weiteres dahin; und als Pius sich jetzt im Vereine mit dem Oberhause dem Drängen der Minister und der Abgeordneten auf Mobilisation von neuen 12,000 Mann, Organisation eines Fremdencorps, Berufung eines auswärtigen Generals und Einforderung von vier Millionen Thalern Steuern widersetzte, handelte er im wohlverstandenen Interesse Italiens selbst.

Jetzt endlich nahm Mamiani seinen Abschied, Anfangs August. Es folgte ihm zunächst Graf Fabbri: ein alter Mann, dem schon bald die Verhältnisse ganz über den Kopf gewachsen waren, wiewohl die Kammern, dieser Brennpunkt der Agitation, am 26. August bis zum 15. Nov. vertagt wurden. So übernahm denn am 15. September Graf Pellegrino Rossi als Minister des Innern, der Polizei und der Finanzen die Leitung der Geschäfte, und von jetzt ab war seit langer Zeit zum ersten Male wieder eine starke Hand zu fühlen.

Graf Rossi war 1787 geboren in Carrara, studirte die Rechte und wurde frühzeitig Professor in Bologna. Doch schon 1815 mußte er Italien verlassen, weil er in die versuchte Erhebung Murat's zum König von Neapel verwickelt war. Er flüchtete nach Genf, trat zum Calvinismus über, wurde Professor und Staatsrath, und machte sich als Mitglied der schweizerischen Tagsatzung, namentlich durch seinen Entwurf der neuen Bundesverfassung, einen so guten Namen, daß der französische Minister Guizot, auch Calvinist, ihn 1835 auf den Lehrstuhl des Staatsrechtes nach Paris berief. Hier trat er wieder zur Kirche zurück, wurde Pair und Staatsrath, und begab sich 1845, nachdem er ganz in die Ideen Guizot's eingelebt war, als Vertreter Frankreichs an den römischen Hof. Die französische Februar-Revolution enthob ihn seines Amtes. Doch verließ er darum Rom nicht dauernd, und jetzt hatte Pius in ihm den besten Mann zur Regelung der wirren Verhältnisse gefunden.

Wirrwarr herrschte überall, und vielerorts gebar der Wirrwarr das Verbrechen. In Rom, wo ein Tumult den anderen ablöste, ermordete man den geistlichen Herausgeber des einzigen conservativen Blattes, Ximenes, auf offener Straße. In Ancona und den Marken waren die politischen Morde an der Tagesordnung. Bologna und die Romagna waren der Schauplatz der abscheulichsten Schandthaten. Auf den Landstraßen wurde nach Herzenslust geplündert. Und wehe Dem, welcher den Haß eines Demagogen auf sich geladen! wie ein wildes Thier wurde er gehetzt und abgeschlachtet.

In diesen Wirrwarr griff Graf Rossi jetzt mit fester Hand ein. Zunächst versah er Rom mit einer größern Anzahl Truppen, und verwendete sie neben der regulären Polizei mit Nachdruck gegen alle Diebe, Räuber und Mörder. Die Ruhestörer ließ er bald fühlen, daß er ihrer Keckheit Zügel anlegen werde: einige wurden verhaftet, andere im Wiederholungsfalle mit Landesverweisung und noch schwereren Strafen bedroht. Dann sandte er den General Zucchi an der Spitze eines Truppenkörpers in die Legationen, daß er sie nöthigenfalls mit Gewalt von den Unruhstiftern, Räubern und Mordgesellen säubere.

In Folge dieser Vorkehrungen konnte Rom und der ganze Staat seit langer Zeit zum ersten Male wieder etwas freier athmen. Ordnung und Ruhe kehrten einigermaßen zurück, und man brauchte nicht jeden Augenblick Angriffe auf Personen und Eigenthum zu befürchten. Alle Gutgesinnte wußten dem neuen Minister Dank für diese Wohlthaten; aber die Wuth der Demagogen, welche schon die Ernennung Rossi's sehr ungnädig aufgenommen hatten, stieg begreiflich von Tag zu Tage.

Offenen Widerstand wagten sie dem energischen Minister nicht entgegenzusetzen; so kamen sie auf den ihrer würdigen Plan, ihn meuchlings aus dem Wege zu schaffen. Auf einem förmlichen Congresse, den Gioberti nach Turin berufen hatte, wurde neben andern schönen Dingen auch diese Schandthat förmlich zum Beschluß erhoben, und bei einem Festmahle zu Livorno bestätigte man das gefällte Todesurtheil nochmals.

Graf Rossi glaubte offenbar nicht an den bittern Ernst dieses „beim Becherklang" gefällten Urtheils. Er spottete darüber. Vergebens mahnten seine Freunde ihn zur Vorsicht. Es kümmerte ihn nicht einmal, daß ein römisches Witzblatt die Ausführung der That ganz unverhüllt für den 15. Nov. als den Tag der Wiedereröffnung der Kammern, vorausverkündete. So ging er denn im eigentlichsten Sinne seinem Verhängnisse entgegen.

Zehntes Capitel.

Die Schreckenstage des November.

Der Morgen des 15. November brach an. Für Alles hatte der Minister bestens gesorgt, nur für sich selber nicht. Die Linie wie die Bürgerwehr war am Eröffnungstage angewiesen, in ihren Quartieren sich auf jeden Wink bereit zu halten. Kleine Abtheilungen Infanterie und Cavallerie waren aufgestellt, den Vorplatz wie den Hofraum des Canzleipalastes, wo das Unterhaus tagte, rein zu halten und die Straßenmündungen zu bewachen. Carabinieri wurden in Verkleidung im Hofe des Gebäudes wie auf den Treppen und Corridoren und im Sitzungssaale selbst placirt; die Oberofficiere hatten für alle Fälle ihre gemessenen Weisungen. So war nach Rossi's Meinung allen Ruhestörungen vollkommen vorgebeugt, und darauf allein kam es ihm an.

Denn für seine eigene Person ließ er auch im letzten Augenblick noch keine Furcht in sich aufkommen. Vergebens mahnte ihn der heilige Vater selbst, für seine Sicherheit zu sorgen; vergebens drangen die Freunde in ihn, doch zu Hause zu bleiben und sein Leben nicht so vermessen auf's Spiel zu setzen. Er blieb bei seinem Vorsatze, und zur bestimmten Stunde fuhr er in die Kammer.

Kaum war der Wagen vor dem Palast angelangt, da rief es schon von allen Seiten: „Eccolo! Da ist er!" Und kaum war der Minister ausgestiegen, da hagelte es schon Schimpfwörter. Spöttisch überflog sein Blick den Pöbelhaufen, und festen Trittes betrat er die Treppe. Doch sofort stand er mitten in dichtem Gedränge, und kaum hatte er ein paar Stufen erstiegen und drehte sich in Folge einer unsanften Berührung unwillkürlich um: da war ihm der Todesstoß schon beigebracht. Die Unmenschen hatten sich Tags vorher an einer Leiche unter Anleitung eines Wundarztes förmlich darauf eingeübt, wie man den Dolch einsenken müsse, um die Kehlader zu durchschneiden und so das Opfer

augenblicklich zu tödten. Der, welchen das Loos getroffen, hatte die Vorübung so gut benutzt, daß sein Opfer schon verschieden war, noch bevor man es in die nahen Vorzimmer des im Palaste wohnenden Cardinals Gazzoli getragen hatte.

Und die Infanteristen und Cavalleristen auf dem Hofe? Und die Carabinieri auf den Treppen und Corridoren? Und die vielen in der Nähe befindlichen Polizeidiener? Griff etwa Einer den Mörder auf? Bannten sie Alle die nächste Umgebung des Gemeuchelten an die Stelle, um den Mörder ausfindig zu machen? Sperrten sie die Zugänge und den Platz? Nichts von Alledem: Niemand rührte Arm oder Hand; Niemand schien etwas gesehen zu haben; Alles erwies sich an die Mörder und deren Spießgesellen verrathen und verkauft. Das freilich hatte Graf Rossi nicht gewußt noch geahnt; ihm hatte man noch am nämlichen Morgen von allen Seiten den unbedingtesten Gehorsam und die treueste Ergebenheit hoch und theuer zugeschworen.

Und die Kammer selbst? Nahm etwa sie es jetzt auf sich, den beinah vor ihren Augen so freventlich vollführten Mord des ersten Ministers Seiner Heiligkeit und eines Mitgliedes ihrer eigenen Körperschaft zu bestrafen, zu rächen? Ging zum mindesten ein Schrei der Entrüstung durch diese Versammlung, die da berufen war, Recht und Gesetz zu schaffen und zu hüten? Nichts von Alledem: Fürst Canino gab seinen Collegen mit heiterer Miene den Tod Rossi's kund, und die Kammer — setzte ruhig ihre Berathungen fort, ohne nur ein Wort über den grellen Zwischenfall zu verlieren.

Doch das Alles war nur wie ein Vorspiel. Man hatte ja erst das Hinderniß fortgeräumt; das bisher Verhinderte mußte noch geschehen. Deshalb setzte man sich im Verlaufe des Tages mit den Truppen und der Bürgerwehr in Verbindung, und als man sie genugsam bearbeitet fand, da zog man am Abend Arm in Arm mit diesen schurkischen Verräthern an Fürst und Volk durch die Straßen. Zahllose Fackeln beleuchteten gleichzeitig die frechen Gesichter, die geschändeten Fahnen und den im Triumphe einhergetragenen bluttriefenden Dolch. Wie ein rasender Sturm tobte bis tief in die Nacht das Geschrei und Geheul, von Flüchen und Gotteslästerungen unaufhörlich durchmischt. Aller Menschlichkeit hohnsprechend, zog man sogar vor das Haus des Gemordeten, und schrie da zu den Fenstern hinauf, daß die gebeugte Wittwe und das trostlose Kind bei der Leichenwacht zusammenschraken: „Gesegnet sei der heilige Dolch! gepriesen die Hand, die ihn traf! hoch lebe der neue Brutus!"

Nie tritt der schreckliche Tag dem Rompilger lebendiger vor die Seele, als wenn er sich in der Cancelleria apostolica die Stelle zeigen läßt, wo die Schandthat geschah. Doch begeben wir uns von diesem Orte der Schmach

lieber im Geiste zu der benachbarten Kirche San Lorenzo in Damaso, wo die edelgeformte Büste des Gemeuchelten, von Tenerani's Meisterhand gestaltet, sich auf seinem Grabe erhebt. Ein Kranz auf dieses Grab und ein Ave für die Seele des Todten! Was er im früheren Leben gefehlt haben mag, er starb als Kämpfer für Ordnung und Recht, starb im Dienste seines Fürsten und Vaters, starb als Märtyrer seines Berufes.

Noch in der nämlichen Nacht traten die geistigen Urheber der Mordthat im „Volksverein" zusammen und formulirten die „Grundforderungen", welche dem Papste am nächsten Tage abgetrotzt werden sollten. Es waren vier Punkte: öffentliche Verkündigung des Princips der italienischen Nationalität, Berufung eines constituirenden Parlaments, Durchführung des Befreiungskrieges, vollständige Annahme des Mamianischen Programms vom 9. Juni, und zur Ausführung dieser vier Punkte ein ganz demokratisches Ministerium.

Schon am Morgen des 16. November war die „Volksversammlung", welche diesen Forderungen Nachdruck geben sollte, zu Stande gebracht: Bis zum Mittag hielt man sie auf der Piazza del Popolo durch fortwährende Reden beisammen, damit sie ja stark genug werde und immer heftiger in Wallung gerathe. Dann machte der Zug sich auf zum Quirinal. Die Musik der eidbrüchigen Carabinieri und der verrätherischen Bürgerwehr marschirte voran; wirre Massen von Soldaten und Bürgern, Raubgesindel und Pöbel bildeten den Kern; vergebens bemühten die Rädelsführer sich, des bessern Scheines halber Ordnung in den Zug zu bringen. Erst wurde der Kanzleipalast besucht, von wo man verschiedene Deputirte mitnahm; dann ging's unter Toben und Schreien auf den Monte Cavallo. Hier faßte man Posto.

Sofort wurde eine Deputation, der Hochverräther Galletti an der Spitze, in den Palast gesandt. Der Papst war beinah schutzlos. Besondere Vorsichtsmaßregeln hatte man bei dem allgemeinen Verrathe von gestern auf heute nicht treffen können; es blieb ihm nur die treue Hut der Schweizergarde. Und auch von Rath war er völlig entblößt. Die bisherigen Minister waren allesammt abgetreten, ein neues Ministerium hatte in dem Gewirr noch nicht gebildet werden können; außer seinen nächsten Vertrauten hatte er nur die Gesandten einiger auswärtiger Höfe um sich. So war er den Gewaltthätigkeiten seiner unversöhnlichsten Feinde völlig bloßgestellt. Doch verlor er den Muth und die Festigkeit nicht, so tief sein liebevolles Herz durch den Undank seines Volkes, durch den Verrath seiner Truppen und durch die Niedertracht der Rädelsführer auch verwundet sein mußte. „Popule meus, quid feci tibi? mein Volk, was habe ich dir doch gethan?" mochte er jetzt wieder schmerzvoll

ausrufen. Und wenn er vor einem Vierteljahrhundert gesagt, daß die Sprache des großen Haufens „sich alle Tage ändere, wie der Mond", dann sollte er die Wahrheit dieses Ausspruches niemals herber erfahren als an diesem Tage.

Wir wollen bei der Schilderung dieses schauerlichen Tages den Worten eines Augenzeugen folgen, welcher nach Jahren „noch das Blut in seinen Adern erstarren fühlte", wenn er an die schrecklichen Ereignisse zurückdachte.

Die Deputation der Empörer wurde an den Cardinal Soglia gewiesen und erhielt durch diesen zur Antwort: „Seine Heiligkeit werde die Ihr vorgelegten Wünsche in Erwägung ziehen, und Sie beauftrage inzwischen Galletti mit der Bildung eines Ministeriums, das Ihrer Genehmigung alsdann zu unterbreiten sei." Die Menge stand in gespanntester Erwartung. Kaum war Galletti aus dem Thore des Palastes getreten, als sich Alles rings um ihn drängte, um die Antwort aus seinem Munde zu vernehmen. Er verschaffte sich etwas Raum, trat auf eine dem Palaste gegenüberliegende Altane und theilte von hier aus der Menge den erhaltenen Bescheid mit. Doch kaum waren die Worte aus seinem Munde, als ein wirres Geschrei erscholl: „Nein! nein! wir wollen kein Zaudern; augenblicklich muß das demokratische Ministerium eingesetzt werden!" Und Galletti wurde wiederum in den Palast geschickt, um diesen „festen und unabänderlichen Willen des Volkes" dort kundzugeben.

Der heilige Vater empfing diesmal den Hochverräther selbst, und voll Entrüstung über den beabsichtigten Zwang, aber auch voll Hoheit gab er zur Antwort: er habe das Recht und die Pflicht, die Wahl seiner Räthe mit Ruhe und Ueberlegung zu treffen, und so werde er es thun, nicht unter Zwang, noch auch nach dem maßlosen Begehren der Fordernden. Galletti hatte diese so weise als gerechte Antwort kaum hinterbracht, als die Rasenden darüber alsbald in so wüthende Aufregung geriethen, daß sie jede Rücksicht der Ehrfurcht und Scham beiseite legten und ihrem Ingrimm in Geberden und Worten auf die schändlichste Weise Luft machten. Die Soldaten jeder Waffengattung und die Bürgerwehrmänner zogen die Säbel und schwangen sie hoch in der Luft; dann rannten sie fort, um Gewehre zu holen, während der übrige Pöbel in seiner Art tobte und schrie: „Entweder das demokratische Ministerium oder die Republik! Will der Papst nicht, so werden wir handeln! Es lebe die Constituente! es lebe die provisorische Regierung!"

Von Minute zu Minute wuchs der Tumult, gefördert von ruchlosen Menschen, welche die ohnehin schon ergrimmten Gemüther durch Wort und That noch mehr zu erhitzen suchten. Von allen Seiten kamen nun Bewaffnete herbei: Carabinieri, Studenten und Bürgerwehrmänner; schon war der Platz und

der ganze Rücken des Hügels davon überfüllt. Alle nahmen rasch ihre Posten ein, vertheilten sich in Reihen und Haufen, spannten ihre Gewehre und warteten bloß auf einen Wink oder Vorwand, um zu offener Gewalt überzugehen.

Der Vorwand blieb nicht lange aus. Ein junger Mensch vom Corps der „Speranza" riß einem Wachtposten der Schweizer die Hellebarde aus den Händen, reichte sie den Umstehenden und ließ sie von diesen in Stücke zerbrechen. Das hatten die übrigen Schweizer nicht sobald gesehen, als sie auch schon ihre Lanzen drohend fällten. Das war genug. „Zu den Waffen!" schrie Alles, und „Tod den Schweizern!" Und kaum hatten diese sich in den Palast zurückgezogen und der nachdrängenden Menge das Thor vor den Augen verschlossen: da schlug wie auf Commando ein Hagel von Steinen plötzlich gegen die Fenster, und die Gewehre knatterten; man griff den heiligen Vater in seinem eigenen Palaste an! Popule meus, quid feci tibi?!

Im Nu waren die höchsten Stellen in der Nähe des Palastes von den Aufrührern besetzt; Andere machten sich daran, Bretter und Balken, Stühle und Karren, oder was ihnen sonst in die Hände fiel, wirr aufeinander zu häufen und die Straßen-Ausgänge damit zu verrammeln; wieder Andere legten an das weit hinten auf die Piusstraße ausmündende Palastthor Feuer an. Rasch eilten die Schweizer hieher, den Brand zu löschen und die Eindringenden zurückzuwerfen; und nun begann auf beiden Seiten ein lebhaftes Gewehrfeuer. Von den Angreifern fielen dabei mehrere; aber gleichzeitig ward an der Frontseite des Hauses einer von den Geheimsecretären des heiligen Vaters, Monsignor Palma, durch eine Kugel, die vom Platze aus durch das Fenster in eines der päpstlichen Vorzimmer drang, todt zu Boden gestreckt.

Und Pius selbst? wo war er und was that er? Er betete in der Kapelle. Kurz vor dem Ausbruche des Kampfes hatte er schmerzbewegt den fremden Gesandten geklagt: „Sie sehen, alle Welt hat mich verlassen. Wären Sie nicht um mich, und die Handvoll der Braven, die mich vertheidigen, so wäre ich allein." Die Gesandten hatten ihm darauf in edler Bewegung erklärt, daß sie gekommen seien, ihn zu beschützen und ihn nöthigenfalls mit ihren Leibern zu decken. Und Pius hatte ihnen für das Liebeswort innig gedankt und dann hinzugefügt: „Jetzt lassen Sie mich einen Augenblick in das Betzimmer treten. Mitten unter all den Trübseligkeiten darf ich doch nicht vergessen, daß ich der Mittler der Welt bin, die ein Recht hat auf meine Fürbitte." Er war noch nicht fortgegangen, da knallten die ersten Schüsse und klirrten die zertrümmerten Scheiben. Da wandte Pius sich schmerzvoll um: „Hatte ich nicht Grund zur Fürbitte? Ach, die armen Verführten! Für sie mein inbrünstiges Flehen."

Und Pius warf sich auf die Kniee und betete wie sein göttliches Vorbild: „Vater, vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie thun!" Pius betete für seine Feinde. Er betete fast eine halbe Stunde lang; und oft sah man ihn unter Thränen das Crucifix an Herz und Lippen pressen. Ein banges, wehmüthiges „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch von mir!" floß auch wohl darein; aber der Trost und die Stärkung, welche der Heiland am Oelberg gefunden, sie wurden auch Seinem frommen Statthalter zu Theil: als Pius aus der Kapelle trat, lag auf seinem schönen Antlitz ein ruhiger Friede, und sein seelenvolles Auge strahlte im Glanze des Gottvertrauens.

Unterdeß bemächtigte sich der „Volksverein" im Palaste Fiano thatsächlich der obersten Landesgewalt und schaltete mit derselben nach der übermüthigsten Willkür. Ganz eigenmächtig wurde hier unter der Leitung des alten Hochverräthers Sterbini ein „Sicherheitsausschuß" eingesetzt, und gegen Abend erließ der Verein einen Aufruf an das Volk, der von Anmaßung und Widersinn strotzte. „Das Vaterland ist in Gefahr" hieß es darin. „Bürgerblut hat unsern Boden befleckt. In diesem wichtigen Augenblicke müssen die guten Bürger sich der Landesrettung widmen. Der Volksverein nimmt daher die schwere Verantwortung auf sich, für's Erste die passenden Maßregeln zu treffen, und er ladet die guten Mitbürger ein, diese Verfügungen als den Ausdruck des wahren und obersten Willens des Volkes zu beachten.

Und in der That, es gelang diesen Rädelsführern, sich Alles unterthänig zu machen. Das Militär gelobte ihnen Gehorsam, das Bataillon der „Hoffnung" versah den Wachedienst am Palaste; Berittene hielten sich bereit, die Weisungen des Vereins nach allen Seiten hin zu überbringen; Sterbini selbst begab sich aus Freude und zum Danke in die verschiedenen Kasernen; und dann schrieb er Depeschen, gab er Befehle und erließ er Gesetze, als wäre er der gesetzlich ernannte, über Leben und Tod gebietende Dictator.

Das Gefecht zwischen den Aufrührern vor dem Quirinal und den sechsundsechzig — so viel waren es nur — treuen Schweizern im Innern war unterdeß immer heftiger geworden. Zuletzt ließ man Kanonen gegen das Hauptthor auffahren, mit der Drohung, man werde das Thor niederschießen und alles Lebendige in dem Palaste, den Papst mit eingeschlossen, niedermachen, wenn die Forderungen des „Volkes" nicht sofort bewilligt würden.

Wir möchten gern zweifeln, ob diese schmachvolle Drohung wirklich ausgestoßen wurde, und ob sie mehr als ein bloßer Schreckschuß war. Allein von Ohrenzeugen wird ihre Wahrheit verbürgt, und andere Thatsachen lassen an ihrem bösen Ernste nicht zweifeln. Denn nicht genug, daß man den Palast der

Consulta stürmte, um sich an dem Cardinal Lambruschini zu vergreifen, und daß man, da man ihn selbst in seinem Verstecke nicht fand, Bett und Kleider mit Dolchen durchstach und alles Hausgeräth wüthend zertrümmerte: auch in das Wohnzimmer des heiligen Vaters wurden von Zeit zu Zeit Schüsse abgefeuert, und auf den vorspringenden Höhen, dem Quirinal gegenüber, standen den ganzen Nachmittag hindurch vier Meuchelmörder, die mit gespanntem Gewehre nur auf den Augenblick warteten, wo sie hinter den Fenstern irgendwo den Papst entdecken und auf ihn zielen könnten.

Der Einbruch der Dunkelheit brachte einigen Stillstand. Diesen Augenblick benutzten die Rädelsführer, um nochmals Einlaß zu erhalten und dem Papste vorzustellen: „Für die kommende Nacht und den folgenden Tag stehe das Aergste zu befürchten, wenn er nicht nachgebe. Nur eine Stunde Bedenkzeit könnten sie vergönnen. Werde das Ultimatum dann nicht angenommen, so sei das Volk fest entschlossen, den Quirinal zu stürmen, und alle darin befindlichen Personen, mit alleiniger Ausnahme des Papstes, über die Klinge springen zu lassen." Um eins der fluchwürdigsten Verbrechen, die man auf Erden begehen kann, zu hindern, gab der heilige Vater nach.

Sobald er die Hochverräther entlassen, rief er die Gesandten zu sich und sprach dann in tiefer Bewegung, die sich allen Umstehenden mittheilte: „Um den blutigen Zusammenstoß für morgen zu vermeiden, habe ich die Bedingungen angenommen, welche die Gewalt mir vorschrieb. Ich bin ein Gefangener in meinem Hause. In dieser Stunde, wo ich jeder Stütze und aller Macht beraubt bin, kann mir nur das eine Ziel vorschweben, daß kein Tropfen Bruderblutes um meinetwillen vergossen werde. Aus diesem einzigen Grunde gebe ich nach. Aber zugleich sollen Sie, meine Herren, und soll ganz Europa es wissen, daß ich nicht einmal dem Namen nach Theil habe an der künftigen Regierung, und daß ich ihr gänzlich fremd bleiben will. Ich habe mich dagegen verwahrt, daß man meinen Namen mißbrauche, und habe befohlen, daß man sich desselben nicht einmal in den gewöhnlichen Formeln bediene." Einen Tag später schloß einer von den Anwesenden, der französische Gesandte, seinen amtlichen Bericht über den Schreckenstag mit den Worten: „Die Autorität des Papstes ist jetzt durchaus Null. Er regiert nur noch dem Namen nach, und alle seine Handlungen sind von nun an als erzwungene anzusehen."

Pius war nur der Gewalt gewichen. Um seinen Namen nicht schänden zu lassen, war er vollständig zurückgetreten. Er hatte factisch abgedankt, und von diesem Augenblick an mußte es einzig sein Streben sein, nicht mehr der Gefangene von Hochverräthern, nicht mehr die Geisel der Revolution zu sein, sich aus ihren Händen und aus ihrem Machtbereiche zu retten.

Gefangen war er vollständig. Die neuen Revolutionsminister — Galletti, Mamiani, Muzzarelli, Sterbini, Campello, Lunati, Sereni — begannen damit, eine Abtheilung der eidbrüchigen Bürgerwehr als „Ehrenwache" in den Palast zu schicken. Am nächsten Morgen wurde dann die Schweizerwache vollständig entwaffnet und aufgelöst. Selbstredend warf sich auf diese treue Schaar aller Ingrimm und Haß: fast muß man es noch als menschliche Regung bezeichnen, daß sie in den Vatican eingeschlossen und nicht der Pöbelwuth preisgegeben wurde. Nun drang die Bürgerwehr bis in die päpstlichen Vorzimmer, und ihre Späheraugen sorgten dafür, daß Niemand bei dem hohen Gefangenen ein- oder ausging, ohne daß die Gewalthaber es gleich erfuhren. Nur durch die Vertreter der Höfe konnte Pius noch ein Wort nach auswärts gelangen lassen; sonst war er vollständig abgesperrt, jedes Rathes und Beistandes entblößt, und nicht bloß als weltlicher Herrscher thatsächlich abgesetzt, sondern auch vollständig der Möglichkeit beraubt, seine Pflichten und Rechte als geistlicher Vater der ganzen Christenheit auszuüben.

Dazu kam noch, daß die Kammer der Abgeordneten mit Hohn den Antrag zurückwies, dem Papste die Gesinnungen der Ergebenheit und Verehrung zu bezeugen; daß die vom Quirinal jubelnd abziehende Menge mit bedeutsamer Drohung gerufen hatte: „Es lebe Pius allein"; daß ferner ganz allgemein für den 27. Nov. ein neuer Schreckenstag angekündigt wurde, an welchem man den Papst nach dem Lateran abführen wolle: zum Zeichen, daß er fortan ein bloßer Bischof sei und nichts thun dürfe, als „beten, segnen und verzeihen".

So war es begreiflich, daß der heil. Vater den hochgestellten Prälaten kundgeben ließ, sie möchten doch an ihre Sicherheit denken und sich der drohenden Lebensgefahr durch die Flucht entziehen. In der That flohen alle Cardinäle bis auf drei, und Allen gelang es, freilich nur unter den verschiedenartigsten Verkleidungen, sich über die Grenze zu retten. Und ferner war es begreiflich, daß die Gesandten von Tag zu Tag inständiger in den Papst drangen, er möge sich der schmachvollen Kerkerhaft, die seiner selbst so unwürdig und dem Wohle seiner Unterthanen wie dem Wohle der ganzen Kirche so nachtheilig sei, doch mit ihrer Hülfe und unter ihrem Schutz entziehen.

Es dauerte mehrere Tage, schwere und bittere Tage, bis Pius sich zu dem entscheidenden Schritte entschließen mochte. Da kam ihm plötzlich ein unverkennbarer Wink der göttlichen Vorsehung, er ging darauf ein, und mit Gottes Hülfe wurde er gerettet und Rom vor dem fluchwürdigsten aller Verbrechen bewahrt.

Elftes Capitel.

Flucht und Rettung.



Am 22. November erhielt der heilige Vater durch geheime Vermittelung einen Brief und ein Päckchen von dem hochbetagten Bischofe Peter Chatrousse von Valence in Frankreich. In dem Briefe aber stand Dieses:

Heiligster Vater! Der große Papst Pius VI. pflegte während seiner ganzen Verbannung, und besonders in Valence, wo er starb, das allerheiligste Sacrament auf der Brust zu tragen. Aus diesem hochheiligen Schatze schöpfte er Leitung für seine Schritte, Stärke in den Widerwärtigkeiten, Trost in den Trübsalen, und für den Gang in die Ewigkeit hatte er so die heilige Wegzehrung stets bereit. Die kleine Büchse aber, welche nach vollkommen sicheren und verbürgten Zeugnissen zu einem so frommen und denkwürdigen Gebrauche diente, ist jetzt in meinem Besitze, und ich gebe mir hiermit die Ehre, sie Ew. Heiligkeit als Geschenk zu übersenden. Als Erbe des Namens, des Glaubens, der Tugend, des Muthes und vielleicht auch der Leiden des sechsten Pius werden Ew. Heiligkeit gewiß einigen Werth auf diese freilich bescheidene, aber kostbare Reliquie legen, die indeß hoffentlich nicht wieder dieselbe Bestimmung bekommen wird. Allein wer kennt die geheimen Rathschlüsse Gottes und die Prüfungen, für welche die göttliche Vorsehung Ew. Heiligkeit vielleicht aufbewahrt? Darum lasse ich die Büchse in dem kleinen seidenen Beutel, in welchem Pius VI. sie trug. Beides, Büchse und Beutel, sind noch ganz in dem nämlichen Zustande, in welchem sie damals waren ...

Der Brief war in dem fernen Valence geschrieben am 15. November, am Tage der Ermordung Rossi's; er kam in die Hände des Papstes, als dieser in Folge jener Unthat und der späteren Greuel sich mit dem Gedanken an Flucht trug. War das keine Fügung des Himmels? Pius wenigstens faßte es mit frommer Dankbarkeit und innigem Vertrauen so auf, tief ergriffen warf er sich

unmittelbar nach der Durchlesung des Briefes vor dem Tabernakel in seiner Hauskapelle nieder, betete, weinte und erhob sich dann mit dem festen Entschlusse, den Palast und Rom zu verlassen.

Cardinal Antonelli, der während all dieser Schreckenstage in der nächsten Umgebung des Papstes gewesen, war der Erste, welcher den Entschluß erfuhr. Sofort theilte er ihn den Gesandten, auf deren Hülfe und Verschwiegenheit zu rechnen war, mit. Außer ihnen wurden noch die treuesten Diener in das Geheimniß gezogen. Man wurde bald einig, daß die Fahrt nach Frankreich zu gefährlich sei, weil die Hafenstadt Civitavecchia wahrscheinlich den Rebellen gehorche. So schien es am besten, vor allem Andern die neapolitanische Grenze zu erreichen. Der Plan wurde im Einzelnen genau verabredet, und am 24. November — es war ein Freitag — sollte die Ausführung stattfinden.

Am Abend dieses Tages gegen fünf Uhr erschien in glänzender Equipage, Läufer voran, der Botschafter Frankreichs, Herzog von Harcourt, am Quirinal, und verlangte eine Audienz bei Sr. Heiligkeit, mit welcher er noch diesen Abend Sachen von der höchsten Wichtigkeit zu besprechen habe. Den Vertreter der französischen Republik durfte man nicht wohl zurückweisen; er wurde in das Arbeitszimmer geleitet und dort mit Pius allein gelassen.

Zwei Stunden schon dauerte die Conferenz, und noch immer drang ab und zu ein Ton von der lauten Stimme des Herzogs in das Vorzimmer. Endlich, gegen sieben Uhr Abends, trat er aus der Thüre und bemerkte den Bedienten und Wachen im Vorbeigehen mit festem, befehlendem Tone: „Der heilige Vater hat Ruhe nöthig. Er hat sich zurückgezogen. Man störe ihn nicht!" Die Gefangenwärter verneigten sich und — gehorchten.

Was aber war inzwischen geschehen? Sobald die Thüre des Cabinets sich hinter dem einführenden Kammerherrn geschlossen hatte, nahm der Herzog sich kaum die Zeit, den heiligen Vater ehrerbietigst zu begrüßen; er beschwor ihn nur, ja keinen Augenblick zu verlieren. Unverzüglich trat Pius in sein Schlafgemach, und vertauschte dort mit Hülfe seines treuen Hausmeisters Filippani die päpstlichen Gewänder mit der schlichten schwarzen Priesterkleidung. Thränen flossen dabei über seine Wangen. Das Herz des guten Hirten war zerrissen, daß seine Schafe ihm so untreu geworden, daß sie alle seine Liebe und Sorgfalt verschmäht, und daß er sie nun in den Händen reißender Wölfe zurücklassen sollte. In tiefer Bewegung sank er am Bette in die Kniee, bedeckte sein Antlitz mit den Händen und betete — mehr für seine geliebte Heerde als für sich selbst. Das inbrünstige Gebet verfehlte auch die Wirkung nicht; freilich mußte der besorgte Filippani mahnen, daß die Minuten allzukostbar seien,

um ein längeres Beten zu gestatten; dann stand der heilige Vater wunderbar gekräftigt auf, und rasch war der Kleidungswechsel beendigt.

So kehrte er in schwarzer Priesterkleidung zu dem Herzoge zurück, der ihm noch Muth einsprach, sich den apostolischen Segen erbat und dann zur Abreise drängte. Filippani nahm unterdeß die nothwendigsten Sachen — ein Päckchen mit geheimen Papieren, die Siegel, das Brevier, etwas Weißzeug, eine Schachtel mit goldenen Medaillen u. dgl. — zu sich unter den Mantel. Der Herzog selbst blieb ruhig in dem Zimmer und beschäftigte sich, sobald das Rollen des forteilenden Wagens ihn etwas freier athmen ließ, mit den aufliegenden Zeitungen. Von Zeit zu Zeit las er ein paar Sätze aus denselben laut und lebhaft, auf daß die mißtrauischen Wachen ihn ja noch mit dem Papste im Gespräche glauben sollten. Dadurch und durch seinen schließlichen Ruhebefehl hielt er glücklich viele Stunden lang jeglichen Argwohn fern. Pius hatte die Thore Rom's und die Grenzen des Kirchenstaates längst hinter sich, ehe man seine Entfernung aus dem Paläste nur merkte.

Ohne Hindernisse und Gefahren ging die Flucht freilich nicht ab. Nachdem Pius die Büchse seines Vorgängers mit dem allerheiligsten Sacramente als das kostbarste Schutzmittel auf seiner Brust verborgen hatte, ging er in Filippani's Begleitung durch geheime Gänge zu der versteckten, seit Jahren nicht mehr gebrauchten „Schweizerthür", vor welcher ein vertrauter Diener Wache hielt. Als man diesem das verabredete Zeichen gab, daß er die Thüre öffne, zeigte sich gleich das erste Hinderniß: man hatte in der Verwirrung vergessen, die Thüre vorher aufzuschließen. Die Gefahr der Entdeckung war groß; doch verlor Pius den Muth nicht mehr: während Filippani nach den Schlüsseln suchte, warf er sich auf die Kniee und betete.

Endlich waren die Schlüssel gefunden und die schweren Riegel zurückgeschoben. Niemand hatte die verdächtigen Gestalten auf dem abgelegenen Gange entdeckt; ungesehen kamen sie auf eine der großen, von den päpstlichen Wohnzimmern schon weit entfernten Treppen, stiegen dieselbe hinunter und gelangten so auf einen der innern Höfe. Dort stand der Wagen schon bereit. „Gute Nacht, Freunde!" rief Filippani unbefangen den wachthabenden Offizieren der Bürgerwehr zu. „Gute Nacht, Filippani!" antworteten sie arglos, ohne den Mann im runden Hut und dunklen Mantel, der mit dem Hausmeister an den Wagen trat, sonderlich zu beachten. Doch beinah hätten sie achtsam werden müssen. Denn ein vertrauter Diener, der am Wagenschlage stand, vergaß in seiner Ehrfurcht, daß er den Papst nicht kennen dürfe; dem Brauche gemäß ließ er sich auf ein Knie nieder. Auf einen Wink des Papstes erhob er sich in-

deß sofort. Glücklicher Weise hatte die Wache nichts von seinem unbedachten Thun gesehen, wie es überhaupt fast einem Wunder gleichkommt, daß bei dem sonst so allgemein herrschenden Verrathe keiner von den mehr als zwanzig dienenden Personen, die man nothgedrungen in's Geheimniß ziehen mußte, den Fluchtplan verrieth, und daß ebenfalls keiner durch ungeschicktes Sprechen oder Handeln bei den Kerkerwärtern Verdacht erweckte.

Indeß, auf Schritt und Tritt waren Spione und Verräther zu befürchten. Deshalb ließ Filippani den Kutscher nicht den geraden Weg, sondern verschiedene Nebenstraßen einschlagen, bevor man beim Forum Trajanum in die Via Alessandrina einbog, am Colosseum vorüberjagte und so die nah' am Thore belegene Kirche der heiligen Märtyrer Petrus und Marcellin erreichte.

Welcher Wechsel der irdischen Dinge! Kaum acht Jahre waren verflossen, da fuhr eines Tages der neue Cardinal Mastai in glänzendem Aufzuge zu der fernen Kirche des heil. Exorcisten Petrus und des heil. Priesters Marcellinus, um von dieser seiner Titelkirche feierlich Besitz zu nehmen. Wer dem bescheidenen Bischofe Imola's damals gesagt hätte, daß er acht Jahre später die nämliche Fahrt machen werde, und zwar als Herr der Christenheit, vom päpstlichen Palaste aus, aber trotzdem oder vielmehr deshalb — auf weiten Umwegen, durch enge Gassen, in Verkleidung, auf der Flucht, zur Rettung aus der Haft, zum Schutze gegen seine eigenen Unterthanen!

Vor der Kirche hielt der Wagen des bayerischen Gesandten, Grafen Karl von Spaur, der eine nothwendige Reise an den neapolitanischen Hof vorgeschoben hatte, um ohne Verdacht Rom verlassen und den heil. Vater beschützen zu können. Der edle Graf hatte schon lange in höchster Besorgniß über die Verzögerung hier gewartet. Pius drückte seinem treuen Filippani mit dankbarer, doch wortloser Rührung zum Abschiede die Hand, dann stieg er in den Wagen des Grafen, und fort ging es zum Thore San Giovanni. „Wer da?" rief die Wache. — ‚Der Gesandte Bayerns nebst dem Doctor Alertz.' — „Wohin?" — ‚Nach Albano.' — „Passirt!" — Eine Secunde später befand sich Pius außerhalb der Thore seines geliebten, undankbaren, armen Rom's. Schweigend wandte er sich um, warf einen letzten Blick auf die theure Stadt, seufzte tief auf und verharrte dann in Schweigen, bis Albano erreicht war.

Hier war am Morgen schon die Gräfin Therese Spaur mit ihrem vierzehnjährigen Sohne Maximilian und dessen Hofmeister, dem jungen Regensburger Priester Sebastian Liebl, angelangt. Die edle Frau schwebte in Todesangst, als der Wagen ihres Gemahls mit dem heil. Vater nicht zu der festgesetzten Stunde ankam; schon glaubte sie Alles verloren. Endlich meldete ein Bote:

der Graf habe einen andern Weg eingeschlagen und erwarte seine Familie bei Ariccia. Schnell eilte die Gräfin nach. Doch wer schildert ihren Schrecken, als sie, endlich bei dem Wagen angelangt, diesen von fünf berittenen Soldaten umgeben und den heil. Vater am Geländer eines Grabens neben einem dieser Häscher stehen sah!

Die Angst benahm ihr fast die Sinne. Indeß, mit rascher Fassung wandte sie sich mit lautem Unwillen an den Grafen und den „Doctor": daß sie so lange hätten auf sich warten lassen, da sie doch wüßten, wie sehr das Nachtreisen ihr verhaßt sei. Dann ließ sie sich mit den Soldaten in's Gespräch; denn diese wollten absolut den Wagen des Gesandten auf den bei Nacht zumal unsicheren Wegen begleiten, und es kostete Mühe genug, sie davon abzubringen. Endlich konnte man einsteigen. In dem Wagen nahmen die Gräfin, der angebliche Arzt, der junge Graf und dessen Hofmeister Platz; der Graf und dessen Kammerdiener setzten sich zu dem Kutscher.

Noch einmal erschrak die Gräfin: der heilige Vater hatte in der Eile vergessen, seine weißen Strümpfe mit schwarzen zu vertauschen; er hatte auch die Vorsicht nicht gebraucht, durch eine Brille sein unvergleichliches Auge unkenntlich zu machen. Wie leicht konnte da einer der Soldaten sich seines Gesichtes erinnern! Indeß, der Wagenschlag fiel zu, ohne daß die Verhüllung bemerkt wäre, die Soldaten wünschten freundlich „Glückliche Reise!" und machten Kehrt, und unser Sechsspänner flog im Galopp der Grenze zu.

Von dieser Fahrt hat uns die Gräfin selbst erzählt. „Der heilige Vater — so schrieb sie einer Freundin — saß im Fond des Wagens, ihm gegenüber P. Liebl, zu seiner linken Seite ich, mir gegenüber mein Sohn ... In den ersten Augenblicken gab ich mir alle Mühe, meine Bewegung zu bemeistern; aber bald war es mir unmöglich, meine Gefühle noch länger zurückzudrängen, und ohne Rücksicht auf die Schicklichkeit sagte ich dem heiligen Vater, welche Mühe es mich koste, an mich zu halten und nicht vor dem ehrwürdigen Statthalter Jesu Christi, welcher überdies den allerheiligsten Leib unsers Erlösers auf dem Herzen trage, in die Kniee zu fallen. Der heilige Vater hatte gütig Mitleid mit dieser Aufwallung des Gefühles, und gab mir zur Antwort: ‚Ruhig, meine Tochter! Fürchten Sie nichts; Gott ist mit uns!'

„Auf dem ganzen Wege flehte er unabläßig zum Heilande für seine Verfolger und betete zusammen mit P. Liebl das Brevier und andere Gebete. Gegen sechs Uhr Morgens kamen wir nach Terracina. Bald darauf bat der heilige Vater mich, ihn aufmerksam zu machen, wenn wir an der Grenze beider Staaten seien. Als ich sagte: ‚Heiliger Vater, wir sind da!' vergoß er mit tiefbeweg-

tem Herzen Thränen und dankte dem barmherzigen Gotte für die Rettung mit dem schönen Lobgesange, welchen die Kirche zur Danksagung zu beten pflegt."

Pius war also gerettet. Mochte er fortan auch von den Beamten oder von dem Volke erkannt werden: den Händen der römischen Hochverräther und Meuchelmörder war er glücklich entronnen. Wir dürfen wohl vermuthen: das Tedeum, welches er jetzt anstimmte, galt nicht so sehr dem Danke für die Rettung seiner eigenen Person, als vielmehr der Freude, daß der Heiland fernere gräßliche Verbrechen gegen Seinen Stellvertreter gnädig verhütet habe.

Die Zollvisitation in Fondi, der ersten neapolitanischen Station, ging ohne Unannehmlichkeiten vor sich. Hinter Fondi begegneten dem hohen Flüchtlinge Cardinal Antonelli und der spanische Gesandtschaftssecretär Arnao, die zur Prüfung der Sicherheit des Weges insgeheim einen Tag vorausgereist waren. Man fuhr zusammen bis Mola, wo der heilige Vater die kurze Rast des Umspannens der Pferde dazu benutzte, um in der Villa di Cicerone einen Brief an den König von Neapel zu schreiben. Auch vermochte ihn die Gräfin dazu, eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Seit der Abfahrt hatte er außer einigen Tropfen Pomeranzensaftes nichts mehr genossen, und die Nacht hindurch hatte er nur ganz kurze Zeit leise geschlummert.

Mit dem Briefe reiste Graf Spaur unverweilt nach Neapel, nachdem er seinen Paß gegen den des Ritters Arnao ausgetauscht hatte. Gegen Mitternacht kam er in die Stadt, meldete sich beim Nuntius und gelangte durch dessen Vermittelung noch in der Nacht zum Könige. Ferdinand II. las den Brief des heiligen Vaters und ließ sich von den übrigen Vorfällen durch Spaur unterrichten. Weinend vor Schmerz über die Bedrängniß des Vaters der Christenheit, doch zugleich weinend vor Freude, daß der Bedrängte seine Zuflucht zu ihm genommen, eilte der König auf der Stelle in das Schlafgemach seiner Gemahlin und in das seiner Kinder und rief: „Stehet rasch auf! wir haben den Papst in Gaëta, und noch diese Nacht müssen wir zu ihm, um zu seinen Füßen ihm unsere Liebe zu beweisen."

Für den Papst und seine Begleiter war zu Mola des Bleibens nicht; nur ein einziges kleines Zimmer fand sich in dem Gasthause unbesetzt. So fuhren die Flüchtlinge nach der Festung Gaëta. In einem unansehnlichen Hause, dem sogen. „Giardinetto" oder „Gärtchen", wurden mit Mühe vier kleine Zimmer frei gemacht: eins für den Papst, eins für Antonelli und Arnao, eins für die Gräfin, eins für den jungen Grafen und dessen Hofmeister.

Schon am Thore war den Reisenden befohlen, sich sofort dem Commandanten der Festung vorzustellen. Unverzüglich ging Arnao mit Antonelli dahin

und übergab ihm — den Paß des Grafen Spaur. Das wäre bald schlimm genug abgelaufen. Denn kaum hatte der Commandant — es war General Groß, ein geborner Schweizer — einen Blick auf den Paß geworfen, als er den angeblichen Gesandten Bayerns in — deutscher Sprache anredete. Davon verstand aber der Spanier kein Wort, und mit höchst verlegener Miene suchte er seine und seines angeblichen Secretärs Antonelli Unkenntniß zu erklären. Das gelang nur schlecht, und der ehrliche Schweizer, der sofort gegen die neugierigen Besucher der Festung Verdacht schöpfte, gab alsbald Weisung, sie im Giardinetto streng zu bewachen. Wenig fehlte, so hätte er die vermeintlichen „Spione" einsperren lassen. Sein Verdacht stieg noch höher, als er bald darauf vor dem Hafen ein französisches Kriegsschiff entdeckte.

Noch war der General, auch nachdem die Gräfin ihm einen Besuch abgestattet und ihm die Vertauschung der Pässe eingestanden, von seinem Argwohne nicht befreit, da kommt gegen Mittag des folgenden Tages eine Ordonnanz mit der Meldung: die Festungswache signalisire drei Dampfboote von Neapel. Ein paar Augenblicke später meldet ein zweiter Bote: auf einem der Dampfer wehe das königliche Banner. Noch einige Augenblicke, und ein dritter Courier verkündigt fast athemlos: auf dem einen Dampfer befinde sich der König selbst. Ganz verwirrt vor Ueberraschung eilt der Commandant nach dem Hafen, wo sein königlicher Herr bereits aus dem Schiffe in ein Boot gestiegen ist und eben mit seiner Familie den Hafendamm betritt.

„Wo ist der Papst?" frägt König Ferdinand hastig den verblüfften General. — ‚Der Papst? Sire, der Papst ist hier nicht.' — „Nicht hier? Gewiß ist er hier." — ‚O, Majestät, wenn er hier ist, dann kann er nur dort auf dem französischen Dampfer sich befinden, der diese Nacht ankam und ganz wider Brauch und Sitte drei Salutschüsse abfeuerte. Ich wollte es ihm schon vergelten; Gott sei Dank, daß ich es nicht gethan, nun der heilige Vater an Bord ist.' — So sprudelt der brave Schweizer heraus, ganz entzückt über die Lösung des Räthsels, bis Antonelli dazu kommt und dem Könige das Geheimniß enthüllt. Baron Groß glaubte zu träumen, und in die Erde hätte der tapfere Vertheidiger Palermo's sinken mögen, als sein König lächelnd sagte: „Bravo, bravo, mein lieber Groß! Sie sind ja sehr wachsam, haben den Papst in der Festung und wissen es nicht! O, das ist ein wackerer Commandant!"

Die Königin hatte sich mit ihren Kindern inzwischen bereits in das königliche Schloß begeben. Jetzt ersuchte Ferdinand den Cardinal, auch den Papst dorthin zu geleiten; er selbst blieb währenddeß draußen. Auf den Stock Liebl's gestützt, ging Pius in Antonelli's und Arnao's Begleitung in's Schloß; am

Eingang empfing ihn der König mit ehrerbietigem Kniefall und Fußkuß, vor Rührung in Thränen ausbrechend. Am Fuße der Treppe wiederholte sich dieselbe Scene mit der Königin und den Kindern. Der heil. Vater wurde in die besten Gemächer geleitet, und sobald König Ferdinand der ersten Bewegung Herr geworden, bot er seinem hohen Gaste mit Worten der kindlichsten Liebe und Verehrung sein Schloß, sein Land, seine Heeresmacht, Alles was er nur sein eigen nenne, zum Schutze an. Und dann beschwor er ihn mit der glühendsten Beredtsamkeit: er möge doch in Frankreich oder Spanien nicht seine Zuflucht suchen; hier in Gaëta, an diesem ruhigen, gesunden und vollkommen sicheren Orte möge er bleiben; seiner italienischen Heimath möge er das Leid nicht anthun, daß es seinen Papst verloren; dem Vaterlande möge er den Ruhm doch lassen, daß es ihn beschirmt und geschützt.

Der heilige Vater schenkte den eindringlichen Bitten des frommen Königs Gehör; er beschloß in Gaëta zu bleiben. So wurde die kleine arme stille Festung auf beinah Jahresdauer zum Mittelpunkte der christlichen Welt, sie trat an die Stelle des großen reichen Rom. Denn wo Petrus ist, da ist die Kirche, da ist Rom. Was aber wurde aus dem von Petrus-Pius verlassenen Rom?

Zwölftes Capitel.

Rom ohne Petrus.



err von Harcourt hatte den Quirinal längst verlassen, da standen die Wachen noch immer unter dem Eindrucke seines Befehles, daß man den Papst nicht stören solle. Glücklicherweise entging es ihnen auch, daß ein Kammerprälat, der die geheime Thür offen sah, in seiner Bestürzung laut rief: „Der heilige Vater ist fort!" und nur mit Mühe von einem Eingeweihten zur Ruhe gebracht wurde. Die ehrsamen Bürgerwehrmänner spazierten die ganze Nacht hindurch und den folgenden Morgen mit Säbel und Gewehr die langen Corridore auf und nieder, und hielten voll Selbstgefühl und Uebermuth „den

Papst gefangen." Die dienstthuenden Kammerherren gingen ja ganz wie gewöhnlich aus und ein, Speise und Trank wurde auch in die päpstlichen Zimmer gebracht: wie konnte da etwas Besonderes vorgefallen sein? Sollten die pfiffigen Leute, die der liebe Gott für diese Stunden noch mit besonderer Blindheit geschlagen zu haben schien, die Rettung ihres Opfers überhaupt erfahren, so mußte Pius es ihnen wohl selbst anzeigen. Und das war geschehen.

Am nächsten Morgen kurz vor Mittag wurde dem Hoffourier Marchese Sacchetti ein Brief des Papstes übergeben, worin er dem Minister Galletti und dessen Collegen seine Abreise kundgab und ihnen die Sorge für die öffentliche Ruhe und Ordnung sowie den Schutz der apostolischen Paläste anbefahl. Die Rebellenhäupter glotzten sich bei dieser Kunde an, als wären sie vom Blitz getroffen. In der That war ihnen mit dem Papste geradezu Alles genommen: Stab und Stütze, Werth und Hoffnung, Rückhalt und Zuflucht. Voran mußten sie freilich in ihrem verzweifelten Unterfangen, aber jetzt konnten sie sich nur noch in den Strudel stürzen wie Einer, der gewiß ist, daß er schließlich von dem Wirbel in die Tiefe hinabgerissen werden und dort elend verderben muß.

Was ging die katholische Welt das Rom ohne den Papst noch an? Bis dahin hatte sie mit schmerzlichster Theilnahme ihre Augen der christlichen Welthauptstadt zugewandt; sie barg ja in ihren Mauern das theure Haupt dieser Welt, und sie barg denselben als „Kreuz vom Kreuze" verhöhnt, verfolgt, gefangen, vielleicht gemartert und getödtet. Diese Millionen Augen voll liebreicher Theilnahme wandten sich jetzt mit zärtlicher Freude nach Gaëta, nicht mehr nach Rom; für Rom behielten sie nur noch jenes Mitleid, welches der sündige Verbrecher einflößt; vorherrschend aber war der Abscheu, mit welchem das Verbrechen selbst erfüllt. Und es war ja keine Secunde daran zu denken, daß dieser Abscheu ein stummer und thatloser bleiben werde. Sobald es nur offenkundig wurde, was den Papstkönig seiner Herrschaft beraubt habe, ebensobald mußten sich — das war vorauszusehen — auch tausend und aber tausend Hände in Bewegung setzen, um ihm seinen Thron zurückzugeben und alle die verübten Schandthaten und Greuel zu rächen.

Deshalb war es auch eine der ersten Schritte der römischen Gewalthaber, sobald sie sich von ihrer Betäubung nur in etwa erholt hatten, daß sie alle Mittel in Bewegung setzten, um den Papst zur Rückkehr zu vermögen. Natürlich vergebens; wie hätte Pius sich auf's neue den Händen von Hochverräthern, Gottesschändern und Mördern überliefern mögen!

Damit aber Jeder es erfahre, warum er geflohen, erhob er schon am

27. Nov. von dem friedlichen Gaëta aus in einem öffentlichen Aufruf seine Stimme „vor dem Angesichte Europa's und der ganzen Welt."

Die wider ihn vollführten Gewaltthaten — sagte er darin — und die offenbare Absicht der Meuterer, noch andere Excesse zu verüben, hätten ihn gezwungen, sich zeitweilig von seinen allezeit geliebten Unterthanen zu entfernen. Zur Ausübung seiner hohepriesterlichen Rechte und Pflichten bedürfe er voller Freiheit, und die katholische Welt habe mit Recht zweifeln dürfen, ob ihm diese Freiheit nicht genommen sei. Auf's tiefste betrübe ihn der Undank seiner Kinder; doch erkenne er darin die Hand Gottes, die ihn treffe, weil er für seine und seiner Völker Sünden zu büßen habe ... Wie er es in Gegenwart des diplomatischen Corps schon im ersten Augenblicke gethan, so müsse er jetzt wiederholt Protest erheben gegen die ihm zugefügte Gewalt, und müsse nochmals feierlich alles für null und nichtig erklären, was in Folge jener Gewaltthätigkeit geschehen sei ... Um die Verwaltung Rom's nicht ohne Haupt zu lassen, ernenne er eine Regierungs-Commission, bestehend aus folgenden Männern: Cardinal Castracane als Präsident, Msgr. Roberti, Fürst Roviano, Fürst Barberini, Graf Bevilacqua, Graf Ricci und General Zucchi ... Schließlich wolle und befehle er, daß man Tag für Tag inständig bete, sowohl für seine niedrige Person, wie besonders für seinen Staat und für Rom, wo immerdar sein Herz bleiben werde, welcher Winkel in dem Schafstall Christi ihm auch Obdach geben möge. Seinerseits werde er vor Allem die unbefleckte Jungfrau, als die Mutter der Barmherzigkeit, und die heiligen Apostel Petrus und Paulus um ihre Fürbitte anrufen, daß der allmächtige Gott alles Unglück von Rom und dem Kirchenstaat gnädig abwende.

Den römischen Gewalthabern kam dieser päpstliche Protest sehr ungelegen. Anfangs suchten sie die Existenz desselben zu verheimlichen; allein das war unmöglich. Dann gaben sie sich den Anschein, als hielten sie das Document für unecht, da es „von keinem Minister gegengezeichnet" sei; das war lächerlich. Endlich ließen sie sich durch die Kammer, deren sofortige Auflösung Pius anbefohlen hatte, ein Vertrauensvotum geben und den Protest für nichtig erklären. Das Letztere geschah am 7. Dec., nachdem schon dreimal nacheinander, aber alle drei Male vergebens, Deputationen nach Gaëta gesandt waren, um den Papst zur Rückkehr zu vermögen oder doch irgend welche Anerkennung der bestehenden Gewalt durch List und Trug von ihm zu erlangen.

Die erste Deputation nahm Pius gar nicht an. Schon an der neapolitanischen Grenze wurde sie zurückgehalten, und als sie ihr Gesuch dem Grenzbeamten schriftlich übergab, erhielt sie ein paar Tage darauf von dem neuernannten Staatssecretär, Cardinal Antonelli, ebenfalls schriftlich zur Antwort: was den heil. Vater zur Flucht veranlaßt habe, sei in dem Erlaß vom 27. Nov. klar

genug ausgesprochen; dieselben Gründe beständen für ihn heute noch; und mit Abgeordneten eines abgesetzten Ministeriums und einer aufgelösten Kammer habe er nichts zu thun.

Nun sandte man, klüger gemacht, den Hoffourier Marchese Sacchetti hin, einen treugesinnten Anhänger des Papstes. Der brachte statt aller Antwort nur einen Abdruck des Motuproprio vom 27. November mit.

Eben so fruchtlos blieb eine dritte Deputation, welche unter scheinbarer Anerkennung des Erlasses vom 27. Nov. die — Entlassung der Minister einreichte. Der heil. Vater ging aber nicht in die Falle; er gab gar keine Antwort, und so konnten sie nicht mit der Behauptung auftreten, daß durch die Annahme der Entlassung ihre bisherige Amtsführung als gesetzlich anerkannt sei.

Jetzt ging die Kammer dazu über, am 11. December ihrerseits eine Regierungs-Commission zu ernennen, bestehend aus den Bürgermeistern von Rom, Ancona und Bologna. Als der Letztere die Wahl nicht annahm, trat Galletti an seine Stelle. Schon am 17. December protestirte Pius feierlich gegen die Rechtsbeständigkeit dieser „provisorischen päpstlichen Staatsjunta."

Mittlerweile waren die Dinge aber schon den bisherigen Gewalthabern über den Kopf gewachsen. Nicht die Minister, noch die Kammern, noch auch das Triumvirat regierten mehr; die factische Gewalt war in den Händen der Clubs, und diese wurden beherrscht von den Abenteurern und Revolutionären, die nach den blutigen Novembertagen aus allen Theilen Italiens wie die Raubvögel über Rom herfielen. Unter denselben befand sich Garibaldi. Vergebens suchte Mamiani von den Kammern einen Befehl zur Ausweisung dieses Gesindels zu erreichen; sein Antrag führte nur seinen eigenen Sturz herbei, und das von der Staatsjunta neu ernannte Ministerium — Muzzarelli, Armellini, Galeotti, Mariani, Sterbini, Campello — bildete einen wahrhaft auserlesenen Verein junger und alter Hochverräther.

Schon am 20. Dec. wußten diese Menschen — Sterbini an der Spitze — die Bürgerwehr zu beschwätzen, daß sie eine Petition um Einberufung eines constituirenden Parlamentes unterschrieb. In Gemäßheit dieser erschwindelten „Kundgebung des Volkswillens" lösten die Triumvirn und die Minister am 26. Dec. die Kammern auf, und drei Tage darauf wurde die „Constituente", d. h. eine verfassunggebende Nationalversammlung, für den 5. Februar einberufen. Damit war die Ausrufung der Republik beschlossen.

Noch einmal erhob Pius mahnend und warnend seine Stimme. Das geschah in einem vom 1. Januar 1849 datirten Aufrufe an seine Unterthanen.

Auf der friedlichen Stätte, wohin die Vorsehung ihn geführt habe, damit er

frei von jedem Zwange seinen Willen kundgeben könne — so klagte er — habe er geharrt und gehofft, daß das Gewissen in den Herzen seiner irregeleiteten Kinder erwachen werde. Aber diese Hoffnung habe ihn bisher schmerzlich getäuscht; man habe zu den früheren Uebelthaten jetzt noch eine neue hinzugefügt, indem man hochverrätherischer Weise die Einberufung einer sogenannten allgemeinen Nationalversammlung angeordnet habe, welche über eine neue Form der päpstlichen Staaten beschließen solle. Er halte es unter seiner Würde, „auf Alles einzugehen, was dieser Act Entsetzliches enthalte, sowohl in Bezug auf das Verbrecherische seiner Entstehung als auf die Ungesetzlichkeit der Form und auf die Schlechtigkeit des Zweckes;" aber seine hohe Würde und Verantwortlichkeit mache es ihm zur Pflicht, die neue wider seine Oberhoheit ausgeführte That feierlich zu verdammen, vor der Theilnahme an der einberufenen Versammlung auf's ernstlichste zu warnen, und ausdrücklich daran zu erinnern, daß man durch die Theilnahme von selbst dem großen Kirchenbann verfalle, gleichwie die Urheber dieser Einberufung, ihre Theilnehmer und überhaupt alle Mißächter und Verletzer der päpstlichen Autorität jenem Banne schon verfallen seien.

Natürlich fruchteten weder Mahnung noch Drohung. Die Menschen, welche augenblicklich in Rom dominirten, glaubten weder an Gott noch an den Teufel, spotteten des Papstes, der Kirche und ihrer Strafen, und waren in letzter Linie auf die Beseitigung aller Religion erpicht.

So gingen denn die Dinge ihren verhängnißvollen Lauf. Durch Anwendung von Schrecken und Betrug sorgten die Gewalthaber dafür, daß nur Leute ihres Schlages in die Nationalversammlung gewählt wurden. Dadurch kam ein Parlament zu Stande, von welchem selbst ein Revolutionsheld wie Farini eingestehen mußte: es seien darin gewesen „einige armselige und verrufene Menschen, zahlreiche Buben, viel Enthusiasmus, viel Thorheit und wenig politischer Verstand." Eines Tages erklärte die Majorität dieser „Volksvertreter" eine strittige Wahl deshalb für nichtig, weil der Betreffende „sich noch durch nichts bewährt, und nicht wie die Andern unter der früheren Regierung Gefängniß, Verbannung oder Galeerenstrafe erduldet habe!" So trat denn diese Bande von Galeerensträflingen am 5. Febr. zusammen, und ihre erste That war, daß sie drei Tage darauf mit 120 gegen 10 Stimmen „die päpstliche Herrschaft über die römischen Staaten für factisch und rechtlich verfallen" erklärten, eine „rein demokratische Regierungsform" beschlossen, und dieser Regierungsform den „glorreichen Namen" der römischen Republik gaben.

Am nächsten Tage, den 9. Febr., wurde die neue Republik vom Capitol aus feierlich verkündigt. Die Bürger Rom's hörten das mit lautloser Verwunderung. Daß aber das obligate Jubeln und Jauchzen nicht fehle, dafür sorgten

die Clubisten und Vagabunden, welche die ganze wohlorganisirte Schaar ihrer Anhänger aus den Clubs, den Werkstätten und den Schulen herbestellt hatten.

An die Spitze der Republik wurde ein Triumvirat gestellt, zuerst: Armellini, Montecchi und Salicetti, sechs Wochen später aber: Armellini, Saffi und — Mazzini. Soweit hatte man es also in vier Monaten schon gebracht, daß man für Pius IX. Mazzini, für das Haupt der Christenheit das Haupt der Antichristen, für den ehrwürdigsten Vertreter des Rechtes und der Ordnung den ausgeprägtesten Typus des Umsturzes und der Anarchie eintauschte. Damit war der Höhepunkt der Umwälzung erreicht; fortan konnte die „Bewegung" nur noch rückwärts gehen. Sehen wir uns inzwischen etwas um, wie vortrefflich Rom und seine Insassen bei diesem Tausche fuhren.

Die Gesandten der fremden Mächte hatten Rom gleich nach der Entfernung des Papstes verlassen: sie gingen nach Gaëta. Die Cardinäle waren bis auf drei oder vier ebenfalls geflohen: auch sie sammelten sich nach und nach wieder um ihren Herrn. Viele andere Prälaten und Geistliche folgten ihnen auf der Flucht; die für den Winteraufenthalt zahlreich nach Rom gekommenen Fremden suchten bald wieder die Heimath auf; die vornehmen Adels- und Bürgerfamilien zogen sich auf ihre Landgüter zurück; die höheren Schulen waren und blieben geschlossen; Handel und Wandel stockten: Rom wurde entblößt von seinen edelsten und vornehmsten Bewohnern, und man hätte eine große Leere und Stille fühlen müssen, wenn die Forteilenden nicht ersetzt wären durch das von Tag zu Tag in stärkeren Schaaren heranziehende Gelichter von Vagabunden, Hochverräthern, Räubern und Mördern, welche die Nacht zum Tage machten und mit dem unausstehlichsten und unaufhörlichsten Spectakel auch den Schrecken noch verbanden.

Die Feder sträubt sich, alle die Schandthaten zu verzeichnen, von welchen das unglückliche papstlose Rom in dieser Zeit der Auflösung aller Ordnung Zeuge war. Man spricht von einer „Schreckensherrschaft" aus der Zeit der ersten französischen Revolution: was dort vorkam, so greulich es war, es verblaßt neben dem grellen Scheine der Greuelthaten, womit die ewige Stadt sich in der Zeit der „Republik des Meuchelmordes" zu ihrer unauslöschlichen Schande befleckte. Raubthiere schienen die Einen, Teufel die Andern, Wahnsinnige die Uebrigen geworden zu sein. Nur wenig dürfen wir davon erzählen.

Dem unglückseligen Pater Ventura war es vorbehalten, die traurige papstlose Aera gleichsam einzuweihen. Man müßte es als ein Zeichen der Zeit betrachten, wenn es nicht vielmehr die Verirrung eines einzelnen, überspannten und verblendeten Mannes gewesen wäre, daß der berühmte Theatiner-Pater

am 27. Nov., drei Tage nach der Flucht des Papstes, die Kanzel in S. Andrea della Valle durch eine Lobrede auf die bei der blutigen November-Revolution in Wien gefallenen Empörer entwürdigte und alle Revolutionen gewissermaßen heilig pries. Aber das war wohl ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß die gefüllte Kirche von stürmischen Bravo's wiederhallte, mit welchen das dichtgedrängte Publicum die Kraftstellen dieser schmachvollen Predigt begleitete. Was mußte unter den herrschenden Verhältnissen aus den Kirchen werden, wenn die Wächter des Heiligthums selbst die heil. Stätten derart schändeten!

Die erste That der Gewalthaber in Betreff der Kirchen sah noch sehr scheinheilig aus. Der Bautenminister Sterbini verfügte: wegen des alle fünfundzwanzig Jahre wiederkehrenden und somit im nächsten Jahre 1850 bevorstehenden großen Jubiläums sollten unverzüglich alle Kirchen der ewigen Stadt sammt ihren Gemälden, Mosaiken und Statuen gründlich restaurirt werden. Der Mann glaubte sicher nicht daran, daß ohne die Rückkehr des Papstes das Jubiläum stattfinden werde. Aber dieser Vorwand kam ihm gar zu gelegen, als daß er ihn nicht hätte benutzen sollen, um einen Haufen müssigen Gesindels nicht sowohl wirklich arbeiten, als vielmehr auf Kosten der Kirchenkassen in bequemer Weise Geld verdienen zu lassen und dadurch jenen liederlichen Haufen noch fester an seine Partei zu ketten.

Allein wie bald schon wurde diese „Restauration" der Gotteshäuser durch die Decrete der nämlichen Gewalthaber und unter den Fäusten des nämlichen Gesindels zu einer unerhörten Devastation, zu einer grauenhaften Zerstörung! Schon am 13. Febr. erfloß ein Regierungserlaß, welcher den Inhabern der Ordenshäuser, geistlichen Anstalten und frommen Stiftungen jede Verfügung über das bewegliche wie unbewegliche Eigenthum dieser Anstalten verbot; ein paar Tage später wurde unter Rohheiten aller Art ein förmliches Inventar über diese Güter aufgenommen; und am 21. Febr. wurde „im Namen Gottes und der Republik" verfügt, daß alle Kirchengüter des römischen Staates Eigenthum der Republik seien. Dann wurde keinen Augenblick gezögert, mit diesem Eigenthume frei zu walten und zu schalten.

Am 14. Febr. hatte Pius in Gegenwart der Cardinäle und Gesandten abermals gegen die Gewaltthätigkeiten der römischen Machthaber protestirt. Unter schamlosem Spott und Hohn kam der Protest in der Nationalversammlung zur Verlesung. Als das geschehen war, erhob sich einer der Schamlosesten und sprach, die Ausdrucksweise des heil. Vaters nachäffend: „Da es euch gefallen hat, daß dieser heilige Kreis durch die eben vernommene Lesung befleckt werde, so schlage ich euch folgendes Gesetz vor: die Pferde der sogenannten

apostolischen Paläste und der sogenannten Nobelgarde sollen zum Dienste der vaterländischen Artillerie verwendet werden.“ So lautete die Rede, Alle klaschten Beifall, und die Pferde wurden geraubt.

Nach den Rossen kam die Reihe an die Paläste selbst: man verwandelte den Vatican wie den Quirinal in Militärspitäler, und die herrlichen Gärten öffnete man dem Pöbel, der sie im Nu verwüstete. Dann wanderte das Silberzeug der päpstlichen Tafel und Kapelle, ohne alle Rücksicht auf seinen künstlerischen und historischen Werth, zum Einschmelzen in die Münze; was sich sonst an kostbaren Geräthen fand, wurde zerschlagen.

Darauf ging man an die Kirchen und Ordenshäuser: alles Ueberflüßige, was ja dem Geiste des Evangeliums zuwider sei, sollte daraus entfernt werden. So schienen zunächst die vielen Glocken überflüßig: deshalb befahl ein eigenes Decret, daß man sie von den Thürmen nehme und Kanonen daraus gieße. Die Ausführung dieser barbarischen Maßregel erstreckte sich nun aber nicht bloß auf die „überflüßigen“ Glocken; man schonte selbst der ältesten und kostbarsten nicht; und was man nicht herunternehmen konnte, daß mußte wenigstens beschädigt und zertrümmert werden.

Ueberflüßig erschien auch das Gold und Silber in den Kirchen: man stahl und raubte es, wo man es fand; man suchte selbst in den unterirdischen Gewölben nach, wo die „Feinde des Volkes“ es vor der Raubgier der Empörer versteckt haben könnten; man wandte abwechselnd süße Versprechungen und bittere Drohungen an, um die Verstecktorte in Erfahrung zu bringen; man ließ jeder Kirche — o des Edelmuthes! — einen einzigen Meßkelch.

Ueberflüßig erschienen ferner viele Kirchen selbst. Die Religion war ja nach dem Ausdruck eines Triumvirs „ganz auf den Barrikaden concentrirt;“ was brauchte es da auf Schritt und Tritt noch einer geweihten Kirche? So erfolgten denn Decrete, daß vier Kirchen „umgetauft“, d. h. wieder in altheidnische Tempel verwandelt werden, andere zu öffentlichen Bädern, Theatern und Tanzsälen umgestaltet, wieder andere vollständig niedergerissen werden sollten. Es war nicht die Schuld der Rebellen, daß ihnen die Zeit zur Ausführung dieser schmachvollen Decrete fehlte.

Dann kamen die Orden an die Reihe. Durch Decret vom 27. April wurden alle Klosterleute beiderlei Geschlechts von ihren Ordensgelübden ganz und gar gelöst; die Mönche lud man ein, sich in das Militär einreihen zu lassen; den Nonnen ließ man schamloser Weise rathen, „jene Freiheit zu genießen, welche die edelsinnige Republik ihnen biete.“ Aber Niemand in Rom verrieth sein Gelübde, Keiner brach seinem Gotte das gegebene Versprechen.

Das brachte die Räuber vollends in Wuth, und nun griffen sie zu Zwang und Gewalt: ohne Weiteres wurden Mönche und Nonnen aus ihren Häusern verjagt oder in einen engen Winkel zusammengepfercht.

Die wenigen altersschwachen Jesuiten-Patres, die noch in Rom geblieben waren, wurden dreimal nach der Reihe von einem Haus in's andere getrieben; mit anderen Genossenschaften verfuhr man ebenso. In die ausgeleerten Wohnungen zogen dann die Freischärler und Vagabunden, welche die ehrwürdigen Stätten erst dann für passende Revolutions-Casernen hielten, nachdem sie Alles durcheinander geworfen, jedes brauchbare Geräth gestohlen, alle Kostbarkeiten zerbrochen und verdorben, den Rest verbrannt und zu guter Letzt Thüren und Fenster eingeschlagen und ganze Mauern niedergerissen hatten.

Es läßt sich besser denken als beschreiben, was namentlich die gottgeweihten Jungfrauen von der Wuth dieser rasenden Horden auszustehen hatten. Das Mildeste war noch, wenn man ihnen vierundzwanzig Stunden zum Fortziehen frei ließ. In der Regel aber mußten sie augenblicklich wandern, und nicht selten wurden sie tief in der Nacht mit bewaffneter Hand überfallen, von zuchtlosen Soldaten aufgesucht und fortgetrieben, und von frechen Schergen in enge Kutschen gepreßt, um an einem beliebigen Orte ausgesetzt zu werden.

Was aber das Gräßlichste von all dem Gräßlichen ist: man schonte selbst des Heiligthumes nicht. Die Wände der Kirchen beschmierte man mit Flüchen, Gotteslästerungen und unfläthigen Zeichnungen; die Wandbilder wurden verwischt, die Oelgemälde zerfetzt, die Statuen zerschlagen, die Altäre umgeworfen. Die ehrwürdigen Reliquien der heiligen Blutzeugen warf man auf die Straße und füllte die Urnen dafür an mit Schmutz und Koth; selbst in die Katakomben stieg man hinunter, und mischte Knochen von Hunden und Pferden unter die heiligen Ueberreste. Und dann — darf ich es wirklich aussprechen? — und dann nahm man mit dem kostbaren Kelche im Tabernakel auch dessen allerheiligsten Inhalt fort, und bis tief in die Nacht hinein wurde das hochheilige Sacrament auf offener Straße bei wüsten Gelagen und schamlosen Tänzen von gottverlassenen Banditen und ehrvergessenen Dirnen unter dem Jauchzen eines wahnsinnigen Volkshaufens in Procession umhergetragen, mit Dolchen durchstochen, mit Füßen getreten, in's Feuer geworfen.

Bedarf es — nachdem dieses Entsetzlichste gesagt werden mußte — noch der Bemerkung, daß auch die Bildergallerien, Kunstmuseen und öffentlichen Gärten der Verwüstung nicht entgingen, und daß der Meuchelmord in Rom zur Tagesordnung gehörte? Noch heute sieht der Rompilger die Spuren der Zerstörung in den schönen Gärten der Fürsten Borghese und Pamfili; und

wenn er über die schändliche Verstümmelung der Marmorbüsten von Italiens großen Männern auf dem Pincio in Entrüstung ausbricht, so hört er bald, daß auch diese den Vandalen des papstlosen Rom vom Jahre 1849 zur Last fällt. Mit dem Morden aber war es so, daß Niemand mehr in geistlichem Gewande sich draußen blicken lassen durfte, wenn er nicht sein Leben wagen wollte. Die grauenhaftesten Details werden von einzelnen Mordthaten und sogenannten „Hinrichtungen" erzählt, und ihre Zahl belief sich innerhalb weniger Monate auf tausende. Es gab einzelne Wütheriche, vor allen einen Zollbeamten Namens Zambianchi, die von einer förmlichen Raserei des Mordens befallen schienen. Ja, die Regierung selbst trug sich eine Zeitlang mit dem wahnsinnigen Plane, alle Geistliche, deren man habhaft werden könne, als Geiseln in die Engelsburg zu sperren, um sie unbarmherzig zu ermorden, wenn die fremden Mächte sich der Republik feindlich erweisen sollten.

So war die ewige Roma denn binnen wenigen Monaten tiefer gesunken, als je zuvor in ihrem fast dreitausendjährigen Bestande. Sie hatte viel Schreckliches erlebt unter den alten Königen, Consuln und Kaisern; sie hatte unter Machthabern wie Caligula und Nero geseufzt, die mit Menschenleben wie die Tiger umgingen; sie hatte in der Zeit der Völkerwanderungen die Schrecknisse der Belagerung und Eroberung, der Plünderung und Zerstörung zehnfach durchgemacht; sie war in der papstlosen Zeit des vierzehnten Jahrhunderts zu einem weiten, aber menschenleeren Dorfe hinabgesunken, auf dessen öden Plätzen die Kühe graseten; sie hatte endlich noch vor fünfzig Jahren durch fremde Eroberer Gewalt und Schmach erlitten. Doch sich selber hatte die ewige Roma niemals solches Elend bereitet, sich selber niemals solche Schmach angethan, sich selber niemals zu einem solchen Pfuhle aller Laster gegen Gott und Menschen, Zucht und Scham entwürdigt, wie in dieser Zeit der von den Römern selbst anfangs gefürchteten, sodann geduldeten und zuletzt in wahnsinniger Verblendung geförderten „Republik des Meuchelmordes."

Es wurde Zeit, daß man die Armen von ihrem Wahnsinn befreite, daß man die Unglücklichen rettete, daß man das ehrwürdige Rom von seiner tiefsten Entwürdigung aufrichtete. Sonst wäre es bald genug geworden, was die Ruchlosesten seiner jetzigen Beherrscher und ingrimmigsten Feinde ihm wünschten: ein Trümmerhaufen und eine öde Wüste, eine Höhle für Schlangen und ein Lager wilder Thiere.

Kein Herz schlug auf dem ganzen Erdenrund, von welchem das Elend Rom's tiefer und schmerzlicher empfunden wurde, als von dem großen Herzen Pius des Neunten. Tag für Tag hörte er neue traurige und schreckliche Bot-

schaften, Tag für Tag blutete seine Herzenswunde tiefer, und Tag für Tag sandte er heißere Gebete zu dem Vater der Barmherzigkeit empor, daß er dem Elend ein Ende machen und den unglücklichen Uebelthätern die Gnade der Bekehrung geben wolle. Und mit dem inständigen Bittgebete verband der tiefverletzte Vater, der beleidigte Fürst, der entwürdigte Hohepriester ein thatkräftiges Handeln zu Gunsten seines armen Volkes.

Schon am 14. December wandte er sich an die katholischen Mächte: nicht sowohl, daß sie ihm wieder zu seinen geheiligten Rechten verhelfen, als vielmehr, daß sie von seiner Stadt und seinem Volke die Geißel des Aufruhrs, der Gottlosigkeit und des Verbrechens abwenden möchten.

Vergebens wandte sich die „Republik des Meuchelmordes" in hochtrabenden Redensarten an die übrigen Staaten, um „in die große Familie der Völker aufgenommen zu werden." Mit alleiniger Ausnahme der würdigen, fast gleichzeitig mit ihr entstandenen und in gleichem Sinn geleiteten Schwester-Republiken von Sicilien, Florenz und Venedig, wollte kein Staat mit jenem Abschaume der Menschheit etwas gemein haben. Nicht einmal England, welches die Revolution doch kräftig unterstützt, ja nicht einmal Frankreich, welches sich selbst durch Revolution in eine Republik verwandelt hatte, war zur Anerkennung der römischen Mördergrube zu bewegen. Und als nun bald nach der wirklichen Ausrufung der Republik der heil. Vater sich am 18. Februar in einer förmlichen, von seinem Staatssecretär Antonelli unterzeichneten Note abermals an die katholischen Hauptmächte wandte, daß sie „durch ihre bewaffnete Intervention den römischen Staat von der mit allen Verbrechen besudelten Empörer- und Despotenbande säubern" möchten, da war das baldige Ende der letzteren vorauszusehen.

Die Mächte hatten dem heil. Vater ihre Hülfe schon vorher angetragen; jetzt beeiferten sie sich, seinen Wünschen nachzukommen und dadurch der Kirche wie der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung einen Dienst zu erweisen. Die Oesterreicher, welche kurz vorher den zum neuen Kriege durch die Radicalen verleiteten Sardenkönig bei Novara abermals auf's Haupt geschlagen, rückten mit 50,000 Mann in die Legationen ein, und zwangen am 15. Mai Bologna, am 17. Juni Ancona zur Capitulation. 5000 Spanier landeten am 29. April bei Terracina an der neapolitanischen Grenze und bemächtigten sich dieser Stadt. 12,000 Neapolitaner rückten am 1. Mai über die römische Grenze ·d besetzten Velletri. Inzwischen waren im Hafen von Civitavecchia auch Franzosen unter General Oudinot an's Land gesetzt.

dieses französische Corps gegen sie gerichtet sein könne, schien den

römischen Gewalthabern unglaublich. Sie dachten nur daran, daß Frankreich gegenwärtig ja auch republikanisch regiert werde; und darüber vergaßen sie den wesentlichen Umstand, daß die rothe Republik, auf deren Freundschaft sie allein hätten rechnen dürfen, bereits im Juni des vorigen Jahres durch Cavaignac in der schrecklichen Pariser Straßenschlacht niedergeschmettert war; sie vergaßen auch, oder sie hatten in ihrem Wirrwarr nichts davon gehört, daß am 10. December 1848 Louis Napoleon Bonaparte hauptsächlich deshalb mit so ungeheurer, vom Klerus unterstützter Stimmenmehrheit zum Präsidenten der Republik gewählt war, weil er vorher das radicale Treiben seines römischen Vetters Canino ausdrücklich verworfen und seine warmen Sympathien für die Kirche und den Papst ausdrücklich betheuert hatte.

So war es weniger die Dankbarkeit des vor langen Jahren in Spoleto durch den jetzigen Nachfolger Petri von Kerker oder Tod Geretteten, als vielmehr das eigene Interesse des in seiner Macht und Würde noch Ungefestigten, welches den republikanischen Präsidenten bewog, ja nöthigte, durch seine Republik der römischen ein Ende machen zu lassen.

Mit Zustimmung der Kammer wurden die Truppen eingeschifft. Am 24. April landeten sie in Civitavecchia, am 28. brachen sie auf nach Rom, am 30. standen sie vor den Mauern der Stadt. War das unsägliche Elend Rom's überhaupt noch einer Steigerung fähig gewesen, dann wurde das höchste Maaß des Jammers jetzt erfüllt: zu den Greueln der Auflösung aller Ordnung, Zucht und Sitte im Innern kamen jetzt noch die Schrecknisse des Krieges.

Die römischen Truppen commandirte Garibaldi. Es mochten ihrer anfangs 10,000, später 20,000 sein: fast ohne Ausnahme junge Enthusiasten, Abenteurer und Verbrecher, die gleich ihrem Befehlshaber nur beim Siege der rothen Fahne etwas zu gewinnen hatten. So kämpften sie, sobald die Täuschung über den Zweck der französischen Expedition geschwunden war, mit dem Muthe der Verzweiflung; und Oudinot, beim ersten Sturmversuche mit empfindlichem Verluste zurückgeschlagen, mußte erst eine Verstärkung von beinah 20,000 Mann erwarten, eine regelrechte Belagerung eröffnen und die Stadt auf's schärfste bombardiren, bis er in wiederholten Stürmen die Mauern, die Thore und die vielen tausend Barrikaden überwältigen und endlich am Abende des 3. Juli seinen Siegeseinzug feiern konnte.

Auf dem langen Wege von der Porta Portese zum Palazzo Colonna, der Wohnung der französischen Gesandtschaft, wurden die Franzosen auf die verschiedenste Weise empfangen. Hier wurden sie offen verhöhnt und ausgezischt; dort schleuderte man ihnen giftige Blicke des Zornes und Ingrimmes zu; an-

derswo gaffte man sie an mit dumpfer Resignation; aber hin und wieder jubelte man ihnen auch schon zu, aus inniger Freude über das Ende des Schreckenregimentes.

Noch war es gefährlich, diese Freude laut zu zeigen; denn mit den öffentlichen Abschlachtungen hatten ja die geheimen Meuchelmorde noch nicht aufgehört; und mehr als Einer, der die einziehenden Franzosen froh begrüßte, fühlte eine Secunde später den tödtlichen Dolch in seiner Brust. Aber Oudinot traf rasch energische Maßregeln, welche wieder Recht und Ordnung schafften und die Todesangst allmälig beseitigten. Zum Gouverneur von Rom ernannte er einen seiner Generäle; die Nationalversammlung wurde aufgelöst; die radicalen Clubs und Vereine, bei den schlimmsten „Cirkeln" sogar deren Lokale, wurden geschlossen; die Presse durfte ohne vorherige Censur nichts publiciren; ertappte Mörder wurden auf der Stelle füsilirt; die Revolutions-Soldaten, welche nicht mit Garibaldi, Mazzini und den andern Rädelsführern sich geflüchtet hatten, mußten entweder ihre Waffen abliefern oder sich unter vollkommen zuverlässigen Officieren auf's neue in den Dienst des Papstes stellen.

So konnte man allmälig wieder etwas freier Athem schöpfen; viele Bürger und Geistliche, die sich geflüchtet hatten, suchten nach und nach ihre geplünderten Wohnungen wieder auf; und auch die Arbeiter, für die es in Folge all der grausigen Verwüstungen übergenug zu thun gab, kamen wieder in's gewöhnliche Geleise. Rom gewann bald wieder das alte ruhige Aussehen; nur daß die ewige Stadt von französischen Uniformen wimmelte, und daß ihr Haupt und Centrum, daß ihre Zierde und ihr Schatz, daß der heilige Vater selbst mit dem Kranze seiner Cardinäle noch fehlte.

Die Römer mußten diese schwere Entbehrung noch den ganzen Herbst und den langen Winter hindurch tragen. Erst als der Frühling mit all seiner Pracht in's Land gezogen war, zog auch Pius im Triumphe wieder in seine Hauptstadt ein.

Dritter Theil.

Von der Rückkehr aus Gaëta bis zum Vaticanischen Concil.

1850—1869.

Erstes Capitel.

Glückliche Heimkehr.

Rom ohne den Papst haben wir kennen gelernt; den Papst ohne Rom müssen wir noch betrachten. Aber im tiefsten Grunde gibt es keinen „Papst ohne Rom;" denn wo der Papst ist, da ist Rom. Und deshalb war seit den Schreckenstagen des Novembers 1848 aus Gaëta Rom geworden.

Nach Gaëta zu dem Papstkönige kamen die Gesandten der fremden Mächte; nach Gaëta eilten zu dem Papstkönige seine Brüder, die Cardinäle; nach Gaëta pilgerten die Bischöfe und Priester aus fernen Landen; nach Gaëta gingen und von Gaëta wurden beantwortet die Bitten, Wünsche und Beschwerden aus der ganzen Welt; nach Gaëta richteten sich die Blicke Aller, die von dem Stuhle Petri eine Gnade wünschten; an Gaëta dachten, nach Gaëta schauten Alle, die für das Heil der Kirche, für die Rechte des apostolischen Stuhles, für das Wohl des heiligen Vaters ihre Gebete zum Himmel sandten.

Und aller Orten ward gebetet für den heiligen Vater, aller Orten ward für seine Bedürfnisse gesammelt, von allen Orten wurden ihm in zahllosen Adressen von Fürsten, von Bischöfen, von Vereinen, von den Gläubigen ganzer Diöcesen die Gefühle des Gehorsams und der Ehrfurcht, der Theilnahme und der Liebe mit warmen und beredten Worten ausgesprochen. Niemals hatte sich bis dahin die Einigkeit der katholischen Welt und ihre innige Verbindung mit dem Stuhle Petri so lebendig ausgesprochen, niemals hatte der Papst auf den katholischen Erdkreis einen solchen Alles bewegenden Einfluß ausgeübt, niemals war er in höherm Grade der Herr und Vater aller Gläubigen gewesen.

Mit der ganzen katholischen Welt stand der Papst in engerer Verbindung als je zuvor; was ihm aus dieser Welt an Briefen, an Geschenken, an Einladungen, an Gesandtschaften vor Augen kam, mußte sein Herz auf innigste erfreuen; nur von Rom war er getrennt, von seinem armen, unglücklichen Rom; kaum einen Brief konnte er dahin gelangen lassen. Das betrübte ihn Tag für

Tag auf's neue, jede neue Schreckenskunde riß seine Herzenswunde weiter auf und er konnte an all dem Elende aus eigener Macht doch nichts ändern.

Aber er konnte protestiren gegen alle die Vergewaltigungen; und das that er, so oft sich nur ein Anlaß bot. So oft immer etwas neues Unerhörtes geschehen war, erhob er, wie wir bereits hörten, seine Stimme, protestirte und verdammte, mahnte, warnte und drohte, bald in Anreden an die fremden Gesandten, bald in Allocutionen an die Cardinäle, bald in Mahnbriefen an sein verirrtes Volk. Immer wieder erhob er seine Stimme, damit es, wie er sagte, nicht von ihm auch dereinst heiße, wovor der Prophet Isaias bangte: „Vae mihi, quia tacui; weh' mir, daß ich schwieg."

Er konnte ferner an die katholischen Mächte sich wenden, daß sie seine Ohnmacht durch ihre große Macht ersetzten, die Rechte der Kirche und des heiligen Stuhles wiederherstellten und dem Jammer seines Volkes, seines Staates, seiner Stadt ein Ende machten. Und er that auch dieses, wie wir sahen.

Er konnte endlich beten, alle Tage beten, und der fromme liebevolle Pius, der Mann des Gebetes und der Liebe, er betete unabläßig. „O Rom, Rom!" — rief er bei feierlichem Anlasse am 2. Februar 1849 aus — „Gott ist mein Zeuge, wie ich an jedem Tage meine Stimme zu dem Herrn erhebe und flehend hingestreckt zu Ihm mit Inbrunst bete, daß Er die Geißel abwende, die dich verwüstet und die täglich schwerer auf dir lastet!"

Gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft in dem friedlichen Gaëta hatte er sich selbst dem Herrn zum Opfer dargebracht. Eben stand er im Begriffe, dem königlichen Hofe und einer großen Volksmenge in der Kathedrale den Segen mit dem hochwürdigsten Gute zu spenden, da hörte man ihn plötzlich tiefbewegt mit zitternder Stimme beten:

Ewiger Gott, höchster Herr und Vater! Sieh hier zu Deinen Füßen Deinen unwürdigen Stellvertreter, der aus der Tiefe seines Herzens fleht, Du wollest die Fülle Deines Segens über ihn ausgießen. Lenke seine Schritte, heilige seine Absichten, leite seinen Geist, regiere seine Hand, auf daß er hier, wohin Deine wunderbare Weisheit ihn geführt, und überall wohin Du ihn noch führen magst, ein würdiges Werkzeug Deiner Ehre wie des Ruhmes Deiner Kirche sei. Und wenn das Leben Deines armen Dieners vielleicht Dir wohlgefällig ist als Sühnopfer für die verübten Frevel, so weihe ich es Dir. Du hast es mir gegeben; Dir steht es zu, es mir wieder zu nehmen, wann es Dir gefällt. Aber, allmächtiger Schöpfer! Dein Name sei gepriesen über Alles, Deine Kirche gehe siegreich aus diesem Kampfe hervor! Nimm die Guten in Deinen heiligen Schutz, stärke die Schwachen, und wecke mit dem Arme Deiner Allmacht Jene, die im Todesschatten liegen. Segne die Cardinäle und die Bischöfe der Erde ...

Dann erstickten Thränen seine Stimme, und das laute Schluchzen der tieferschütterten Versammlung erfüllte die weiten Hallen des Tempels.

Mit dem Beten wechselte die Arbeit. Pius war ja nicht bloß der vertriebene König von Rom, für welches er zur Zeit nur beten konnte; er war und blieb der Herr der Christenheit, und für deren Angelegenheiten mußte er auch von Gaëta aus sorgen. Ja, ein Hauptgrund seiner Flucht aus Rom war ja gerade der gewesen, daß er von dort aus die katholische Welt, wie er doch müsse, nicht frei regieren könne. In Gaëta aber, unter dem Schutze der neapolitanischen Fahnen, war er vollkommen freier Herr über sein Thun und Lassen, und die Schiffe der befreundeten Mächte im Hafen beförderten mit vollkommener Sicherheit Alles hin und zurück, was er mit den fernen Theilen der katholischen Welt auszutauschen hatte. So entbehrten nur Rom und der Kirchenstaat ihres Herrschers; die übrige Welt wurde von Gaëta aus so aufmerksam und sorgfältig verwaltet, wie es nur in den ruhigsten Zeiten von Rom aus geschehen war, viel aufmerksamer und sorgfältiger, als es bei dem gegenwärtigen Wirrwarr von Rom aus hätte geschehen können.

Nichts unterblieb, nichts wurde verzögert, mochte es nun so wichtige Angelegenheiten wie die Ernennung und Bestätigung von Bischöfen, oder die Lösung einzelner Anfragen und Schwierigkeiten, oder die Ertheilung gewisser Vollmachten und Dispense betreffen. Ja, wir werden später noch hören, wie ein Act von außerordentlicher Wichtigkeit, welcher erst fünf Jahre später zur Ausführung kam — die dogmatische Erklärung der unbefleckten Empfängniß Mariä — gerade von Gaëta aus durch Pius eingeleitet wurde; und ebenso werden wir noch hören, wie der erste Gedanke an ein noch größeres Werk — die Berufung eines ökumenischen Concils — gerade damals in dem Geiste des ohnmächtigen, vertriebenen, jedoch auf Gott vertrauenden Papstes auftauchte. Zu Alledem kamen noch die unaufhörlich heranströmenden Pilger, welche dem ehrwürdigen Dulder ihre Ehrfurcht zu Füßen legen wollten; es kamen dazu die unzähligen Adressen aus der ganzen Welt, welche der Antwort harrten; es kamen endlich dazu die Versammlungen der Bischöfe, welche durch die Alles umwälzenden Zeitereignisse in Deutschland, Frankreich und Italien veranlaßt wurden und ihre Berathungen und Beschlüsse dem heiligen Vater nun zur Einsicht und Gutheißung unterbreiteten.

So gab es Arbeit genug; doch blieb auch noch Zeit zur Erholung. Seine freien Stunden benutzte der heilige Vater in der Regel zu kürzeren oder weiteren Ausfahrten in die benachbarten Städte. Bald wurde eine Kirche, bald ein anderes Heiligthum, bald eine historische Merkwürdigkeit als Ziel gewählt.

Bisweilen auch führte der Weg zu Fuße an das weite Meer, und in dem Hafen auf dieses oder jenes Schiff. Aber wohin immer der heilige Vater kam: pertransivit benefaciendo; stets und überall war sein Weg mit Wohlthun bezeichnet. Hier spendete er leibliche Almosen, dort gab er seinen geistlichen Segen; hier sprach er einem Kranken tröstlich zu, dort schenkte er durch seine Fürbitte Gefangenen die Freiheit.

So brachte sein Kommen und sein Gehen Glück und Freude, und ihn umgab dafür die Dankbarkeit und Liebe Aller. Diese Liebe äußerte sich freilich nicht mit dem lauten Ungestüm, welcher in Rom zuletzt so widerlich geworden war; sie zeigte sich viel mehr in stummen Zähren, welche den Beglückten vor Rührung und Mitleid, vor Ehrfurcht und Liebe über die Wangen flossen. Ja, auch aus Mitleid flossen oft die Zähren. Pius zeigte zwar stets, wenn ihn an heiliger Stätte die Ergriffenheit nicht zu sehr übermannte, dieselbe sanfte, heitere, gefaßte, vom Schmerze nicht berührte Miene. Aber wie furchtbar die Schreckenstage des November auf ihn eingewirkt, das konnte Denen, die ihn in Rom umgeben hatten und sich jetzt ihm wieder nahten, keinen Augenblick verborgen bleiben: sie sahen mit Schrecken, daß die wenigen Tage ausgereicht hatten, um das dunkle Haar des heiligen Vaters vollständig zu bleichen. Pius, noch bis vor Kurzem wie ein Jüngling blühend, war in den kurzen, aber bitteren und schweren Tagen vom 15. bis zum 24. November ein Greis geworden.

Niemand erfreute den greisen Flüchtling so wie der königliche Hof von Neapel. Nicht zufrieden, dem bedrängten Herrn der Christenheit Schutz und Sicherheit verschafft zu haben, machte König Ferdinand die kurze Seefahrt von Neapel nach Gaëta unzählige Male und schlug im Frühjahr seinen Wohnsitz für sich wie seine Familie ganz in Gaëta auf: um dem heiligen Vater stets auf's neue seine Huldigungen darzubringen, sich persönlich nach seinem Wohlergehen zu erkundigen und sich nebst den Seinigen von ihm segnen zu lassen. Insbesondere waren es die hohen Feiertage, welche das fromme Königspaar regelmäßig in Gaëta zubrachte. Mariä Lichtmeß trugen die Majestäten die vom Papste gesegnete Kerze bei dem von ihm selbst gefeierten Hochamte. Gründonnerstag empfing der Graf von Caserta, des Königs dritter Sohn, die heil. Firmung und die ganze königliche Familie das heilige Abendmahl aus der Hand des Papstes. Charfreitag, Charsamstag und Ostern schien die Kathedrale zu Gaëta wieder in den Petersdom verwandelt: Pius selbst verrichtete alle die hehren Ceremonien, er spendete vom Balkon des erzbischöflichen Palastes feierlich den Segen, und unter den Gesegneten befand sich wiederum das Königspaar. Die Majestäten nebst ihrem Gefolge begleiteten auch am Fronleich-

namstage neben dem heiligen Vater demüthig und andächtig das allerheiligste Sacrament durch die Straßen der Stadt. Und am 4. August wurde die neugeborne Tochter des Königspaares, die Prinzessin Maria della Grazia, von Pius in der Kathedrale zu Gaëta getauft.

Einen Monat später aber, am 4. September, zog der heilige Vater mit der königlichen Familie selbst nach deren Hauptstadt Neapel. Er landete in der Vorstadt Portici, wo er fortan seine ständige Wohnung nahm, am 5. September, genau an derselben Stelle, an welcher vor mehr als 1800 Jahren der Apostelfürst den Boden Neapels betrat. Tags darauf hielt er seinen feierlichen Einzug in Neapel. Eine zahllose Volksmenge, welche sich dabei auf den Straßen postirt hatte, jubelte so laut, daß der Donner der Kanonen im eigentlichen Sinne übertönt wurde. Gleiches Volksgedränge und gleicher Freudenjubel geleitete den heiligen Vater am Abende nach Portici zurück.

Fortan kam er häufig in die Hauptstadt, verrichtete in den ehrwürdigsten Kirchen und vor den merkwürdigsten Reliquien seine Andacht, betrat die Klöster, Hospitäler und sonstige Anstalten der Liebe, und ehrte auch den königlichen Hof, den frommen Cardinal-Erzbischof und den päpstlichen Nuntius durch seine Besuche. An andern Tagen fuhr er nach Caserta und den übrigen umliegenden Ortschaften: und hier wie in und um Gaëta war sein Erscheinen stets bezeichnet durch Segen und Wohlthun; pertransivit benefaciendo.

Indeß harrten die Römer von Tag zu Tage sehnlicher auf die Rückkehr ihres Vaters und Fürsten. Deputationen auf Deputationen wurden abgesandt nach Gaëta und Portici; zuerst von den Capiteln der drei Hauptkirchen, dann vom gesammten Klerus, dann von dem provisorischen Stadtrathe, dann von der Handelskammer: sie baten alle flehentlich, der heilige Vater möge doch in seine Stadt zurückkehren. Pius mußte sie immer und immer wieder auf eine spätere Zeit vertrösten. Noch waren Ruhe und Ordnung nicht so vollständig zurückgekehrt, daß er sich eines freudigen Willkomms von allen Seiten versichert halten durfte. Und — was noch schwerer wog — noch schien ihm keine hinreichende Bürgschaft geboten, daß er, umgeben von französischen Bajonetten, frei und unbehindert Rom, den Staat, die Christenheit, regieren könne.

Freilich hatte Oudinot gleich nach seinem Einzuge den Oberst Niel nach Gaëta gesandt und durch denselben die Schlüssel der ewigen Stadt dem heil. Vater zu Füßen legen lassen. Pius hatte dem Gesandten auch in warmen Worten seinen Dank für Frankreich und die französische Armee ausgesprochen; er hatte gleich darauf diesen herzlichen Dank dem General in einem eignen Briefe wiederholt. Aber das Benehmen des Präsidenten der französischen

Republik konnte dem heil. Vater keineswegs Vertrauen einflößen. War dasselbe schon während der Belagerung ziemlich wankelmüthig und zweideutig gewesen, so nahm diese Zweideutigkeit jetzt mit jedem Tage zu.

Die französische Republik — so hatte Louis Napoleon z. B. am 18. Aug. 1849 nach Rom an seinen Adjutanten Edgar Ney geschrieben — hat kein Heer nach Rom geschickt, um die italienische Freiheit zu unterdrücken, sondern im Gegentheil, um sie zu regeln und ihr durch die Wiedereinsetzung des Fürsten, der sich zuerst an die Spitze aller nützlichen Reformen gestellt hat, eine feste Grundlage zu geben... Als unsere Heere ihre Züge durch Europa machten, ließen sie überall als Spuren ihres Durchzuges die Abstellung feudaler Mißbräuche und die Keime der Freiheit zurück. Es soll nicht gesagt werden dürfen, daß ein französisches Heer in anderm Geiste und mit andern Folgen handeln konnte... Die zeitliche Macht des Papstes fasse ich folgendermaßen zusammen: Allgemeine Amnestie, Verwaltung durch Laien, Einführung des französischen Gesetzbuches und liberale Regierungsform.

Die letztere hatte Pius seit dem Amnestietage des 17. Juli 1846 versucht. Er hatte schwer genug unter den Folgen leiden müssen; kein Wohlmeinender durfte ihm den Rath ertheilen, sofort wieder in die liberale Bahn zu lenken. Dem Napoleoniden war es auch gar nicht Ernst mit diesen Forderungen. Sobald er nur die Macht dazu in seinen Händen fühlte, schaffte er in seinem Frankreich selbst fast alle Freiheiten und Rechte ab. Aber noch saß er nicht fest auf seinem Stuhle, noch mußte er sich liberal und demokratisch zeigen, noch mußte er den Carbonari, denen er in früher Jugend sich durch feierlichen Eid verpflichtet hatte, wenigstens mit Worten schmeicheln.

So kam es, daß die Heimkehr des Papstes sich bis zum nächsten Frühjahre hinausschob. Inzwischen unterließ aber Pius nichts, was für die Herstellung der Ordnung nöthig oder nützlich schien. Und wenn er auch keineswegs gesonnen war, alle die früher bewilligten Freiheiten, für deren Benutzung sich eine so geringe Reife gezeigt hatte, auf's neue zu bewilligen, so lag ihm andrerseits doch auch die Absicht fern, gar keine Rechte zu gewähren.

Noch im Juli des Jahres 1849 setzte er eine aus den Cardinälen della Genga, Altieri und Vannicelli bestehende Regierungs-Commission ein, welcher bis zu seiner Rückkehr die Leitung der weltlichen Angelegenheiten des Kirchenstaates obliegen sollte. Eine zweite Commission wurde mit der Entgegennahme von Reclamationen in Betreff der geraubten Glocken, Kirchengefäße, Bilder, Bücher u. s. w. betraut. Eine dritte Behörde sollte sich mit Feststellung und Zurückerstattung der den Klöstern, Hospitälern u. s. w. zugefügten Schäden beschäftigen. Der Cardinal-Vicar wurde angewiesen, vom 19. bis zum 21. August in vierzehn großen Kirchen der ewigen Stadt gleichzeitig ein

vierzigstündiges Gebet zur Sühne für die begangenen Verbrechen anzuordnen. Dann erfolgte am 12. Sept. ein Edict von einschneidender Bedeutung.

Der heilige Vater gewährte darin seinem Lande zunächst einen neuen Staatsrath, welcher, dem frühern ähnlich, über alle Gesetzentwürfe und über alle anderen wichtigen Verwaltungsfragen sein Gutachten abgeben sollte. Zweitens wurde eine Consulta für die Finanzen und ein Rathscollegium für jede Provinz zugesagt. Drittens erhielten die zu Recht bestehenden Einrichtungen und Befugnisse der Stadt- und Gemeinde-Verwaltungen ihre Bestätigung. Viertens wurde eine Commission eingesetzt, welche sich mit der Vorbereitung weiterer Reformen in der Verwaltung wie in der Gerichtsbarkeit beschäftigen sollte. Fünftens endlich wurde den Theilnehmern an der jüngsten Revolution für alle politische Vergehen volle Amnestie gewährt. Ausgeschlossen hiervon blieben nur die eigentlichen Rädelsführer und die schon einmal Amnestirten, aber trotz ihres Ehrenwortes rückfällig Gewordenen. Auch sollten die revolutionären Civil- und Militärbeamten ihres Postens enthoben werden.

„Das — so schloß der Erlaß — sind die Maßregeln, zu welchen Wir vor dem allmächtigen Gotte Uns verpflichtet hielten. Sie stehen nicht im Widerspruch mit Eurer Würde, und Wir sind überzeugt, daß sie bei getreuer Ausführung die Wünsche erfahrener Männer erfüllen werden. Die gute Gesinnung Aller aus Eurer Mitte, welche noch eben so glückliche Tage zu erleben wünschen, als sie böse durchgemacht haben, bietet Uns eine genügende Gewähr."

Erwägen wir nach zwanzig Jahren diese Gewährungen und Verheißungen, dann können wir nur sagen, daß sie weit über das Maaß dessen hinausgehen, was die Römer nach den jüngsten Ereignissen erwarten durften. Pius hatte sich, obwohl so schwer beleidigt, doch wieder als ein Pius der Milde bewiesen.

Auch nahmen die Römer den Erlaß mit großer Freude auf; hätte es an ihrer Stimmung bloß gelegen, so wäre Pius gewiß noch vor dem Winter in sein Rom zurückgekehrt. Allein es wurde Frühling, bis er sicher hoffen durfte, trotz des französischen „Schutzes" in Rom frei genug zu sein; und sobald er diese Sicherheit gewonnen hatte, bereitete er sich zur Heimkehr. Rom rüstete sich unterdeß zum würdigen Empfange seines Fürsten.

Am 4. April brach Pius auf. Von Neapel bis Rom gestaltete sich seine Fahrt zu einem wahren Triumphzuge. In Festgewändern begrüßte ihn überall das Volk mit Segenswünschen und Jubelrufen; holde Jungfrauen und schmucke Knaben bestreuten seinen Pfad mit Blumen; Fahnen mit sinnigen Inschriften flatterten in der Luft; Fürst und Landmann wetteiferten in Zeichen der Liebe

und Verehrung; Hoch und Niedrig warf sich ehrerbietig zum Empfang des Segens in die Kniee, sobald der Stellvertreter Christi sich nahete.

Bis an die Grenze seiner Staaten gab König Ferdinand mit drei königlichen Prinzen seinem hohen Schützling das Geleite. Ergreifend war der Abschied bei Portella. Knieend bat der König um den Segen. Pius ertheilte ihn, indem er sprach: „Der Herr segne Dich, König Ferdinand, Dein königliches Haus, Dein Land und Dein Volk! Du hast als treuer Sohn auf meiner Flucht mich aufgenommen; ich kann nicht Worte finden, die dankbaren Gefühle meines Herzens auszudrücken.“ — „Heiliger Vater!“ erwiederte der König, „ich habe nur meine Christenpflicht erfüllt.“ Nun hob der Papst den König und die Prinzen auf und schloß sie tief erregt in seine Arme. Lautlos schaute das beiderseitige Gefolge der überaus ergreifenden Scene zu; kein Wort, nur halbunterdrücktes Schluchzen unterbrach die Stille.

In seinen eigenen Staaten war der Empfang des heiligen Vaters noch begeisterter als bei den lebhaften Neapolitanern; denn hier galt es ja zugleich ehrliche Reue zu bezeugen und bittere Erinnerungen auszulöschen. In Frosinone, in Velletri und den ganzen Weg entlang hatte man großartige Vorbereitungen zum würdigen Empfang des Landesherrn getroffen. Ueberall Triumphbögen, überall Blumenpfade, überall eine jauchzende Volksmenge; und je näher die Thore Rom's kamen, desto größer das Gepränge, desto zahlreicher die Menge, desto lauter der Jubel. Von Velletri aus hatte Pius schon römische Begleitung: der französische Obercommandant General Baraguay d'Hilliers und die Capitel der drei Hauptkirchen bewillkommneten ihn dort.

Endlich — es war am 12. April 1850, Nachmittags gegen vier Uhr — war Rom erreicht. Unter dem Donner der Kanonen und dem Jubelruf der Römer fuhr Pius durch das Johannisthor in seine Stadt. Doch all der Jubel machte ihn nicht froh. Still schaute er vor sich hin, und eine Thräne stahl sich in sein Auge. Die Thränen flossen reicher, als er vor dem Lateran abstieg und dort alle die officiellen Huldigungen entgegennahm; sie hörten nicht auf zu fließen, als er vom Balkon der Laterankirche zum ersten Male seit anderthalb Jahren seine Römer wieder segnete; er vermochte noch kein freudiges Gesicht zu machen, als er in glänzendem Aufzuge die lange Strecke vom Lateran bis zum Vatican durch die Straßen der ewigen Stadt unter den Evviva's der dichtgedrängten Menge dahinfuhr. Die Begeisterung war diesmal ohne Zweifel aufrichtig und ehrlich. Aber Pius dachte an die heuchlerischen Evviva's, die ihm vor zwei Jahren ausgebracht waren; er dachte an die Lebehochs, die bald darauf Mazzini und Garibaldi, Galletti und Sterbini wahrscheinlich aus dem-

selben Munde empfangen hatten; er dachte an „den Haufen, der sich alle Tage ändert wie der Mond"; er dachte an die Beschimpfungen, die er im Quirinal erdulden müssen; er dachte an Rossi, an Palma, an so viele hingemordete Priester; er dachte an alle die Greuel, deren Schauplatz sein theures Rom, der Spiegel der christlichen Welt, gewesen; er dachte an den Wandel alles Irdischen, an die menschliche Gebrechlichkeit und Schwäche, an die Versündigungen gegen Gott und seine Diener: und diese Gedanken ließen ihn nicht froh werden.

Pius fuhr auch nicht in den Quirinal, welcher zwei Jahre lang ihm „in der Mitte seiner Römer" eine liebe Residenz gewesen; er wollte den Ort, welcher die Schandthaten des 16. Nov. gesehen, nicht mehr betreten; er ließ sich von St. Peter's Dom, wo das Tedeum gesungen ward, unmittelbar in den Vatican geleiten, und dieser von dem eigentlichen Rom fast abgetrennte Palast blieb fortan zur Sommer= wie zur Winterzeit seine alleinige Wohnung.



Der Petersplatz, St. Peter und der Vatican.

Am Abend des 12. April war ganz Rom erleuchtet. Das Capitol, der Pincio, die Peterskirche mit ihrer Kuppel, die großen Staats= und Stadtgebäude: sie glänzten allesammt in einem Meer von Licht. Doch schwerer als diese officielle Illumination wog die freiwillige, welche jedes Bürgerhaus, in den engsten Gassen von Trastevere nicht minder wie auf dem glänzenden Corso,

in einen strahlenden Kronleuchter verwandelt hatte. Und noch schwerer wog es, daß diese freiwillige Illumination am nächsten Tage sich wiederholte, daß sie sogar am Sonntage, den 14. April, wo das Dankes-Tedeum in allen Kirchen Rom's stattfand, noch viel glänzender war.

Pius durfte sich allmälig dem freudigen Gefühle hingeben, daß sein armes Volk wirklich nur bethört gewesen; daß es sich, durch die Erfahrung schwer genug gestraft, jetzt aufrichtig und herzlich freue, seinen Vater und Fürsten wieder in seiner Mitte zu haben.



Zweites Capitel.

Ein Tag wie alle Tage.

Mit dem Wiedereinzuge in Rom begann für Pius eine lange Zeit unausgesetzten segensreichen Wirkens. Freilich hatte er auch künftig noch mit Hindernissen, Störungen und Wirrsalen oft genug zu kämpfen; freilich kamen noch häufig Drangsale, die ihn wieder als das vor langen Jahren prophezeite „Kreuz vom Kreuze" bewährten; freilich mußte er noch häufig unbilligen Zumuthungen gegenüber ein kräftiges „Non possumus!" aussprechen; freilich hatte er namentlich viel „Kreuz" zu dulden von dem Kreuze in der savoyischen Fahne, und mußte sich gegen die monarchische Revolution wehren, nachdem die republikanische überwunden war: aber solche Leiden und Demüthigungen, solche Schrecken und Greuel, wie das letzte Jahr sie ihm gebracht, blieben ihm fortan erspart, aus Rom brauchte er nicht mehr zu entfliehen, und seine Einwirkung auf die Christenheit blieb im großen Ganzen frei und ungestört.

Wollten wir nun das Wirken unseres großen Papstes in den nächsten zwanzig Jahren mit Genauigkeit verfolgen, dann müßten wir zugleich über die Geschicke des Kirchenstaates und der ganzen katholischen Welt in diesen zwei Decennien ausführlich berichten; denn auf diesen zwei Gebieten fiel in dieser Zeit nichts Bedeutendes vor, ohne daß der Name des Papstes dabei genannt, ohne daß seine Hand dabei mehr oder minder thätig gewesen wäre. Eine solche



Ricci. Stella. Merode. Cinni. Borromeo. **Pius IX.** Talbot. Hohenlohe. Negrotto. Antonelli. Pacca. Marinelli.

mit seiner nächsten Umgebung
(famiglia pontificia)
1850.

Schilderung würde aber nicht ein paar Bogen, sondern viele Bände füllen: so reich sind die Ereignisse im Staats- und Kirchenleben dieser Jahre, so mannigfaltig und bedeutsam sind die Conflicte zwischen Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum, so fruchtbar ist das Pontificat Pius des Neunten an großen Thaten.

Man darf sogar sagen: das Pontificat Pius des Neunten ist das fruchtbarste, segensreichste und merkwürdigste unter allen Pontificaten der Neuzeit. In großen Zügen, mehr andeutend als ausführend, wollen wir auf den folgenden Blättern erzählen, worin diese Fruchtbarkeit, dieser Segensreichthum, diese Merkwürdigkeit vor Allem besteht. Doch dürfen wir darüber nicht vergessen, daß wir vor allem Andern uns mit der Person Pius des Neunten zu beschäftigen haben, daß wir von seinen großen Thaten zwar, doch auch von seinen persönlichen Erlebnissen und von seinen Freuden und Leiden zu erzählen haben. Das Kind sahen wir unter Freud' und Leid gedeihen. Den Jüngling sahen wir innerlich kämpfen, äußerlich leiden und dann zum starken Manne reifen. Den Mann sahen wir in kleinen wie in großen Kreisen, in fernen Welten wie auf Bischofsstühlen segensreich und kräftig wirken. Den auf die höchste Staffel dieser Welt Gehobenen sahen wir gleich anfangs in einen Strudel des Wirrsals gestürzt, wir sahen ihn den Kelch des Leidens bis zur Hefe leeren, wir sahen ihn sodann zwar mit gebleichtem Haare, doch ungebeugten Geistes aus grauenvoller Katastrophe hervorgehen. Jetzt wollen wir die weiteren großen Ereignisse nicht eher an uns herantreten lassen, als bis wir zwanzig lange Jahre, worin ein Tag dem andern gleicht, zusammengefaßt und unsern großen Papst, unsern geliebten Vater in seiner äußeren Erscheinung, in seiner Häuslichkeit, in seinem täglichen Leben betrachtet haben.

Treten wir vom Petersplatze aus in die Vorhalle des Vaticanischen Palastes, so fällt unser Auge zunächst auf einen Trupp Schweizergardisten, die hier am Eingang Wache stehen. Sie sehen sehr malerisch aus mit ihren blinkenden Panzern, mit ihren bunten Waffenröcken, mit den wallenden Federbüschen auf dem Helm und den mächtigen Hellebarden in der Hand. Schnitt und Farbe des phantastischen Costüms blieben schon seit mehr als drei Jahrhunderten genau dieselben. Kein Geringerer als der große Raffael von Urbino war es, der sie damals entwarf und zeichnete.

Steigen wir dann die hohen breiten Treppen hinauf, erst bis in den hochliegenden großen Hof, dann wieder zwei Treppen höher, so begegnen uns in dem ersten geräumigen Vorzimmer wieder die Schweizer. Im zweiten Zimmer finden wir rothgekleidete Kammerdiener, im dritten eine Abtheilung der bürger-

lichen Guardia palatina oder Palastwache, im vierten eine Anzahl Nobelgardisten, im fünften die dienstthuenden weltlichen und geistlichen Kammerherrn. Alle diese Räume sind hoch und weit, der fünfte aber ist ein eigentlicher Saal und es steht ein Thronsessel darin; denn hier werden die feierlichen Audienzen



Unteroffizier — Offizier — Soldat
der päpstlichen Schweizergarde.

gegeben. Jetzt kommt ein kurzer schmaler Gang, und wenn wir den durchschritten haben, und sich am Ende desselben die Thür vor uns geöffnet hat, so stehen wir im Wohn- und Arbeitszimmer des heiligen Vaters.

Das ist ein kleiner und nicht bloß für einen Fürsten äußerst bescheidener Raum: eines der bescheidensten Zimmer unter den elftausend, welche der Vatican als der größte Palast dieser Welt umfaßt, und von denen der Herr des Palastes überhaupt nur drei für sich benutzt: das kleine Wohnzimmer, das nicht viel

größere Schlafgemach und einen ebenfalls sehr schlichten Speisesaal. Die Wände des Wohnzimmers sind mit seidenen Tapeten behängt, den Boden bedeckt eine schlichte, nicht einmal mit Teppichen belegte Steinflur. Ein Tisch im Hintergrunde, auf welchem man ein Crucifix erblickt, ein zweiter Tisch an der Langseite, auf demselben eine kleine Marmorstatue der unbefleckten Jungfrau, Bücher und Papiere, hinter demselben ein Sessel mit dem Baldachin darüber, außerdem noch ein paar Stühle: das ist das ganze Meublement. An dem Arbeitstische auf dem Sessel sitzt der heilige Vater, wie unser Secundizbild ihn zeigt; hier liest und schreibt er, hier gibt er die Privataudienzen, hier läßt er sich von seinen Beamten Bericht erstatten und gibt denselben seine Entschlüsse kund.

Haben wir das Glück, dem heiligen Vater bis hieher persönlich nahen zu dürfen, so wendet er uns gleich beim Eintritte sein mildes Antlitz zu, und reicht uns dann, sobald wir unter den üblichen drei Kniebeugungen zu ihm herangetreten sind, liebreich seine Vaterhand zum Kusse. Dann bringen wir vor, so gut es unter dem überwältigenden Eindrucke gehen will, was wir an Bitten, Wünschen, Grüßen vorzubringen hatten, und mit der Liebe eines Vaters geht er auf jedes Wort des Kindes ein. Aber wir hören oft nur halb, was er so liebreich zu uns spricht: denn unsere Geistes- und Körpersinne werden vollständig gefangen genommen von dem Ausdrucke der Engelsmilde in diesem schönen Greisenantlitze, von der durchdringenden und doch wohlthuenden Tiefe seines unvergleichlichen Auges und von dem unbeschreiblichen Wohllaute seiner glockenhellen, klaren, weichen Stimme, welcher die Worte in der melodischen Sprache Hesperiens wie Perlen von den Lippen gleiten.

Vielleicht hat der heilige Vater mit uns gescherzt, vielleicht hat er ernst belehrt, vielleicht hat er scharf gerügt, vielleicht hat er freudig gedankt: jeder wechselnde Gedanke und jede neue Empfindung hat sich auf seinem Antlitze, in seinem Auge, in dem Tone seiner Stimme wunderbar deutlich abgespiegelt. Doch tiefer werden wir niemals ergriffen, als wenn er uns zum Schlusse mit bewegter Stimme für uns selbst und für die Unsrigen seinen heiligen Segen gibt, den wir auf den Knieen mit tiefer Inbrunst empfangen. Reicht er uns dann zum Abschied wieder seine Vaterhand, dann fällt wohl oft eine Thräne darauf, und mit Mühe nur können wir uns enthalten, die segenspendende Hand Dessen, der hier auf Erden die Stelle des Heilandes vertritt und nach dem Vorbilde des Heilandes sich wie ein Vater liebevoll zu uns herabläßt, wieder und wieder inbrünstig zu küssen.

Der heilige Vater ist von hoher, imponirender Gestalt. Die ehemalige Zartheit seines Körpers hat sich im Lauf der Jahre in eine stattliche Fülle um-

gewandelt, welche den wohlthuenden Eindruck der kräftigsten Gesundheit macht. In der That wurde Pius seit dem Jahre 1817 von keiner ernstlichen Krankheit mehr befallen. Nur an Blutandrang zum Kopfe litt er von Zeit zu Zeit, und mußte deshalb von den Aerzten zu fleißiger Bewegung gemahnt werden. Eine seit Jahren schon offene Fußwunde belästigt ihn in keiner Weise: sofern die schweren Festgewänder ihn nicht behindern, tritt er mit leichten, festen und für sein Alter ungewöhnlich raschen Schritten auf. Von seiner Gesundheit hat sein kürzlich verstorbener Leibarzt Dr. Alertz — ein Deutscher aus Aachen und derselbe Arzt, unter dessen Namen Graf Spaur den heil. Vater nach Gaëta entführte — vor nunmehr fünf Jahren gesagt: „Der Papst hat eine Constitution, die noch für zwanzig Lebensjahre und darüber ausreicht."


Pius im Hausgewande.

Zu Hause trägt der heilige Vater eine enganschließende, bis auf die Füße reichende Soutane von weißem Tuche, mit einem Schulterkragen von demselben Stoffe. Ein schlichtes goldenes Kreuz an einfacher Kette fällt auf der Brust auf einen breiten weißseidenen Gürtel herab, dessen Enden tief hinunterfallen und in goldene Eicheln auslaufen. Den Scheitel bedeckt ein rundes weißseidenes Käppchen. Die Füße sind von niedrigen weißseidenen Schuhen umschlossen, über denen weiße Strümpfe sichtbar werden, und auf deren Mitte ein Kreuz mit Goldfäden eingestickt ist. Dieses Kreuz, das Zeichen unserer Erlösung, küßt man bei dem üblichen Fußkusse.

Begibt der Papst sich in's Freie, so schlägt er um den weißen Talar, wie die Cardinäle, einen weiten, je nach der Jahreszeit mehr oder minder leichten Mantel und bedeckt sein Haupt mit dem runden, breitgeränderten, an den Seiten emporgezogenen rothen Hut der Cardinäle.

In den Consistorien sowie bei feierlichen Audienzen trägt der Papst über der Soutane ein anschließendes Spitzen-Rochett, darüber eine reichgestickte Stola, darüber die rothseidene, mit Hermelin verbrämte Mozzetta, auf dem Kopfe zur Sommerzeit das weiße Käppchen, zur Winterszeit eine mit der Mozzetta an Stoff und Farbe stimmende, das ganze Kopfhaar bedeckende Mütze. Nur an den vornehmsten Kirchenfesten legt er für die sogen. Cappella papale — d. h. für die feierliche Messe oder Vesper, welcher der Papst, umgeben von dem Cardinals-Collegium und den übrigen Prälaten und Hofstaaten, anwohnt — über die Stola den schimmernden Chormantel an und trägt auf dem Haupte entweder den von Edelsteinen blitzenden Bischofshut, die Mitra, oder — wie unser kleines Bild es zeigt — die schwere strahlende dreifache Krone, das Triregnum, die päpstliche Tiara.



Pius auf dem Throne.

Es ist nicht zu leugnen: am imponirendsten wirkt die Erscheinung unsers herrlichen Papstes, wenn man ihn so mit den Insignien seiner hohen Macht und Würde geschmückt und ihn von dem ganzen Glanze seines hohepriesterlichen und königlichen Ranges umgeben sieht. Da scheint seine hohe Gestalt förmlich gewachsen; die bezaubernde Anmuth seines Antlitzes ist nicht geschwunden, sie hat sich nur mit tiefem Ernste und ehrfurchtgebietender Majestät gepaart. Derselbe Mann, welcher in seinem Zimmer unsern kleinlichen Angelegenheiten freundliches Gehör schenkte, steht jetzt vor uns in seiner ganzen unvergleichbaren Majestät als Oberherr der Christenheit. Vor ihm beugen sich die Fürsten der Kirche wie der Welt, und er selbst beugt sich in Demuth vor seinem wie vor unserm göttlichen Herrn und Heilande; und in ungestörter Sammlung, mit inbrünsti-

ger Andacht, betend für sich und für die ganze Welt, hat er nur Sinn und Auge für die hehren Geheimnisse, die sich in seiner Gegenwart vollziehen.

Der heilige Vater steht regelmäßig Morgens gegen sechs Uhr auf. Sein Erstes ist ein innerlicher Aufblick zu Gott, voll Dankbarkeit für die Ruhe der Nacht, voll inständigen Flehens um Beistand für die Arbeiten des Tages. Nachdem er sich mit Hülfe eines Kammerdieners angekleidet, hält er eine kurze Morgenbetrachtung, zu welcher ihm besonders die ‚Nachfolge Christi‘ des ehrwürdigen Thomas von Kempen und die ‚Philothea‘ des heiligen Franz von Sales eine liebgewonnene Anleitung geben. Um sieben Uhr geht er in seine Privatkapelle und liest mit einer Andacht, welche alle Zeugen tief erbaut, die heilige Messe. Zu der Vorbereitung und Danksagung benutzt er außer den liturgischen Gebeten namentlich das ausgezeichnete ‚Scutum fidei‘, den ‚Glaubensschild‘ des P. Boppert. Dann wohnt er noch einer zweiten, von einem seiner Hofkapläne gefeierten Messe bei. Während derselben betet er meist innerlich und wortlos, nur die heiligen Geheimnisse betrachtend; doch schlägt er auch wohl das Brevier auf und absolvirt die kleinen Tagzeiten.

Ist so der Tag mit Gott begonnen und der Seele fürgesorgt, so wird das Frühstück eingenommen. Ueber die Maaßen bescheiden, besteht es nur aus einer Tasse „mischio“, halb Chokolade, halb Kaffe, und aus einem Brödchen. Währenddeß beginnen schon die Arbeiten: der Maggiordomo oder Obersthofmeister und der Maëstro di Camera oder Oberstkämmerer erscheinen, und berichten über die Angelegenheiten des Haus- und Hofhaltes, über die angemeldeten besondern Audienzen u. s. w. Ihnen folgt der Privatsecretär des Papstes, welcher die seit dem Abend eingelaufenen Briefe vorlegt, um die Anweisungen zur Erledigung derselben in Empfang zu nehmen.

Gleich darauf — noch vor 9 Uhr — erscheint der Staatssecretär, Cardinal Antonelli, zur gewohnten Morgenaudienz. Er wohnt im Vatican, einen Stock höher als sein Herr; zweimal täglich erstattet er demselben regelmäßig Bericht; doch wird er nicht selten noch außerhalb dieser Stunden wiederholt eingeladen, dem heiligen Vater über eben aufgetauchte Fragen Auskunft und Rath zu geben und für dringende Fälle sofort dessen Entscheidungen entgegen zu nehmen.

Nun folgen die Audienzen für die anderen Cardinäle, Minister und sonstigen Oberbeamten. Sie beginnen Morgens um zehn Uhr und werden Nachmittags um fünf Uhr wieder aufgenommen. Geistliche und weltliche Berichte und Verhandlungen lösen sich hier in stetem Wechsel ab. Der Papst vereinigt ja in sich die Würden eines Souverains und eines Hohepriesters. So

wächst für ihn die Zahl der amtlichen Audienzen höher an, als irgend ein anderer geistlicher oder weltlicher Fürst sie zu geben hat.

Außer den täglich wiederholt erfolgenden Berichten und Meldungen des Staatssecretärs und der Oberhofchargen empfängt der Papst regelmäßig zweimal in der Woche an festgesetzten Tagen die Minister des Innern und der Finanzen, den Polizeidirector, die Secretäre der Breven, der Bittschriften, der lateinischen Briefe und der Briefe an die Fürsten, den päpstlichen Auditor, den Prodatar und den Subdatar. Einmal wöchentlich erscheinen zum Vortrage die Congregation des heiligen Officiums oder der Inquisition, der Präsident der Staats-Finanzconsulta, der Großpönitentiar und der Großalmosenier, die Cardinal-Präfecten der Propaganda, der Studien und des Cassationshofes, die Generalsecretäre der Congregationen des Consistoriums, des Concils, der Bischöfe und Ordensgeistlichen, der Propaganda und der orientalischen sowie der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, die Minister des Handels und des Krieges, der Assessor des heiligen Officiums, der Magister des apostolischen Palastes, der Präsident des Tribunals der Consulta und der Oekonom nebst dem Secretär der Fabrik von St. Peter. Alle vierzehn Tage kommen die Secretäre der Congregation für Klosterdisciplin, die Präsidenten des Hospizes San Michele und des Hospitales Santo Spirito. Jeden Monat einmal erscheinen der Promotor fidei, die Secretäre der Congregationen des Index, der Riten, der Immunität und der Visita apostolica, der Senator von Rom, der Generalanwalt der Armen, der Präsident der geistlichen Adelsakademie und der Generaldirector des Gefängnißwesens.

An diese officiellen, die stetig wiederkehren, schließen sich die Privat-Audienzen. Auch von diesen läßt sich sagen, daß kein anderer Fürst sie in ähnlicher Anzahl zu geben hat. Denn nach Rom wird gepilgert aus der ganzen Welt, und Alles, was dahin pilgert, zumal wenn es katholisch ist, beansprucht gewissermaßen, nicht bloß den Papst zu sehen, sondern auch von ihm gesehen zu werden, persönlich ihm zu nahen, seinen besondern Segen zu empfangen, Worte der Huld und Liebe aus seinem Munde zu hören. Und Pius ist für Alle da, er weigert Keinem den Zutritt, mag er nun zu seinen Römern, mag er zu seinen Kindern aus andern Völkern und Ländern gehören.

So kommen denn bunt durcheinander in seine Zimmer gekrönte Häupter und fürstliche Hoheiten, Bischöfe und Ordensgenerale, Weltgeistliche und Mönche, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, Kaufleute und Handwerker, bis hinab zum schlichten armen Tagelöhner: und nach dem Muster, was er selbst davon in frühen Jahren schon entwarf, ist Pius stets und immer „leutselig,

gütig und nachsichtig, und das nicht bloß den Fürsten und Großen gegenüber, nicht bloß im Verkehre mit den Königen dieser Welt, sondern lieb und freundlich mit den niedrigsten seiner Diener, mit Allen, die ihm ihren Jammer klagen, mit Allen, die ihm ihre Beschwerden vortragen, mit Allen, die ihn mit ihren Kleinkrämereien belästigen, ohne daß jemals ein Vorwurf, ein scheeler Blick, ein scharfes Wort sie stößt oder abschreckt."

Doch können begreiflich nicht alle die Hunderte und Tausende täglich allein zu dem Hohepriester gelangen. Der Andrang zu den Audienzen ist namentlich zur Winterszeit so groß, daß die Bewilligung oft erst nach mehr als vierzehn Tagen gegeben werden kann, und daß alle Diejenigen, welche kein besonderes Anliegen haben, sich begnügen müssen, gemeinschaftlich zum Fußkusse zugelassen zu werden. Diese empfängt der h. Vater in der Regel auf einem der saalartigen Corridore, wenn er sich in's Freie begeben will; für den Empfang der Damen ist ein eigener Gartensalon bestimmt. Auch bei solchen gemeinschaftlichen Audienzen hat Pius meist noch für die Einzelnen außer dem Segen ein freundliches, bald heiteres, bald ernstes Wort.


Pius auf der Promenade.

Nachmittags gegen zwei Uhr darf Pius wieder daran denken, seinen Leib etwas zu stärken. Er speist allein; nur außerhalb Rom's, auf seinen Landhäusern, darf er die Vorschriften der Etiquette verlassen und seine Begleiter und Gäste mit an die Tafel ziehen. Während des Mahles führt er mit seinen Kammerherren und Dienern ein leichtes Gespräch. Daß die Tafel nichts weniger als verschwenderisch bestellt ist, hörten wir schon: ein einziger Scudo, ein einziges Fünffrankenstück, darf täglich dafür ausgegeben werden.

Nach der Tafel pflegt der heilige Vater nach italienischem Brauche ein wenig der Ruhe. Dann betet er Vesper und Complet und macht sich körper-

liche Bewegung. Bei gutem Wetter geht er in die Gärten des Vatican, oder er fährt auch aus der Stadt, steigt vor dem Thore aus dem Wagen und ergeht sich dann im Freien. Häufig sieht man ihn so auf dem Pincio, dem schönen, hochgelegenen Ziergarten Rom's, oder in der benachbarten Villa Borghese, und alsbald hat er ein großes Geleite von Lustwandlern Bittstellern und Bettlern. Pius ist mild und freundlich gegen Alle: er segnet die ehrfürchtig Niederknieenden, er winkt den Bittstellern, ihre Eingaben seinen Begleitern einzuhändigen, er läßt jedem Bettler durch einen seiner Diener ein kleines Almosen spenden, er wendet sich hin und wieder mit freundlicher Herablassung einer bekannten Familie, einem kleinen Kinde, einem jungen Soldaten, einem armen Krüppel zu: sein Weg ist Segen und Wohlthun, pertransivit benefaciendo.

Gegen fünf Uhr beginnen wieder die amtlichen Audienzen, deren Zahl sich durchschnittlich jeden Morgen auf vier bis sechs, jeden Nachmittag auf drei bis fünf beläuft. Die Abendaudienzen dauern meist bis neun oder zehn Uhr, nur unterbrochen durch die kurze, für das einfache Nachtessen bestimmte Zeit. Dann zieht der heil. Vater sich zurück, betet sein Brevier, hält die Abendbetrachtung und legt sich gegen elf Uhr nieder in sein schlichtes Bett, wie er am frühen Morgen sich daraus erhob: mit dem Danke für Gottes neugewährte Gnade und mit der Empfehlung in Gottes Schutz.


Pius in der Mozzetta.

Das ist der Tageslauf des Papstes, wie er sich stetig wiederholt. Nur die Sonn- und Feiertage machen eine Aenderung. Dann ruhen die amtlichen Vorträge und Berathungen, mit Ausnahme der dringendsten; an ihre Stelle tritt ein größerer Zeitaufwand für gottesdienstliche Feierlichkeiten. Viermal im Laufe des Jahres feiert Pius selbst das Pontificalamt: Weihnachten, Ostern und am Peterstage in St. Peter, Fronleichnam in der Sixtinischen Kapelle. Beinah fünfzig Mal im Jahre hält er „Cappella papale“ d. h. er assistirt im päpstlichen Ornate dem feierlichen Gottesdienste, sei es Hochamt oder Vesper, um-

geben von dem ganzen Cardinals=Collegium und den gesammten Hofstaaten, zu denen auch die Fürsten Colonna und Orsini als privilegirte Thronassisten=ten und der Senator nebst den Conservatoren von Rom gehören. In der Regel findet diese Feier statt in der Sixtina innerhalb des Vatican, Christi Himmel=fahrt und am Johannistag im Lateran, Mariä Verkündigung in S. Maria sopra Minerva, am Feste des h. Philippus Neri in Chiesa Nuova oder S. Ma=ria in Vallicella als der Kirche dieses Patrones der Stadt Rom, Mariä Him=melfahrt in S. Maria Maggiore, Mariä Geburt in S. Maria del Popolo, endlich am Feste des heil. Carl Borromäus in dessen Kirche am Corso.

Es bedarf nicht der Aufregungen aus den Jahren 1847 und 1848, es be=darf überhaupt keiner besonderen Anregung und noch weniger einer heimtücki=schen Demonstration: um eine große Menge Volkes stets dahin zu ziehen, wo der heil. Vater dem feierlichen Gottesdienste anwohnt. Man freut sich immer wieder, ihn zu sehen, man sehnt sich immer wieder, von seiner Hand gesegnet zu werden, man ist stets auf's neue bezaubert von der Hoheit und der Milde, von dem Liebreiz und der Andacht, welche seine Erscheinung umfließen, und man wird fromm und andächtig mit ihm.

So sonderbar es lautet, es ist doch wahr: an Sonn= und Feiertagen wird mehr der Leib, an Werktagen mehr der Geist des heil. Vaters angestrengt. Die feierlichen Gottesdienste, welche viele Stunden dauern und während dieser Stunden eine vorgeschriebene und oft nichts weniger als bequeme Haltung des Körpers verlangen, müssen für einen fast achtzigjährigen, in die schwersten Stoffe gekleideten Greis sehr anstrengend sein. Aber der liebe Gott hat dem ehrwürdigen Greise die Leibeskräfte so rüstig bewahrt, daß wir nur sehr selten eine Ermüdung und Abspannung an ihm gewahren; nicht einmal dann, wenn er vom frühen Morgen bis zum Mittag am Altare und auf dem Throne weilen muß, ohne seit dem Abend etwas genossen zu haben.

Und das Gebet, die einzige Geistesarbeit bei diesen Festlichkeiten, das Ge=bet wird dem frommen Pius, diesem Manne des Gebetes, leicht. Wie oft hör=ten wir es schon, daß es in jeder Noth, bei jedem Anlasse sein Erstes war, zum Gebete in die Kniee zu fallen; wie oft hörten wir ihn gleichsam unwillkürlich in ein Bittgebet für seine Anliegen, in ein Dankgebet für Gottes Güte, in die flehentliche Fürbitte für seine Feinde ausbrechen. So betet er jeden Morgen und jeden Abend, so betet er namentlich, wenn er, selbst einem Opferlamm an Unschuld, Demuth und Ergebung gleich, das heilige Meßopfer darbringt; und die Eindrücke dieser Stunde geben seinem ganzen Tage das Gepräge. Man darf sogar sagen: das ganze Leben unsers großen frommen Papstes mit all

seinem Thun und Lassen ist ein fortwährendes Gebet; seine ganze Handlungsweise, sei es in religiösen, sei es in politischen Dingen, ist eine stetige Erneuerung der Bitte: „Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Haben wir den Papst in seiner Häuslichkeit und Tagesgewohnheit betrachtet, dann geziemt es sich, auch seiner häuslichen und täglichen Umgebung mit kurzen Worten zu gedenken. Doch wollen wir uns dabei auf jene Personen beschränken, die irgendwie in's öffentliche Leben traten.

Sobald Pius nach seiner Rückkehr aus der unfreiwilligen Entfernung von Rom wieder zur Ruhe gelangte, besetzte er seinen Hofstaat als Vater der ganzen Christenheit mit Edelmännern der verschiedensten christlichen Nationen. Sein Obersthofmeister war Msgr. de'Medici, ein Nachkomme des alten Florentiner Fürstengeschlechtes. 1856 zum Cardinal ernannt, starb er schon 1857. Oberstkämmerer wurde Graf Eduard Borromeo, durch Abstammung verwandt mit dem heil. Carl Borromäus. Pius ertheilte dem jungen Edelmanne selbst die heil. Weihen, machte ihn 1856 zum Maggiordomo und beförderte ihn zwölf Jahre später zum Cardinal. Der Nachfolger Borromeo's, erst als Maëstro di Camera, dann als Maggiordomo, wurde Msgr. Pacca, ein Neffe des berühmten Cardinals und Staatsmannes. An dessen Stelle als Oberstkämmerer trat später der junge Graf Ricci. Dann wurden unter die dienstthuenden geistlichen Kammerherren aufgenommen: der französische Graf Falloux, ein Bruder des bekannten Staatsmannes, jetzt Vorstand der apostolischen Canzlei; der deutsche Prinz Gustav Hohenlohe, ein Bruder des Herzoges von Corvey und des zeitweiligen Ministerpräsidenten von Bayern, später zum Almosenier und Erzbischof von Edessa, dann 1866 zum Cardinal befördert; der belgische Graf Xaver de Mérode, später mehrere Jahre Kriegsminister, jetzt Almosenier und Erzbischof von Melitene; Georg Talbot de Malahide, ein Convertit aus dem altenglischen Geschlechte der Talbot und Schrewsbury. Daß der altbewährte Freund des Papstes, Canonicus Stella, ebenfalls eine Stelle im päpstlichen Hause erhielt, hörten wir schon früher. Somit befanden sich viele Jahre lang unter denen, welche die Person des heil. Vaters fortwährend umgeben, mit ihm am meisten und vertraulichsten verkehren, seine nächsten Begleiter sind im Wagen wie zu Fuße, in der Kirche wie im Garten, bei Besuchen wie auf Spaziergängen: neben mehreren Italienern ein Deutscher, ein Franzose, ein Belgier und ein Engländer.

Drittes Capitel.

Bis zum großen Marienfeste.



Die nämliche Theilnahme, welche Pius den verschiedenen katholischen Völkern an seinem geistlichen Hofstaate bewilligte, wollte er auch auf das heilige Collegium der Cardinäle ausdehnen. Bei seinem Regierungsantritte befanden sich unter den vorhandenen 61 Cardinälen nicht mehr als neun Nichtitaliener, von denen überdies vier schon binnen Jahresfrist starben, so daß im Sommer 1847 nur noch fünf übrig waren: die Cardinal-Erzbischöfe Sterckx von Mecheln, Bonald von Lyon, Schwarzenberg von Prag und Latour d'Auvergne von Arras, und der Patriarch Carvalho von Lissabon. Indeß hatte Pius schon 1846 die Erzbischöfe Dupont von Bourges und Giraud von Cambray mit dem Purpur ausgezeichnet. Als er aber jetzt in dem ersten Consistorium nach seiner glücklichen Heimkehr, bei der umfassendsten Cardinals-Promotion die seit fünfzig Jahren vorgenommen ist, am letzten September 1850, unter vierzehn Prälaten nur vier Italiener und nur zwei Römer, neben diesen aber nicht weniger als zehn der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten aus andern Ländern zur Cardinalswürde erhob: da ging ein Jubelruf durch die ganze katholische Welt. Jene vierzehn aber waren: die Erzbischöfe Figueredo von Braga, Bonnel y Orbe von Toledo, Romo von Sevilla, Gousset von Rheims, d'Astros von Toulouse, Mathieu von Besançon, Geissel von Köln, Sommerau-Beckh von Olmütz, Wiseman von Westminster und Cosenza von Capua, Fürstbischof Diepenbrock von Breslau, Bischof Pecci von Gubbio, der Pariser Nuntius Fornari und Msgr. Roberti. Eine so zahlreiche Vertretung im heil. Collegium hatten die fremden Völker seit undenklichen Zeiten nicht mehr gehabt.

Die Ernennung Wiseman's erinnert uns aber an eine andere größere und wichtigere That des Papstes. Wir nannten den berühmten englischen Prälaten

„Erzbischof von Westminster", und doch gab es seit den Zeiten der Reformation in England und Schottland keine katholischen Bischöfe mehr. Mit der kirchlichen Freiheit war auch die kirchliche Verfassung unterdrückt, und erst vor zwanzig Jahren hatte Daniel O'Connell glücklich sein nächstes Ziel, die „Emancipation" der Katholiken, die Berechtigung derselben zur Uebernahme von Staatsämtern und besonders zum Eintritte in's Parlament, nach schwierigem Kampfe erreicht. So wurde das Jahr 1829 für die englischen Katholiken gleichsam der Austritt aus den Katakomben in das freie Licht. Aber noch durften nur in Irland, nicht auch in England und Schottland, katholische Bisthümer und Bischöfe sein, obwohl die katholische Kirche, namentlich in Folge der ungemein häufigen Conversionen von Geistlichen, Gelehrten und Edelleuten, von Jahr zu Jahr an Seelenzahl erstaunlich wuchs.

Deshalb hatte Gregor XVI. schon 1840 die Zahl der apostolischen Vicariate verdoppelt. Jetzt aber, zehn Jahre später, ging Pius auf den einstimmigen Wunsch der englischen Prälaten und mit Zustimmung des Cardinal-Collegiums zu dem entscheidenden Schritte über: durch die Bulle „Universalis ecclesiae" vom 29. September 1850 stellte er die katholische Hierarchie im eigentlichen England wieder her, und Nikolaus Wiseman war genau seit einem Tage „Erzbischof von Westminster", als er mit den dreizehn andern Prälaten zum Cardinal erhoben wurde. Zwölf Diöcesan-Bischöfe wurden gleichzeitig mit ihm für England ernannt, und die Sitze derselben mit dem Erzbisthume Westminster zu einer Kirchenprovinz verbunden. Es sind die Bisthümer Southwark, Hexham, Beverley, Liverpool, Salford, Schrewsbury, Newport, Clifton, Plymouth, Nottingham, Birmingham und Northampton.

In England erhob sich alsbald ein wüthender Sturm über diese „päpstliche Anmaßung". Allein weder Pius, noch der durch Tugend und Wissenschaft, weltmännische Feinheit und persönliche Liebenswürdigkeit gleich sehr hervorragende Mann, den er an die Spitze der englischen Kirche gestellt, ließen sich Schrecken einjagen. Wie arg man in den Blättern auch schrie: „No popery; keinen Papismus!", wie oft der aufgehetzte Pöbel zu Krawallen überging, wie rasch das Ministerium seine „Titelbill" einbrachte, nach welcher die katholischen Bischöfe ihre Titel von keiner englischen Stadt entnehmen sollten, und wie demonstrativ das Parlament diese Bill wie die Kleider- und Klösterbill annahm: Pius nahm seine Bulle nicht zurück, die Bischöfe nannten sich nach wie vor nach den englischen Städten, und der Cardinal erließ ein würdevolles „Manifest an das englische Volk". Was war die Folge? Der sinnlose Sturm tobte bald aus, die Conversionen mehrten sich in unerhörter Zahl, die Titelbill

wurde von Niemand beachtet, allmälig vergessen und zuletzt annullirt, und als der große Cardinal sein segensreiches Erdenwirken am 15. Februar 1865 beschloß: da widmeten die nämlichen Blätter, die ihn vor vierzehn Jahren noch lieber verbrannt als verbannt hätten, ihm als einem der größten Engländer die ehrenvollsten Nachrufe. Die englische Kirche selbst aber wird nach Jahrhunderten noch ihren größten Aufschwung mit dankbarer Empfindung an den Namen Pius des Neunten knüpfen.

Dieselbe Dankbarkeit schuldet Holland unserm Papste. Auch hier bestanden seit langer Zeit bloße apostolische Vicariate, welche für die Verwaltung der an Seelenzahl stetig wachsenden Sprengel nicht mehr ausreichten. Sobald nun der bisher von dem Calvinismus so schwer bedrückten Kirche durch die neue Verfassung die freie Bewegung gegönnt war, stellte Pius auch hier die langersehnte bischöfliche Hierarchie wieder her: der alte Bischofssitz Utrecht wurde wieder zum Erzbisthume erhoben und mit den neuerrichteten Bisthümern Haarlem, Herzogenbusch, Breda und Ruremond zu einer Kirchenprovinz vereinigt. Die nächste Zeit bot mit ihren Protesten, Adressen und Kammerdebatten ein schwaches Abbild des No-popery-Sturmes in England; indeß dort wie hier trat bald wieder Ruhe ein, und die Bisthümer blieben.

Nicht mindere Freude erlebte Pius in jenen Jahren an seinen deutschen Mitbrüdern und Kindern. Die junge Saat der Freiheit, welche das Jahr 1848 ausgestreut hatte, trug vor Allem der Kirche die schönsten Früchte ein. Allüberall regten sich die Oberhirten, rührten sich die Seelsorger und Lehrer, vereinigten die Laien sich zu kirchlichen Vereinen. Die Bischöfe traten noch 1848 in Würzburg zusammen, beriethen sich über gemeinschaftliches Vorgehen, und sprachen eindringlich und würdevoll zu ihren Heerden. In Preußen wahrte der Episkopat durch energische Einsprache die von dem Verfassungsentwurfe bedrohten Rechte der Kirche. In Bayern erließen die Bischöfe gemeinsam eine Denkschrift an die Krone, daß der Kirche ihr durch das Concordat gesichertes, doch widerrechtlich vorenthaltenes Recht endlich zu Theile werde. In Oesterreich verlangten die in Wien versammelten Bischöfe die endliche Aufhebung der drückenden Fesseln der Staatsbevormundung und Unfreiheit, in welchen die Kirche seit Joseph II. schmachtete; und mit ihnen hatte Pius die große Freude, schon am 18. April 1850 durch den edelmüthigen Kaiser Franz Joseph einen Erlaß publicirt zu sehen, welcher das Regierungs-Placet aufhob, den unmittelbaren Schriftverkehr der Bischöfe mit Rom freigab und alle liturgischen und disciplinären Anordnungen in das freie Belieben der Bischöfe stellte. Gleichzeitig wurde der Abschluß eines Concordates in dem bezeichneten

Sinne in Aussicht gestellt, und damit war die von Pius schon in seiner Allocution vom 29. April 1849 angedeutete Hoffnung ihrer Erfüllung nahe gebracht.

Pius gab überall Mahnung und Aufmunterung, Anerkennung und Trost. Den Fürsten dankte er, wo immer sie gegen die Kirche sich gütig bewiesen; den Bischöfen ertheilte er apostolische Rathschläge, billigte ihr weises Vorgehen, unterstützte ihr kräftiges Eintreten für das gute Recht der Kirche durch das Gewicht seiner apostolischen Stimme, belobte sie wegen ihres Hirteneifers; den Laien endlich, die sich berichtend, glückwünschend und bittend an den Nachfolger Petri wandten, drückte er seine Freude aus über ihren Eifer für die gute Sache und spendete ihnen zum Gelingen ihrer Bestrebungen den apostolischen Segen.

In Deutschland waren es namentlich die katholischen Vereine, die sich der besonderen Huld des heil. Vaters zu erfreuen hatten. Rasch emporgesproßt auf dem willkommenen Boden des eben bewilligten Vereinsrechtes, stellten sie sich gleich anfangs als „Pius-Vereine" unter den Schutz ihres großen Vorbildes im Kampfe für Freiheit und Recht, traten zusammen in größeren und kleineren Versammlungen, hielten durchschnittlich alle Jahre einmal eine großartige, von Tausenden aus allen Gauen Deutschlands und Oesterreichs besuchte Generalversammlung, und regten sich auf derselben immer neu an zu energischem Wirken für die Mehrung des Reiches Gottes auf Erden. Jahr für Jahr baten diese großen Generalversammlungen um den Segen des heil. Vaters, Jahr für Jahr spendete er ihnen denselben mit stets gleicher Huld, Jahr für Jahr sprachen sie in Telegrammen und Adressen ihrem glorreichen Oberhaupte die Gefühle des unbedingten Gehorsams, der unbegrenzten Ehrfurcht und der kindlichsten Liebe aus, Jahr für Jahr gaben sie durch klare und kräftige Resolutionen ihren Gesinnungen für das Recht des apostolischen Stuhles auf seine weltliche Herrschaft Ausdruck, und Jahr für Jahr erinnerten sie ihre katholischen Stammesgenossen an die unabweisliche Pflicht, durch Wort und Schrift, durch materielle Beihülfe wie durch persönlichen Eintritt in das päpstliche Heer den Vater der Christenheit in der Wahrung seiner Rechte thatkräftig zu unterstützen. Solche Vereine, solche Versammlungen, ein solches Zusammenwirken der Laienwelt mit der Geistlichkeit: — es waren vollkommen neue Erscheinungen, werthvolle Früchte der neuerrungenen kirchlichen Freiheit, eifrige Nachahmungen des hohen Beispieles, welches der Statthalter Christi gab.

Pius begnügte sich aber nicht, die eifrigen Bestrebungen der Hirten und Gläubigen bloß mit seiner Anerkennung und seinem Segen zu begleiten: er öffnete für sie auch bereitwillig die Schätze der himmlischen Gnaden, und sobald die vielen alten und neuen Vereine und Bruderschaften den kirchlichen

Vorschriften nur entsprachen, stattete er sie auf gestelltes Ersuchen gern und reich mit Abläßsen und Privilegien aus.

Aber auch diese besonderen Gnadenspendungen genügten ihm nicht. Nicht weniger als achtmal im Laufe der bisherigen vierundzwanzig Jahre hat Pius einen vollkommenen Ablaß in Form eines Jubiläums ausgeschrieben — mehr als irgend ein früherer Papst — und viel häufiger noch sind die Fälle, wo er in minder feierlicher Weise der ganzen Christenheit zur Gewinnung der Ablaßgnaden Gelegenheit gab. Daß man aber nicht denke und sage, der Verwalter des himmlischen Gnadenschatzes sei verschwenderisch damit umgegangen! Pius war und ist der Mann des Gebetes; zu Gebet und Andacht wollte er auch seine Heerde bewegen; und er wußte, daß dafür nichts wirksamer sei, als das stetig erneuerte Beispiel, die stetig erneuerte Aufforderung, und als Weck- und Reizmittel die Gewährung besonderer Gnaden.

Auch that er nie einen so außergewöhnlichen Schritt ohne ganz besonderen und vollwichtigen Anlaß. Von dem ersten Jubelablasse hörten wir schon: er wurde, wie das Herkommen es anbefahl, gleich nach der feierlichen Besitznahme der Lateran-Basilika als der Mutter aller Kirchen des Erdkreises bewilligt. Am Feste Mariä Heimsuchung des Jahres 1850 schrieb Pius dann ein zweites allgemeines Jubiläum aus: theils zur Danksagung für die glückliche Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft; theils zur inständigen Bitte, „daß der Vater der Barmherzigkeit die furchtbaren Stürme gänzlich beruhigen, von Seiner Heerde auch die geheimen Nachstellungen ihrer Feinde gnädig abwehren, die Irrthümer vertreiben, den Glauben vermehren und der Kirche Ruhe und Frieden wiedergeben wolle;" theils endlich zu möglichstem Ersatze für das ordentliche Jubiläum, welches nach Verlauf von 25 Jahren 1850 hätte stattfinden sollen, durch die Revolution aber unausführbar geworden war. Im Laufe des kommenden Winters und Frühjahrs drängte sich die ganze Christenheit mit nie gesehenem Eifer zu den heil. Sacramenten, um sich der Gnadenspende theilhaftig zu machen.

Der dritte Jubiläums-Ablaß folgte schon gegen Ende des folgenden Jahres. Im Spätherbst 1851 sah es in der politischen und bürgerlichen Welt so sturmesdrohend aus, daß wieder eine neue Umwälzung alles Bestehenden befürchtet werden durfte. So wandte sich der Nachfolger Petri wiederum am 21. Nov. 1851 an seine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, schilderte ihnen mit eindringlichen Worten die schweren Gefahren und Schäden der Gegenwart, und forderte sie auf, auch in ihren Sprengeln, wie er es in Rom gethan, Gebete anzuordnen zur Erflehung der göttlichen Milde. Damit aber diese

Gebete desto zahlreicher und inbrünstiger dargebracht würden, öffnete der Stellvertreter Christi wiederum die seiner Obhut anvertrauten Gnadenschätze und bewilligte für die Dauer eines Monats einen neuen Jubiläums-Ablaß. Und wiederum konnte er seine Freude aussprechen, „daß die gläubigen Bevölkerungen aller Sprengel bei diesem Anlasse in größter Anzahl zu den Kirchen geströmt seien, um der Verkündigung des Wortes Gottes beizuwohnen, im Sacrament der Buße den Schmutz ihrer Seelen abzuwaschen, an den Tisch des Herrn zu treten und ihre heißen Gebete dem Allerhöchsten darzubringen.

Doch auch diese reichen Gnadenspenden genügten dem Gebets- und Seeleneifer des frommen Hohepriesters noch nicht. Durch einen ganz besondern Act wollte er den Gebetseifer aller seiner Heerden stärker entflammen; deshalb verkündigte er im Beisein vieler Bischöfe aus allen Theilen der christlichen Welt am 8. December 1854 das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau.

Nicht plötzlich geschah das, nicht unvorbereitet. Schon beinah sechs Jahre zuvor — am Feste Mariä Lichtmeß des Jahres 1849, mitten in der Zeit seiner tiefsten Ohnmacht und Demüthigung — hatte Pius sich an die Oberhirten der ganzen Welt in dieser Angelegenheit gewendet. Er hatte ihnen mitgetheilt, daß seinem Vorgänger wie ihm selbst von Bischöfen und Gläubigen ungemein oft und inständig der Wunsch ausgesprochen sei, die unbefleckte Empfängniß Mariä möge vom apostolischen Stuhle als Lehrsatz der katholischen Kirche ausgesprochen werden. Er hatte ihnen eingestanden, wie sehr sein Herz durch diesen allgemeinen Wunsch erfreut worden, da ihm selbst „von frühester Jugend an nichts so lieb und werth gewesen, als mit besonderer kindlicher Andacht die allerseligste Jungfrau zu verehren und Alles zu befördern, was ihr zum Preis gereichen und ihre Verehrung mehr und mehr verbreiten könne." Er hatte ihnen ferner gesagt, daß er dieser hochwichtigen Angelegenheit seit Anbeginn seines Pontificates eine ernste Aufmerksamkeit zugewendet und um die göttliche Erleuchtung viel gebetet habe. Er hatte ihnen mitgetheilt, daß er, obwohl durch gelehrte Männer schon bisher über diese Frage das hellste Licht verbreitet sei, dennoch einer Anzahl von gelehrten Cardinälen und andern Theologen eigens aufgetragen habe, „den hochwichtigen Gegenstand nach allen Seiten hin sorgfältigst zu erörtern und ihre möglichst gründlichen Gutachten sodann ihm zu unterbreiten." Er hatte die Bischöfe aufgefordert, in ihren Diöcesen besondere Gebete anzuordnen, daß der heil. Geist eine solche Entscheidung herbeiführen möge, wodurch „Gottes Ehre, das Lob der seligen Jungfrau und das Heil der streitenden Kirche gefördert" werde. Er hatte die Oberhirten endlich

dringend gebeten, ihm sobald wie möglich ihre eigenen Ansichten und Wünsche in Betreff dieser Angelegenheit mitzutheilen, ihm von der Andacht ihrer Gläubigen zur unbefleckten Empfängniß Nachricht zu geben, und ihm zu sagen, ob und wie stark bei dem Klerus und den Gläubigen sich das Verlangen offenbare, daß die Angelegenheit vom heiligen Stuhle entschieden werde.

Die Gebete wurden angeordnet in der ganzen Welt; und sie wurden von den Gläubigen allüberall in dem Sinne verrichtet, daß der heilige Geist den heiligen Vater doch in seinem Vorhaben, in den Ehrenkranz der allerseligsten Jungfrau eine neue glänzende Blume zu flechten, bestärken möge.

Seit den früheſten Zeiten hatte sich ja schon die fromme Meinung eingebürgert, daß die neue Eva, die zweite Mutter des Menschengeschlechtes, die der Engel „voll der Gnaden" und „gebenedeit unter den Weibern" nannte, durch Gottes besondere Gnade von der Makel der Erbsünde bewahrt geblieben sei. Wenn Johannes, der Vorläufer des Heilandes, schon im Mutterschooß geheiligt wurde, dann wollte es nur geziemend scheinen, daß die Mutter des Erlösers mindestens dieselbe Auszeichnung erfahren; ja, es wollte ungeziemend scheinen, daß Diejenige, welche auserkoren war, die Mutter des Heilandes zu werden, jemals auch nur für einen Augenblick dem Teufel unterthan gewesen. Und diese früh gehegte fromme Meinung schlug immer tiefere Wurzeln unter der Pflege der heiligen Väter und durch die Gebete der Kirche. „Ganz schön und ohne Makel" hieß sie da nach den Worten des Hohenliedes, „die Lilie unter den Dornen", „reiner als Cherubim und Seraphim", „die Schönheit selbst", „der Rosenzweig unter den Dornen", „die fleckenlose Taube" u. s. w. Die Prediger verkündeten die unbefleckte Empfängniß von den Kanzeln, die Dichter priesen sie in ihren Liedern, die Künstler stellten sie in herrlichen Statuen und Bildern dar, Städte erbauten ihr zu Ehren Tempel, Fürsten stifteten ritterliche Orden zu ihrer Vertheidigung, die Päpste untersagten die Bekämpfung dieser Lehre in Predigten und Christenlehren, die Kirche selbst erklärte auf der Kirchenversammlung zu Trient ausdrücklich und feierlich, daß sie in ihren Satz, die Sünde Adam's sei auf alle Menschen übergegangen, keineswegs „die selige und unbefleckte Jungfrau und Gottesmutter Maria" einschließen wolle.

So war denn unter allen 540 Antworten der Bischöfe kaum die eine oder andere, welche die feierliche Entscheidung aus Zweckmäßigkeits-Gründen widerrieth; keine befand sich darunter, welche nicht den festen Glauben des Oberhirten, seines Klerus und seines Volkes an die unbefleckte Empfängniß Mariä nachdrücklich betonte; und die ungeheure Mehrzahl der Bischöfe bat den heiligen Vater inständig um die baldige Ausführung seines Vorhabens.

Inzwischen hatten auch die Cardinäle und Theologen das eingeforderte Gutachten abgegeben und sich ebenfalls zustimmend ausgesprochen. Dazu kamen noch ausführliche Druckwerke — namentlich von Perrone und Passaglia — welche den alten und allgemeinen Glauben der Christenheit an diesen Vorzug der Gottesmutter in überzeugender Weise nachwiesen und begründeten.

Da endlich glaubte Pius Alles mit hinreichender Sorgfalt und Umsicht vorbereitet, und so bestimmte er das Fest der unbefleckten Empfängniß, den 8. Dec. 1854, zu der feierlichen Entscheidung. Aber noch schienen ihm zwei Maßregeln der Wichtigkeit des Actes zu entsprechen. Am 1. August 1854 schrieb er einen neuen Jubiläums-Ablaß aus, wie zu andern von der Zeitlage bedingten Zwecken, so namentlich dazu, daß die Gläubigen das Licht des Himmels für die wichtige Entscheidung auf ihn herabflehen sollten — und mit verstärkter Innigkeit betete wiederum der ganze Erdkreis. Und dann lud er die Bischöfe der ganzen Welt auf den 8. Dec. zur Pilgerfahrt nach Rom: theils um den Glanz des außerordentlichen Festes durch die unmittelbare Theilnahme aller katholischen Welttheile zu erhöhen, theils um sich aus befugtem Munde noch einmal die freudige Zustimmung der katholischen Welt betheuern zu lassen.

Beinah zweihundert Bischöfe folgten dem väterlichen Rufe; seit den Tagen des ökumenischen Concils vom Jahre 1215 hatte die ewige Stadt so viele Oberhirten nicht mehr in ihrer Mitte gesehen. Die Berathungen der Bischöfe begannen unter dem Vorsitze der Cardinäle Brunelli, Santucci und Caterini schon am 20. November; sie wurden an den drei nächstfolgenden Tagen fortgesetzt; sie schlossen am 24. Nov. gerade um die Mittagsstunde mit dem einhelligen begeisterten Ausrufe der Bischöfe: „Petre, doce nos, confirma fratres tuos! Petrus, lehre uns, stärke Deine Brüder!“

Nun kam der Festtag selbst. Prachtvoll war St. Peter's Dom geschmückt, und früh am Morgen schon drängte sich eine unermeßliche Schaar von Römern und Rompilgern in seine weiten Hallen. Als es neun Uhr geschlagen, öffneten sich die inneren Thore des Vatican, und in langer, ehrfurchtgebietender Procession zogen die Reihen der Bischöfe mit ihrem Oberhaupte in die Kirche.

Pius feierte selbst das hochheilige Opfer. Nachdem das Evangelium gesungen war, nahm er Platz auf seinem Throne. Da trat zu ihm der Dekan des heil. Collegiums, begleitet von den ältesten Kirchenfürsten der abendländischen wie der morgenländischen Kirche. Der Cardinal stellte nun im Namen der ganzen Christenheit zum letzten Male feierlich und förmlich die Bitte an den Stellvertreter Christi, daß er als Glaubenssatz erkläre, die Mutter unsers Herrn und Heilands Jesu Christi sei von der allgemeinen Makel der Sünde

unsers Stammvaters ausgenommen und daher unbefleckt empfangen worden. Er schloß: „Heiliger Vater! Mitten im unblutigen Opfer, in diesem erhabenen Tempel des Apostelfürsten, in dieser feierlichen Versammlung der Bischöfe und des ganzen Volkes, würdige Dich, Deine apostolische Stimme zu erheben, und verkündige den Lehrsatz der unbefleckten Empfängniß Mariä, worüber Freude und Jubel sein wird im Himmel wie auf Erden."

Der Papst gab nichts zur Antwort, er neigte nur wie zustimmend sein Haupt. Dann aber stand er auf von seinem Throne und stimmte das „Veni Creator!" an, um noch einmal das Licht des heil. Geistes zu erflehen. Bischöfe, Priester und Volk stimmten ein, und so brausten die Klänge des herrlichen Gesanges tausendstimmig durch St. Peter's Hallen.

Kaum waren sie verklungen, da lagerte sich tiefe Stille auf die harrenden Andächtigen, und nun sprach Pius mit verklärtem Angesichte und mit dem ganzen tiefen und melodischen Klange seiner Stimme langsam, laut und feierlich, vor Rührung bisweilen innehaltend, die inhaltschweren Worte:

„Kraft der Autorität unsers Herrn Jesus Christus, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen erklären und beschließen Wir: die Lehre, welche festhält, daß die allerseligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängniß, vermöge einer besondern Gnade und Bevorzugung von Seiten des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Jesu, des Erlösers der Menschheit, von jeglicher Makel der Erbsünde frei bewahrt worden, ist von Gott geoffenbart, und muß deshalb von allen Gläubigen fest und standhaft geglaubt werden."

Ein tausendstimmiges „Amen!" war die freudige Antwort der Versammelten, und gleich darauf verkündeten die Glocken von St. Peter und die Kanonen von der Engelsburg der Stadt und durch diese dem Erdkreise das hochwichtige und hocherfreuliche Ereigniß.

Und wie nahm die katholische Welt das Ereigniß auf? Ein ganzes Jahr lang reihte sich in der christlichen Hauptstadt ein Fest an das andere zur Verherrlichung des neu erklärten Vorzuges der Gottesmutter; überall in der Welt wurden nach dem Vorbilde Rom's glänzende Dank- und Jubelfeste gefeiert; in zahllosen Städten erzählen die aus Anlaß des großen Ereignisses zu Ehren der unbefleckten Jungfrau gestifteten Kirchen, Altäre, Denkmäler, Statuen, frommen Anstalten der späten Nachwelt von der Freude der Gegenwart; und die Andacht zur unbefleckt empfangenen Jungfrau selbst erhielt einen kaum geahnten Aufschwung.

Viertes Capitel.

Der große Minister des Papstes.



Wenden wir unsere Augen der Regierung des Kirchenstaates wieder zu. In den beiden ersten Jahren des Pontificates war diese Regierung nicht zwar einem eigentlichen Schwanken, aber doch einer gewissen Unsicherheit, einem unsteten Drängen und Treiben unterworfen gewesen: die Verhältnisse der gährenden Zeit waren Herr über Pius geworden; so lange es irgend zuläßig war, hatte er dem übermächtigen Drange, wenn auch widerwillig, sich gefügt, bis er endlich von Allem sich hatte lossagen müssen. So war es auch gekommen, daß im Laufe von bloßen zwei Jahren nicht weniger als acht Staatsmänner sich in der Leitung der Geschäfte ablösten: Gizzi, Ferretti, Bofondi, Antonelli, Ciacchi, Mamiani, Fabbri, Rossi.

Aber in dem belagerten Quirinal stand dem heil. Vater zur Seite und nach Gaëta begleitete ihn ein Mann, dessen klarer Kopf, dessen unermüdliche Arbeit, dessen entschiedene Grundsätze und dessen unbeugsame Festigkeit ihm fortan alle die künftigen Jahre hindurch stetig und treu zur Seite stehen sollten. Wir hörten die entschiedene Sprache desselben schon in den Mahnungen und Protesten, Breven und Noten aus Gaëta; wir finden die starke Hand wieder in der neuen Organisation der politischen Verhältnisse des Kirchenstaates; wir werden ihr überall begegnen, wo es gilt, im Namen des apostolischen Stuhls und des heil. Vaters irgendeiner Vergewaltigung — wo immer es sein und von wem sie auch ausgehen möge — entgegen zu treten.

Das ist der Cardinal Jakob Antonelli. Seit zwanzig Jahren wird in all den hohen und niederen kirchlichen und politischen Kreisen, die mit der Kirche, mit dem Papstthume, mit dem Kirchenstaate, mit Rom aus Beruf oder freiem Willen, aus Liebe oder Haß zu thun haben oder sich zu thun machen — nächst Pius kein Name häufiger genannt als der Name dieses Staatsmannes.

Die Einen schauen auf ihn mit dankbarer Bewunderung und Verehrung, die Andern mit schlecht verhehltem Neid, die Dritten mit oft geäußerter Furcht, die Vierten mit Ingrimm und Haß. Was daran auch falsch oder richtig sein mag: berechtigt ist jedenfalls die Erscheinung, daß der Name des Cardinals Antonelli in die engste Beziehung zu Pius IX. gesetzt wird; berechtigt ist die Annahme, daß Antonelli der rechte Arm des Papstes, daß er in noch höherem Grade als Consalvi für Pius VII. die Seele der Regierung des Kirchenstaates und das Organ aller großen Maßnahmen für Pius IX. ist. Darum darf in einem wenn auch noch so kleinen Lebensbilde unsers großen Papstes das Bild seines großen Ministers nicht fehlen.

Giacomo Antonelli wurde am 2. April 1806 zu Sonnino bei Terracina geboren. Sein Vater war ein reicher Holzhändler, der später nach Rom übersiedelte und durch Gregor XVI. für sich und seine Nachkommen den römischen Grafentitel erhielt. Giacomo, der älteste von vier Brüdern, besuchte nach der Reihe die niederen



und höheren Schulen in Rom, und trat zuletzt in die Accademia ecclesiastica, um sich für die höheren Staatsämter auszubilden. Rasches Auffassen, leichtes Behalten und scharfes Urtheilen in Verbindung mit eisernem Eifer und Fleiß führten ihn auf den Schulen von einer Auszeichnung zur andern, so daß er schon im Alter von 24 Jahren in die Prälatur aufgenommen wurde. Zunächst trat er als Referendar beim höchsten Gerichtshofe ein; dann beschäftigte man ihn bei der Central-Verwaltung; doch schon nach Verlauf von vier Jahren wurde der junge, bereits durch die Würde eines apostolischen Protonotars und päpstlichen Hausprälaten ausgezeichnete Beamte als Delegat nach Orvieto gesandt und somit an die Spitze einer Provinzial-Regierung gestellt. Das gleiche Amt versah er darauf in Viterbo und Macerata, erwarb sich hier durch seine Festigkeit den revolutionären Umtrieben gegenüber die größten Verdienste, und wurde deshalb 1841, kaum 35 Jahre alt, auf den hohen Posten eines Unterstaatssecretärs des Innern wieder nach Rom berufen. Vier Jahre später übernahm er die Stelle des Generalschatzmeisters: ein Posten, der bei der herrschenden Finanznoth zu den wichtigsten und schwierigsten in der ganzen Verwaltung gehörte.

Hier fand ihn Pius bei seinem Regierungsantritte, und mit seinem raschen Blicke erkannte er sofort die außerordentliche Befähigung des vierzigjährigen

Prälaten. Es dauerte kein Jahr, da bekleidete er ihn schon mit dem Purpur der Cardinäle, am 11. Juni 1847; und er sprach es dabei noch ausdrücklich aus: dies geschehe weniger um des hohen Amtes willen, das der Purpurirte seither bekleidet habe, als wegen seiner ausgezeichneten Verdienste. In der That ließ sich die ungemein rasche Beförderung nur so erklären. Das Amt eines Generalschatzmeisters gehört freilich zu den sogenannten posti cardinalizii, d. h. zu jenen Posten, deren Inhaber nach langer, pflichtgetreuer und verdienstreicher Amtsthätigkeit regelmäßig zu Cardinälen befördert werden, gleichwie es später mit den apostolischen Nuntien an fremden Höfen, mit den Generalsecretären der Propaganda, des Concils und des heil. Officiums, mit dem Obersthofmeister und mit dem Gouverneur von Rom geschieht. Allein diese Auszeichnung erfolgt, wie bemerkt, in der Regel erst nach längerer, meist nur nach zehn- bis zwanzigjähriger Amtsführung, wie denn z. B. der gegenwärtige Schatzmeister und Finanzminister, Msgr. Ferrari, diesen Posten schon seit dem Jahre 1855 bekleidet. Antonelli befand sich kaum zwei volle Jahre in seinem neuen Amte; sie hatten hingereicht, um ihn der höchsten Auszeichnung in den Augen seines Herrn und Vaters würdig erscheinen zu lassen.

Der neue Cardinal war und blieb nur Diakon; damals der jüngste, ist er jetzt der älteste und erste unter allen Cardinal-Diakonen; die Priesterweihe hat er nie empfangen. Außer ihm befindet sich noch einer von den Cardinälen in derselben Lage: Cardinal Mertel, vormals Minister des Innern, jetzt Präsident des Staatsrathes, ist ebenfalls nur Diakon. Früher gab es mehrere Cardinäle, die nicht Priester waren; daß jetzt diese Erscheinung zu den Ausnahmen gehört, dürfen wir auf den persönlichen Einfluß des Hohepriesters selbst zurückführen: Pius sieht es in seiner Frömmigkeit und Andacht nicht gern, wenn die Zöglinge der geistlichen Akademie, aus deren Kreis er künftig ja die meisten seiner höheren Beamten zu wählen hat, sich dem Empfange der Priesterweihe und damit der täglichen Darbringung des heil. Opfers entziehen. Warum er bei den Cardinälen Antonelli und Mertel diesen Einfluß nicht geltend machte, oder weshalb er von der Erfüllung seines Wunsches Abstand nahm, wissen wir nicht zu sagen. Doch ist wohl anzunehmen, daß die hohen Kirchenfürsten, die ihr Lebelang in vorwiegend weltlichen Aemtern zubrachten und jetzt die höchsten politischen Würden bekleiden, von den auf ihnen lastenden Geschäften sich zu sehr bedrückt fühlten, als daß sie auch noch jene Bürde, die nach dem Ausdruck des heil. Chrysostomus sogar „für Engelschultern furchtbar" ist, auf sich zu laden wagten.

Antonelli war kaum mit dem Purpur bekleidet, da ernannte Pius ihn

schon zum Präsidenten der neuberufenen Consulta di Stato sowie zum Präfecten der Verwaltung des Petersdomes, und im März des wirren Jahres 1848, als schon drei Staatssecretäre verbraucht waren, stellte er ihn an die Spitze des Ministeriums. Doch der ernste, strenge Antonelli war kein Mann, der mit Collegen wie Galletti hausen und einem Mamiani sich unterordnen konnte: am fünften Mai wich er dem hochverrätherischen Laien-Ministerium.

Officiell war er also der erste Rath des heil. Vaters kaum drei Monate gewesen; privatim aber blieb er fortan dessen vertrautester Rathgeber. Er stand seinem väterlichen Herrn und Freunde in den Schreckenstagen des November treu und stets zur Seite; er war es, welcher dem hohen Flüchtlinge, die eigene Gefahr nicht scheuend, von Rom bis Gaëta den Weg bereitete; und in Gaëta nahm er alsbald die Geschäfte des Staatssecretärs wieder in seine Hand, um sie fortan ununterbrochen volle zwanzig Jahre und darüber schon mit so viel Umsicht als Geschick zu leiten.

Zunächst galt es, die Verwaltung des Kirchenstaates nach den Wirren der beiden letzten Jahre neu zu organisiren. Die Grundzüge dafür waren in dem zu Portici erlassenen Motuproprio vom 12. September 1849 vorgezeichnet. In Rom selbst mußte jetzt nach und nach die Ausführung vor sich gehen.

Gleich nach der Rückkehr des heil. Vaters trat Antonelli als Präsident an die Spitze des Ministerrathes. Die Fachminister, welche ihm zur Seite standen, meist Geistliche, doch auch einige Laien, wechselten wiederholt; nur die starke Seele der ganzen Verwaltung, der Staatssecretär und Minister-Präsident, hielt aus auf seinem schweren Posten.

Dann wurde durch Gesetz vom 10. Sept. 1850 der Staatsrath eingesetzt, welcher die Gesetzentwürfe zu begutachten und andere Verwaltungsangelegenheiten von Wichtigkeit zu prüfen hat. Er besteht aus dem Cardinal-Präsidenten, drei geistlichen und zwölf weltlichen ordentlichen Mitgliedern.

Anderthalb Monat später, am 28. October, erfolgte die Einsetzung der Staats-Finanz-Consulta, welche die Budgetentwürfe zu prüfen, die Rechnungen zu revidiren und über die Contrahirung und Tilgung der Staatsschulden, die Vermehrung und Verminderung der Abgaben und Steuern, die Aenderung der Zolltarife, die Abschließung von Handelsverträgen u. s. w. ihr Gutachten abzugeben hat. Zwanzig Consultoren aus dem Stande der Gutsbesitzer, Kaufleute und Professoren werden von den Provinzialräthen dem Papste vorgeschlagen; sechs andere, welche die Camera apostolica vertreten, ernennt er selbst. Außer dem Cardinal-Präsidenten sind nur drei der Consultoren geistlichen Standes.

Der eben erwähnte Provinzialrath wurde am 22. Nov. eingeführt. Jeder Bezirk stellt zu demselben ein Mitglied. Zweimal tritt der Rath zusammen; eine aus seiner Mitte frei gewählte Commission wacht über die Ausführung der gefaßten Beschlüsse. Seine Befugniß erstreckt sich auf alle finanziellen Angelegenheiten der Provinz, sowie auf das Recht zu Vorschlägen über andere Fragen.

Hand in Hand mit dieser Provinzial-Vertretung ging die vom nämlichen Tage datirte Reorganisation der ganzen Provinzial-Verwaltung. Der Staat wurde in vier Legationen eingetheilt — Romagna, Marken, Umbrien Marittima-Campagna — neben denen Rom mit seiner Umgebung eine besondere Stellung behielt. Die Legationen wurden in Provinzen oder Delegationen, diese in kleine Regierungsbezirke oder Kreise, diese in Gemeinden zerlegt.

Zwei Tage später wurde die neue Municipal-Verfassung publicirt. Sie räumte den Städten und Gemeinden wieder große Freiheiten und Rechte ein. Kamen hier wie in der Provinzial-Vertretung nicht alle diese Freiheiten zur Ausführung, traten insbesondere die freien Wahlen der Provinzen und Gemeinden nicht in's Leben, so darf man nur die bösen Zeitverhältnisse und deren Urheber, nicht den heil. Vater und dessen Minister deswegen anklagen.

Man kann sich denken, wie viel Arbeit und Sorge dem Staatssecretär alle diese organischen Maßregeln machten; und doch bildeten sie nur den kleinsten Theil seiner Mühen. Weit mehr Sorgen bereitete ihm die Ordnung der durch die Revolution in den entsetzlichsten Wirrwarr gebrachten finanziellen Verhältnisse. Beraubungen einzelner Bürger hatten stattgefunden, die ersetzt werden mußten; Verwüstungen an Staats- und Kircheneigenthum, die neuen Aufwand forderten; was immer an beweglicher Habe sich hatte zusammenraffen lassen, war verkauft oder gestohlen; zu Alledem kam noch eine Masse republikanischen Papiergeldes, das man ohne die schwerste Schädigung des Vermögens vieler Bürger nicht einfach annulliren durfte, sondern wenigstens zu einem Theil des Werthes einlösen mußte.

Wir können dies und vieles Andere hier nicht im Einzelnen verfolgen; genug: außer der Anerkennung, welche dem Cardinal sein eigenes Gewissen zollte, und außer dem täglich wachsenden Vertrauen, mit welchem das dankbare Herz seines väterlichen Freundes ihm lohnte, hatte er noch die Freude, daß der Magistrat von Rom in dankbarer Anerkennung seines segensreichen Wirkens für die Wiederherstellung der Ordnung und des Rechtes ihn zum Ehrenbürger und Edelherrn der Hauptstadt ernannte und diese Auszeichung sogar auf seine Brüder und deren Nachkommen ausdehnte.

Im Verlaufe der Erzählung werden wir noch wiederholt über die Arbeiten und Verdienste des großen Ministers zu berichten haben, wenn wir seinen Namen auch nur selten nennen; wo immer wir fortan von den Thaten unsers großen Pius sprechen, ist es in der Regel die Hand seines großen Ministers, welche dieselben zur Ausführung brachte. Suchen wir deshalb jetzt das Bild des Mannes uns zu vergegenwärtigen.

Der Consalvi des neunten Pius, die rechte Hand unsers großen Papstes, ist ein großer, hagerer Mann von gerader Haltung. Sein Haar ist bereits stark ergraut; aber die Adleraugen haben nichts von ihrer Schärfe, die geistvollen Züge nichts von ihrer Energie verloren. Das Gesicht mit den dunklen Augen, den stark hervortretenden Backenknochen, den tiefen Falten um den Mund, den stets ein wenig geöffneten Lippen und dem gelblich-bleichen Teint zeigt einen ausgeprägt italienischen Typus.

Man wird kaum zwei innig befreundete und seit zwanzig Jahren ohne Unterbrechung in dem vertrautesten Verkehre stehende Männer finden können, die sowohl der äußeren Erscheinung als dem inneren Wesen nach mehr von einander unterschieden sind als Pius und sein erster Minister. Ist Jener die personificirte Liebe, so vertritt dieser die eiserne Strenge. Ruht auf dem Antlitze des Hohepriesters stets ein bezauberndes Lächeln, welches selbst dann noch durchschimmert, wenn er in heiligem Zorne spricht oder in himmlische Betrachtung versenkt ist: so hat sein Staatssecretär ein Angesicht von so eisiger Kälte, daß man sich ordentlich verwundert, wenn man bei Audienzen ein gewinnendes Lächeln darauf gewahrt. Ruht das Auge unsers Vaters auf uns mit einer Klarheit und Tiefe, die uns keine Verstellung und keine Zurückhaltung möglich macht, zugleich aber mit einer Milde, vor welcher alle Scheu sich in Verehrung, Liebe und Opferwilligkeit auflöst: so blickt sein leitender Minister uns an mit einem Auge, dessen durchbohrende Schärfe uns erschrecken müßte, wäre sie nicht mit so herablassender Freundlichkeit gepaart.

Es mag wohl richtig sein, daß Pius einer Ergänzung und Gegenwirkung bedurfte, um aus Liebe nicht schwach zu werden; dann aber hat die Vorsehung in Antonelli ihm die beste Hülfe zur Seite gegeben. Schon wiederholt habe ich Pius IX. mit Pius VII. und Antonelli mit Consalvi verglichen. Die Aehnlichkeit ist unverkennbar, und alle vier Männer sind groß in ihrer Art. Bei aller Aehnlichkeit wird aber der Unterschied doch wohl dieser sein, daß Pius VII. größer ward durch seinen großen Minister, während Antonelli seine Größe mehr von seinem großen Herrn entleiht.

Fünftes Capitel.

Rettung aus Todesgefahr.



Es war am 12. April des Jahres 1855, genau fünf Jahre nach dem Wiedereinzuge des Papstes in Rom, da fuhr Pius Morgens gegen neun Uhr durch die Stadt aus der Porta Pia hinaus, die nomentanische Straße entlang und an der schönen Kirche der heil. Agnes vorbei. Etwa anderthalb Stunden vor dem Thore machte er Halt. Hier waren ganz kürzlich neue Katakomben entdeckt, die unter Anderm die Grabkapelle des heil. Papstes und Märthyrers Alexander I. und seiner Genossen enthielten. Die wollte Pius verehren. Ein zahlreiches Gefolge von Cardinälen und andern Prälaten, von Generalen und hohen Beamten fuhr mit ihm.

An dem Eingange von den Vorständen und Zöglingen der Propaganda, zu deren Eigenthum der Grund über der Grabstätte gehörte, ehrerbietig empfangen, stieg Pius in das unterirdische Grab seines vor mehr als 1700 Jahren gemarterten Vorgängers mit seinen Begleitern hinab, verehrte in tiefer Andacht die heiligen Reliquien und besichtigte den ehrwürdigen Ort, dann ließ er sich auf den uralten Bischofsstuhl der Grabkapelle nieder, und hielt von dieser ehrfurchtgebietenden Stätte aus an die Propagandisten eine ergreifende Rede, welche die jungen Herzen dieser künftigen Verkünder des Glaubens in fernen Welten zur muthigsten, selbst das Opfer des Lebens nicht scheuenden Begeisterung entflammen mußte.

Nachdem er noch einige Andenken an die heilige Stätte unter seine Begleiter vertheilt, fuhr er mit denselben nach St. Agnese zurück, stieg vor dieser durch Alter und Kunst gleich merkwürdigen Kirche aus, verehrte das allerheiligste Sacrament, besuchte das Grab der heil. Agnes, unterhielt sich mit seinen Begleitern über die Merkwürdigkeiten der schönen altchristlichen Basilika, und begab sich alsdann in das anstoßende Pfarrhaus, einen Convent der regulirten Chorherren vom Lateran, um hier ein einfaches Mahl einzunehmen.

Nach Beendigung des Mahles wurde der heil. Vater in den Sprechsaal geleitet, wo er sich auf's lebhafteste mit seinen Begleitern und Gästen unterhielt, und denselben unter Anderm ein rührendes Gebet zur heil. Agnes zeigte, welches einen der eifrigsten Verehrer dieser Heiligen zum Verfasser hatte, und zwar keinen Anderen als den ehrwürdigen Verfasser der unvergleichlichen „Vier Bücher von der Nachfolge Christi", Thomas von Kempen, regulirten Chorherrn auf dem Agnetenberg bei Zwolle.

Inzwischen war es vier Uhr geworden. Der heil. Vater saß auf einem Thronsessel, über welchem ein Baldachin ausgebreitet war. Außer ihm befanden sich in dem Saale die Cardinäle Antonelli, d'Andrea, Marini und Patrizi von Rom, Schwarzenberg von Prag und Carvalho von Lissabon; die Erzbischöfe Rauscher von Wien, Cullen von Dublin und Polding von Sydney; die Bischöfe Brown von Newport, Goesbriand von Burlington und Riccabona von Verona; die Prälaten de'Medici, Borromeo, Tizzani, Palermo, Maciotti, Barnabò und Berardi; die geistlichen Kammerherren Hohenlohe, Talbot, Stella, Cenni und Merode; die Obergenerale Allouveau de Montreal von Rom und Graf Hoyos von Ancona; Graf Merode von Brüssel; die Archäologen Visconti, Rossi und P. Marchi; die Hofbeamten Marchese Sacchetti und Marchese Serluppi nebst mehreren Nobelgardisten; der General-Procurator der Chorherren vom Lateran, der Abt von S. Pietro in Vincoli und der Pfarrer von St. Agnese.

Schon wollte der heil. Vater sich erheben, um vor dem Abenddunkel noch die benachbarte Kirche der heil. Constantia zu besuchen, als die Vorstände der Propaganda eintraten, um ihn flehentlich zu bitten, daß er ihren Zöglingen gestatte, ihm noch einmal ihre dankbare Ehrfurcht auszudrücken. Bereitwillig gab Pius die Erlaubniß, und gleich darauf traten zu den bisherigen vierzig Personen über achtzig Propagandisten raschen Schrittes in den Saal.

Kaum waren sie eingetreten: da begann plötzlich der Boden zu weichen; der Balken, auf welchem der Fußboden ruhte, brach unter furchtbarem Gekrach entzwei; und rascher, als es sich aussprechen läßt, stürzte Alles, was im Saale war, fast ohne Ausnahme in die Tiefe. Balken und Stühle, Steine und Mörtelstücke fielen auf die Herabstürzenden nieder, und über ihnen wirbelte im nächsten Augenblicke eine fast erstickende Staubwolke empor.

Der Sturz war über zwanzig Fuß tief gewesen, aus dem ersten Stocke in das Erdgeschoß. Wie mochte es den Gefallenen, wie mochte es vor Allen dem heil. Vater ergangen sein? Lag der Greis vielleicht mit zerbrochenen Gliedern unter den Trümmern? hatten die nachstürzenden Mauerstücke ihn erschlagen?



Der Jubelgreis Pius
zur Zeit der Secundiz
11. April 1869.



war er in dem dichten Staub erstickt? Fast von Sinnen über diese schrecklichen Gedanken standen Alle, die durch zufälliges Verweilen in den Nebenzimmern oben geblieben waren, starr und sprachlos da. Es dauerte beinah fünf Minuten, bis sie angstvoll nach dem heil. Vater rufen und in die untern Räume ihm zu Hülfe eilen konnten.

Indeß, schon bald vernahmen sie die Stimme ihres geliebten Herrn, der ihnen zurief, es sei ihm nichts zu Leide geschehen; gleich darauf, sobald sie nur die Thüren aufgerissen hatten, trat er gesund und wohlbehalten zu ihnen, freilich mit großer Kümmerniß in seinen Mienen; denn er mußte ja fürchten, daß nicht alle seine Begleiter so wunderbar wie er gerettet seien.

Von allen Seiten eilte man herbei, ihn zu sehen, ihn zu begrüßen, ihm Fuß und Hand zu küssen, sich mit den eigenen Augen zu vergewissern, daß sein theueres Leben gerettet, seine kostbare Gesundheit ungefährdet sei. Er aber vergaß, wie immer, seiner eigenen Person, er sprach nur Trost und Muth ein, er bat, den Cardinälen, den Prälaten, den Offizieren und den Zöglingen beizuspringen; er ruhte nicht, bis Alles geschehen war, was zur Verhütung ferneren Unglückes und zur Abhülfe des Geschehenen gethan werden konnte.

Und, wunderbar genug! so tief der Sturz gewesen war, und so gefährlich ihn der Nachsturz der Balken- und Mauertheile gemacht hatte: verletzt waren wohl Viele, aber Keiner war getödtet, Keiner war gefährlich verwundet. Pius wartete im Garten, bis er gehört hatte, daß wirklich Keiner gestorben oder in Sterbensgefahr sei. Da rief er aus: „Das ist ein Wunder; lasset uns Gott danken!" Und sofort begab er sich an der Spitze der mit ihm Geretteten in die Kirche, intonirte mit tiefbewegter Stimme das Tedeum und ließ dann mit dem Allerheiligsten den Segen spenden.

„Das ist ein Wunder!" riefen mit dem Papste jetzt und in den nächsten Tagen Alle; und in der That, sie hatten Grund dazu. Sah man auf die Höhe des Sturzes, so erschien es wunderbar, daß von 120 Personen Niemand ein Glied zerbrochen hatte. Dachte man an die herabstürzenden Holz- und Steinblöcke, so erschien es wunderbar, daß sie Niemanden getödtet oder lebensgefährlich verletzt hatten. Sah man in dem Abgrunde das wirre Durcheinander von schweren, spitzen, kantigen und scharfen Blöcken, Brettern, Rädern, so erschien es wunderbar, daß Niemand durch dieselben schwer verwundet war. Dachte man an den ungeheuren Staub, der bei verschlossenen Thüren und Fenstern keiner großen Zahl von Minuten bedurft hätte, um den Erstickungstod herbeizuführen, so erschien es wunderbar, daß Antonelli ein paar Minuten vor der Katastrophe der Hitze wegen ein Fenster des Saales geöffnet hatte, durch wel-

ches jetzt der Staub einen Ausweg finden konnte. Und erkundigte man sich endlich, wozu das Erdgeschoß bisher verwendet sei, so erschien das am wunderbarsten, daß es gerade zum Unterbringen der Pferde des päpstlichen Hofstaates bestimmt gewesen, und erst Tags vorher eine andere Bestimmung erhalten hatte. Man darf sich das grauenhafte Schauspiel gar nicht ausmalen, wären die Gefallenen, unter ihnen der heil. Vater, den Stößen, Schlägen und Tritten der selbst verwundeten, wilden und wüthenden Rosse ausgesetzt worden.

„Unbefleckte Jungfrau, steh' uns bei!" hatte der heil. Vater noch im Fallen ausgerufen. Und die Unbefleckte stand den Gefährdeten wunderbar bei, sie bewährte die große Macht ihrer Fürbitte, sie schützte Den, der sich zeitlebens ihrem Schutze anvertraut und kürzlich noch ihre Verehrung, ihren Ruhm und Preis auf dem ganzen Erdkreise so gemehrt und gefördert hatte, und mit ihm schützte sie die Seinigen. Pius selbst war sanft hinuntergeglitten, und vor den nachstürzenden schweren Stücken hatte der Baldachin über seinem Sessel ihn beschützt; so hatte er nicht die geringste Verletzung davongetragen. Und für die am schwersten Verletzten, für jene blutenden Zöglinge der Propaganda, für welche Bischof Polding bereits angstvoll um den Segen in der Sterbestunde bat, wurde Pius zum Propheten, wie es ein anderer Pius einstmals für ihn gewesen. „Ich vertraue zu der unbefleckten Jungfrau", sprach er, „daß es Keinem das Leben kosten werde." Das fromme Vertrauen wurde gerechtfertigt: Niemand litt dauernd an den Folgen des Sturzes.

So lange Pius sich in dem Kloster aufgehalten, war das Eingangsthor, wie üblich, bewacht und der Eintritt in dasselbe verwehrt worden; so wußte Niemand aus der Volksmenge, die sich vor dem Kloster eingefunden hatte, irgendetwas von dem Vorgefallenen, bis der Papst wieder in den Wagen stieg und in die Stadt zurückfuhr. Sein Angesicht war klar und heiter wie zu jeder Zeit; er grüßte und segnete die niederknieende Menge mit noch größerer Freundlichkeit als sonst; man konnte aus seinen Mienen höchstens eine durch die Dankbarkeit für Gottes wunderbaren Schutz gesteigerte Freudigkeit herauslesen; sonst merkte man nichts.

Aber jetzt kamen die Wagen der Cardinäle, Generale und Prälaten; da sah man traurige und angstvolle Gesichter sich denselben nahen; da wurden junge Zöglinge der Propaganda, blaß und schwach, in die glänzenden Equipagen gebracht; da nahmen die höchsten Kirchenfürsten, wie Cardinal Schwarzenberg, auf den bescheidensten Sitzen Platz. Nun konnte der schreckliche Vorfall nicht länger verborgen bleiben; mit Blitzesschnelle verbreitete die Kunde sich, vielfach entstellt und übertrieben, über die ganze Stadt; und noch am Abende desselben

Tages strömte eine ungeheure Menge Volkes hin zum Vatican, um sich die Gewißheit zu holen, daß der heil. Vater wirklich und wahrhaft unverletzt sei.

Und dann eilte man in die Kirchen, um dem Gotte des Erbarmens, der seinen Stellvertreter gnädig behütet, und der Mutter des Heilandes, die ihren Schützling nicht verlassen, aus tiefster Seele zu danken. Den ersten vierzigstündigen Dankgottesdienst veranlaßte der Magistrat von Rom in Ara Celi; die zweite dreitägige Andacht schrieb der Generalvicar für alle Kirchen der Weltstadt aus; die dritte folgte an dem Schreckensorte selbst, in St. Agnese; und gleich darauf, sowie die Kunde von der wunderbaren Rettung nur in die Weite drang, schloß sich der ganze Erdkreis diesen Dankgebeten an.

So oft sich Pius in den nächsten Tagen blicken ließ, so oft er namentlich diesen öffentlichen Gebeten beiwohnte: stets empfing er die rührendsten Beweise der Liebe seines Volkes; und so viele Jahre seit dem Vorgange auch schon verflossen sind: alljährlich feiert Rom noch heute den 12. April als doppelten Festtag durch allgemeine Beleuchtung der Stadt. Denn dieser gepriesene Tag hat im Jahre 1850 der Stadt Rom ihren König zurückgegeben und fünf Jahre später den Hohepriester ihr und uns erhalten.

Sechstes Capitel.

Triumphzug durch das ganze Land.

Seit Pius auf dem Stuhle Petri saß, hatte er nicht mehr nach Loreto zu dem Gnadenbild der Mutter Gottes pilgern können; und doch hatte er sich alle die Zeit so sehr danach gesehnt, doch hatte er die Wallfahrt so lange schon gelobt. Vor vierzig Jahren hatte die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau ihm die Gesundheit des Leibes und der Seele wiedergeschenkt; in den Schreckenstagen des November hatte sie ihn aus den Händen der Rebellen gerettet; nun hatte sie ihn noch einmal in drohender Lebensgefahr augenfällig und fast wunderbar beschützt: jetzt wollte er nicht länger weilen, die langgehegte Sehnsucht zu stillen.

Doch auch jetzt war die weite Reise nach Loreto für den Vater der Christenheit und Herrn des Kirchenstaates nicht so leicht auszuführen. Voraussichtlich hatte sie eine mehrmonatliche Abwesenheit von Rom zur Folge. Darum mußte sie lange Zeit vorbereitet werden und konnte nur bei einer außergewöhnlich günstigen Lage der Dinge zur Ausführung gelangen. Für den Sommer des Jahres 1857 schienen diese Verhältnisse einzutreffen, und so wurde denn der Beginn der Reise auf den 4. Mai festgesetzt.

Unter inbrünstigem Gebet und feierlicher Segenspendung trennte Pius sich von seinen Römern; mit den innigsten Segenswünschen für glückliche Reise und frohe Rückkehr entließ ihn das zusammengeströmte Volk. Die Reise ging am ersten Tage über Nepi nach Cività-Castellana, am zweiten über Terni nach Spoleto, wo Pius einen Tag lang in der Mitte seiner ehemaligen Diöcesanen blieb. Am 7. Mai fuhr er über Foligno nach Assisi zum Besuche der ehrwürdigen Ruhestätten des heil. Franciscus und der heil. Clara; dann weilte er einige Tage in Perugia. Ueberall wurde dem Könige und Hohepriester der festlichste Empfang bereitet; überall entzückte er durch seine Andacht, seine Majestät und seine Güte.

Zehn Tage nach der Abfahrt, am 14. Mai, kam Pius in Loreto an. Unermeßlich war die Schaar der Pilger, welche mit ihm in den Gnadenort einzog oder ihn an dem Thore empfing. In der ehrwürdigen Casa santa, dem von außen durch Marmorbildwerke so kostbar verzierten, doch von innen mit seinen nackten Mauern und seinem Muttergottesbilde so viel schöneren heiligen Hause von Nazareth las er die heil. Messe, theilte an viele Pilger die heil. Communion aus und verehrte darauf das berühmteste Gnadenbild der Christenheit, dem er so vielen Dank verschuldete. Welch ein Unterschied zwischen dem Glanze dieser Pilgerfahrt und der bescheidenen vor vierzig Jahren! Jetzt kniete der Statthalter Christi vor dem Gnadenbilde, umgeben von Cardinälen und Bischöfen, königlichen Prinzen und hohen Generalen; vor vierzig Jahren hatte hier ein einfacher Jüngling gekniet, dem man es nicht ansah, daß er in seinem Wappen eine Grafenkrone führte: in so dürftigem Aufzuge kam er an, so betrübt und fast verzweifelnd war seine Miene. Doch, in Einem waren sich die beiden Beter gleich: auch der über alle Menschenkinder hoch erhobene Greis hatte sich die Unschuld und die Demuth, die Milde und die Gottinnigkeit des kranken Jünglings gewahrt. Eine schöne goldene Lampe und ein reich mit Brillanten verzierter Kelch im Werthe von etwa 20,000 Thalern, welche Pius bei seinem letzten Besuche dem Sanctuarium dedicirte, sind auch den spätesten Geschlechtern die sprechenden Zeugen seiner Dankbarkeit.

Von Loreto ging die Reise über Ancona nach Sinigallia. Nirgendwo war der Empfang ein so enthusiastischer gewesen. Die kleine Seestadt war stolz auf ihren berühmtesten Sohn; zum ersten Male, seitdem er mit der Tiara bekleidet war, sah sie ihn wieder in ihrer Mitte; nicht laut genug glaubte sie darüber jubeln zu können. Festlich gekleidete Matrosen wollten jeden Augenblick die Pferde von dem päpstlichen Wagen spannen; die Stadtbehörde selbst ließ zum Ausdruck ihrer Freude fünfundzwanzig Bräute ausstatten und während der Dauer des hohen Besuches alle Arme reichlich speisen.

Drei Tage blieb Pius in seinem väterlichen Hause. Hätte man jemals dem Gerüchte Glauben schenken können, daß er mit den Seinigen zerfallen sei, weil er sie nicht in den Fürstenstand erhoben, so konnte man die Bestätigung des Gegentheiles jetzt mit Augen sehen: Pius verkehrte auf das innigste mit seinen Brüdern, die ihn schon in Loreto empfangen hatten; und für die Seelenruhe seiner Eltern und Verwandten las er am 27. Mai in der kleinen Magdalenenkirche über dem Grabe derselben die heil. Messe. Er ahnte damals wohl noch nicht, daß noch vor Ablauf des nächsten Jahres eine neue schwarze Tafel in der Kirche hangen werde, um die Seele seines zweiten Bruders Joseph (gestorben am 2. November 1858) dem Gebete der Gläubigen zu empfehlen.

Sinigallia hatte freilich außer dem gerechten Stolze über seinen großen Sohn noch mehr als einen Grund zu ganz besonderen Freuden- und Dankesbezeugungen. Wenn Pius seine Familie nicht im geringsten förderte, wenn er deren Interessen ganz im Gegentheile, wie wir früher hörten, aus allzuhartem Rechtsgefühl sogar bisweilen schädigte: so hatte er doch seiner Vaterstadt stets eine besonders huldreiche und wahrhaft väterliche Fürsorge zugewendet.

Schon 1852 hatte Pius in Sinigallia drei neue Pfarreien — San Martino, della Pace und delle Grazie — gegründet und angemessen dotirt. Zwei Jahre später hatte er in der Vorstadt della Pace eine neue Kirche bauen lassen. Der Kathedrale hatte er einen kostbaren Reliquienschrein mit dem Arme des heil. Paulinus geschenkt und ihr später eine schöne silberne Büste dieses heiligen Bischofes, ihres Patrons, dazu verehrt. 1858 ließ er auch am Hafen eine neue Muttergotteskirche bauen. Dazu war eben jetzt die Gründung eines großartigen Invaliden- und Krankenhauses gekommen, welches den barmherzigen Schwestern übergeben und ungefähr mit einer Viertelmillion Franken dotirt wurde.

Die größte Wohlthat, welche Pius seiner Vaterstadt erwies, war aber die Gründung des großen Pius-Collegiums für Studirende. 1853 wurde es eröffnet. Der große Bau umfaßte eine Kirche nebst Oratorium, ein Professoren-,

ein Studien-, ein Schüler- und ein Exercitienhaus. Lehrstühle wurden errichtet für Philosophie und Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, Civil- und Criminalrecht, Mathematik und Physik, Philologie und Literaturkunde, Nautik, Landwirthschaft und Zeichnen. Die Leitung wurde der Gesellschaft Jesu anvertraut. Die Bibliothek erhielt gleich anfangs eine reiche Ausstattung; ebenso das physikalische Cabinet. So bildete die Anstalt im Grunde eine kleine Universität, an welcher nur die medicinische Facultät nicht vertreten war. Zum Unterhalte wurde eine bedeutende Jahresrente angewiesen, von der ein Theil auch für zwölf arme Jünglinge zu Freistellen verwendet werden sollte.

Es läßt sich nicht im Einzelnen aufzählen, wie viele kleinere Spenden zu diesen großen Stiftungen noch hinzukamen. Genug, im Laufe der ersten zehn Jahre seines Pontificates hatte Pius der Stadt, die ihn geboren, nicht weniger als zwei und eine halbe Million Franken zu frommen Zwecken baar aus seinem Privatvermögen zugewendet.

Wenn wir hier von „Privatvermögen" sprechen, so müssen wir sogleich erklärend hinzufügen, daß damit nicht das väterliche Erbtheil des heil. Vaters gemeint ist, sondern jenes Einkommen, über welches er für seine Person verfügen kann, ohne irgend eine Staatscasse in Anspruch zu nehmen oder sonstige Staatszwecke zu schädigen. Wir können nicht den Raum gewinnen, um auch nur eine kleine Uebersicht von dem zu geben, was Pius mit dieser seiner Habe in Rom, im Kirchenstaate, in der ganzen Welt Gutes gestiftet hat. In Rom erzählen uns zahllose Inschriften auf Schritt und Tritt, daß die Freigebigkeit und Mildthätigkeit, der Kunstsinn und die Frömmigkeit des heil. Vaters hier eine Kirche restauriren, dort einen Platz oder Palast verschönern, hier eine werthvolle Antike aufstellen, dort ein schönes Gemälde ausführen, hier eine fromme Anstalt — Kloster, Hospiz oder Hospital — reorganisiren, dort eine Schule — Universität, Gymnasium oder Elementarschule — neu errichten ließ. Und wie Vieles geschah außerhalb der Mauern Rom's, vor Allem für die päpstlichen Staaten, dann aber auch für andere Länder! Pius gleicht auch darin seiner hehren Schutzpatronin, der allerseligsten Jungfrau: niemals wurde seine Hülfe vergebens angerufen, tausendmal hat er auch ohne vorherige Bitte geholfen. Man darf sagen: es gab keine große Noth, von der er sich nicht Kenntniß zu verschaffen wußte, und er hörte von keiner Noth, ohne zur Hülfe gleich bereit zu sein. Wohin er kam, da dachte er zunächst an die Armen, Kranken und Verlassenen; und reichten kleine Gaben nicht mehr aus, so machte er große Stiftungen. Oft und lange war der jetzige Statthalter Petri auf die milden Gaben der Gläubigen aus allen Welttheilen angewiesen, wie er es jetzt wieder

ist: doch, wie er Wohlthaten empfing, so vergalt er seinerseits stetig und reich mit leiblichen und geistlichen Werken der Barmherzigkeit — pertransivit benefaciendo. Mit einer gedrängten Schilderung dieser zahllosen guten Werke hat Professor Atti schon vor sechs Jahren einen Band von nicht weniger als 637 gedruckten Großoctavseiten gefüllt.

Niemals hatte sich diese beispiellose Wohlthätigkeit des Papstes so großartig offenbart wie auf seiner jetzigen Wallfahrt nach Loreto. In jedem Orte, den der Zug berührte, wurden die Armen und die Kranken reich beschenkt, die frommen Anstalten bereichert, die Stadt- und Staatsinstitute unterstützt, die Kirchen und Klöster mit neuen Reliquien oder werthvollen Kunstsachen ausgestattet. So war es überall gewesen, so war es nicht minder in den Romagnolen-Städten Pesaro, Rimini, Cesena, Forli, Faenza und Imola.

Dann aber kam der heilige Vater nach Bologna, in die zweite Hauptstadt seines Landes, das Haupt und Centrum der unruhigen Romagna. Vergessen wir nicht, daß hier und in den Marken, also vor Allem in Bologna und Ancona, seit der Revolution von 1849 österreichische Truppen standen, gleichwie in Rom die Franzosen zurückgeblieben waren. Pius selbst empfand den „Schutz", welchen diese Fremdlinge ihm angedeihen ließen, oft als eine schwere Bedrückung, und wiederholt waren insbesondere zwischen den französischen Befehlshabern und den päpstlichen Beamten, sowie zwischen französischem und päpstlichem Militär und leider auch zwischen den Soldaten und dem Volke böse Streitigkeiten ausgebrochen. Aber entbehren ließ der unangenehme „Schutz" sich dennoch nicht. In den ersten Jahren war er unentbehrlich, weil die Revolution so viele böse Nachwirkungen hinterlassen hatte, die in den Provinzen sogar zu offenen Räubereien durch förmlich organisirte Banden führten. Und in den spätern Jahren wurde der Schutz noch weniger entbehrlich. Denn inzwischen war die republikanische Empörung der Jahre 1848 und 1849 abgelöst durch eine monarchische Revolution, welche ihren Hauptsitz am Königshofe zu Turin hatte und welche für den weltlichen Besitz des heil. Vaters weit gefährlicher zu werden drohte als jenes wahnwitzige Unternehmen der Jünger Mazzini's.

Wir werden leider nur zu bald von den Umtrieben jener Revolutionäre auf dem Throne reden müssen. Merken wir uns vorläufig nur, daß eben diese Umtriebe es hauptsächlich waren, welche den heil. Vater veranlaßten, die längst gelobte Wallfahrt nach Loreto zu einer Rundfahrt durch die von der feindlichen Agitation am meisten bedrohten Provinzen seines Staates zu erweitern: theils um die herrschende Meinung mit eigenen Augen zu erkunden, theils um die-

selbe, wo immer es nöthig war, durch den Einfluß seiner Gegenwart, durch die Worte seines Mundes und durch seine Wohlthaten zu bessern.

Lassen wir es dahingestellt, ob die Gemüther in der Romagna und den Marken wirklich noch unverdorben waren, oder ob die bezaubernde Erscheinung des heil. Vaters sie mit Wunderkraft umstimmte, oder endlich ob Kriecherei und Heuchelei, Heimtücke und Feigheit auch hier eine große Rolle spielten: genug, dem hohepriesterlichen Fürsten traten überall nur Beweise des ehrerbietigsten Gehorsams, der unbedingtesten Verehrung und der dankbarsten Liebe entgegen. Allüberall strömte in Stadt und Land das Volk zusammen, ihn zu sehen und sich von ihm segnen zu lassen; sein ganzer Weg wurde zum Blumenpfade; die mit längerem Besuche beglückten Städte wetteiferten in Huldigungsfeierlichkeiten; nirgendwo mischte sich auch nur der leiseste Mißklang in die begeisterten Kundgebungen der Huldigung und Freude; die ganze Fahrt gestaltete sich mehr und mehr zu einem ähnlichen Triumphzuge des Papstkönigs durch seine weitgestreckten nördlichen Provinzen, wie er ihn vor sechs Jahren bei der Rückkehr von Gaëta durch die südlichen gehalten hatte.

Bologna setzte dem Triumphzuge die Krone auf. Acht Tage lang hatte es sich durch eine große heilige Volksmission, welche der Cardinal-Erzbischof Viale-Prelà durch 27 Väter in neun der größten Kirchen halten ließ, auf den Empfang des Hohepriesters vorbereitet. Am 9. Juni langte Pius vor den Thoren seiner zweiten Hauptstadt an. Unermeßlich war die Volksmenge, welche ihn dort erwartete; zu den 70,000 Einwohnern waren noch 50,000 Fremde gekommen; Bologna schien Rom zu sein. Empfangen von den Spitzen der Civil- und Militärbehörden, geleitet von den kaiserlichen Truppen, mit unaufhörlichen Evviva's begrüßt von der dichten Menge auf den blumenbestreuten Straßen, an den Fenstern der reichgeschmückten Häuser: so zog er durch die Triumphpforten in die Kathedrale, um zuerst den Heiland anzubeten, und segnete sodann vom Balkone der apostolischen Residenz aus die in stiller Andacht auf dem Platze vor derselben knieenden Volksmassen.

Am nächsten Morgen krönte Pius in den überfüllten Hallen der Kathedrale das von den Bolognesen hochverehrte Gnadenbild der heil. Jungfrau vom Monte della Guardia eigenhändig mit der prachtvollen Krone, die er für dasselbe mitgebracht, und hielt bei diesem Anlaß eine tiefergreifende Rede. Am folgenden Tage feierte er inmitten seiner Bolognesen das Fest des heil. Fronleichnam und spendete den kaiserlichen Schutztruppen in feierlichster Weise auf offenem Platze den apostolischen Segen.

Dann weilte Pius noch beinah zwei Monate unausgesetzt in der zweiten

Hauptstadt seines Reiches: von Hoch und Nieder täglich inniger verehrt, und alle seine Schritte mit Segen und Wohlthun bezeichnend. Beispielsweise wies er aus seinen Mitteln 75,000 Scudi, also mehr als 100,000 Thaler zum Ausbau der prachtvollen gothischen Peterskirche an: eine Großmuth, welche die Stadt Bologna dadurch zu vergelten suchte, daß sie dem Papste das schöne Schloß, worin er zu Bologna residirte, als sein persönliches Eigenthum verehrte und ihm überdies einen prachtvollen Galawagen, der über 30,000 Thaler kostete, zum Geschenke machte. Der Palast ist nun schon lange Jahre einem andern, minder würdigen Herrn zugefallen; des Wagens aber bedient der heil. Vater sich bei feierlichen Anlässen noch heute, und mit bitterer Wehmuth mag er dabei wohl oft vergangener Tage gedenken. Diesen Wagen schenkte ihm unter den heiligsten Betheuerungen der Treue und Ergebenheit die Bürgerschaft Bologna's, um kaum drei Jahre später alle Lieb' und Treue zu verrathen. Und den Vorgänger dieses Wagens verschenkten in der wilden Zeit der Revolution die hochverrätherischen Gebieter Rom's an die Franziscaner auf dem Capitol, daß fortan darin — wie es noch jetzt geschieht — il sacro Bambino, das wunderthätige Christkindelein von Araceli, zu Kranken und Sterbenden getragen werde.

Während jener Zeit des päpstlichen Besuches löste in Bologna ein Fest das andere ab. Sogar die Feier eines großen Consistoriums, wozu die meisten Cardinäle von Rom geladen wurden, hielt Pius am 3. August in Bologna ab; und es war in diesem Consistorium, also in Bologna, wo unter andern wichtigen Bischofssitzen auch der von Osnabrück in der Person des jetzigen Erzbischofes von Köln nach langer Verwaisung einen neuen Oberhirten bekam.

Auch fürstliche Besuche fehlten nicht. Erzherzog Maximilian, der später so unglückliche Kaiser von Mexico, damals General-Gouverneur des lombardo-venetianischen Königreiches, hatte dem Herrn der Christenheit schon in Pesaro gehuldigt. Toscana's Großherzog hatte denselben noch früher, in Perugia, durch seinen Thronfolger begrüßen lassen. Nach Bologna kamen der junge Herzog Robert von Parma mit seiner Mutter und der Herzog von Modena nebst seiner Gemahlin. Auch der Turiner Hof unterließ die Begrüßung nicht ganz: aber statt eines königlichen Prinzen entsandte er nur den Ritter Buoncompagni. Pius versagte diesem Ueberbringer heuchlerischer Glückwünsche die erbetene Audienz nicht. Als aber der Sarde zu betheuern wagte: „Meine Regierung macht es sich zur Ehrenpflicht, Religion und Kirche zu beschützen", da unterbrach der heil. Vater sofort den lügnerischen Redefluß und sagte in ernstem, hoheitsvollem Tone: „Hören Sie auf und sprechen Sie nicht von diesen Ange-

legenheiten; ich würde sonst zu meinem Bedauern genöthigt sein, Ihnen zu widersprechen."

Pius konnte den inständigen Bitten der Fürsten von Modena und Toscana nicht widerstehen: er besuchte sie von Bologna aus in ihren eigenen Landen, und auch dort wurde ihm von Hoch und Nieder überall der ehrerbietigste und freudigste Empfang zu Theil. Am 15. August feierte er das hohe Fest der Himmelfahrt Mariä noch in der römischen Provinzialhauptstadt Ferrara; dann wurden Modena, Florenz und Livorno durch seinen Besuch beglückt. Auf der ganzen Fahrt durch das toscanische Gebiet gab ihm der Großherzog nebst seinen Prinzen das Geleite. Die letzte Station wurde in Siena gemacht: mit einer Andacht und Ehrfurcht, die alle Zeugen bis zu Thränen rührte, besuchte Pius hier die einstmalige Wohnung der heiligen Katharina, betrachtete ihre dort aufbewahrten Bücher, Schriften und Bußwerkzeuge und verehrte in der Dominicanerkirche das ehrwürdige Haupt der zweiten Patronin Rom's.

Dann wurde in kurzen Tagereisen nach Rom zurückgefahren: überall war der Empfang voller Begeisterung, überall war die Freude und der Jubel groß. Alles aber wurde übertroffen von dem jubelnden Willkomm, welchen Rom seinem heimkehrenden Hohepriester und Fürsten bereitete. Es war am 5. September. Schon eine halbe Stunde vor den Thoren, an der denkwürdigen Milvischen Brücke, wo einstens Constantin den ersten Christensieg erfocht, kamen die Spitzen der Behörden, geleitet von einer Elite der Truppen und umgeben von einer zahllosen Volksmenge, ihrem Herrn und Vater entgegen. An den hier errichteten Triumphbogen schloß sich die ganze Flaminische Straße entlang bis zum Volksthore eine unabsehbare Doppelreihe von großen Blumenkronen auf hohen, dicht mit Grün und Blumen umwundenen Säulen. Ein Kanonenschuß von der Engelsburg gab der Stadt den Augenblick der Ankunft kund: und gleich nach der Begrüßung setzte sich der große Zug unter dem Geläute aller Glocken, dem Donner der Geschütze, den Jubelklängen der Musik und den noch lauteren Evviva's der Menge in Bewegung, bis er nach Verlauf von mehr als einer Stunde in St. Peter seinen Zielpunkt fand. Das feierliche Tedeum, welches gleich darauf weithin durch die Halle brauste, war die erste Dankesäußerung, daß der Heiland Seinen Stellvertreter wohlbehalten in seine Hauptstadt zurückgeleitet hatte. Abends war die ganze Stadt erleuchtet, in den nächsten Tagen wiederholte das Tedeum sich in allen andern Kirchen, noch zwei Tage nach der Reihe wurde die Illumination fortgesetzt, Behörden und Private wetteiferten in reichen Spenden an Bedürftige, um ihre Freude kundzugeben.

Den würdigsten Abschluß dieser Feier aber bildete am 8. Sept., dem Feste

Mariä Geburt, die feierliche Einweihung der auf dem spanischen Platze zu Ehren der dogmatischen Erklärung der unbefleckten Empfängniß Mariä errichteten großartigen Mariensäule. Bereits am 6. Mai 1855 war der Grundstein zu dem Denkmale gelegt; die freudigen Beisteuern aus der ganzen Welt hatten die Deckung der auf beinah 80,000 Thaler sich belaufenden Kosten des großen Werkes so rasch sicher gestellt, daß die Ausführung der einzelnen Theile ungesäumt begonnen und gefördert werden konnte; am letzten Tage des Jahres 1856 war die Statue der unbefleckten Jungfrau, welche das Denkmal krönt, im Vatican gegossen; den feierlichen Act der Einweihung des Werkes nahm Pius in feierlichster Weise nun am 8. September selbst vor.

Und dann erließ er ein kurzes, herzliches Manifest an seine Unterthanen, worin er ihnen seinen Dank und seine Freude aussprach über die Aufnahme, welche sie ihm überall bereitet.

In der That, die Rundreise hatte dem heil. Vater große Freude gemacht. Viele Schäden hatte er abstellen, viel Unglück mildern, viel Gutes veranlassen und fördern können; die Mächtigen der Erde hatten ihm als ihrem Vater gehuldigt; und — was den meisten Grund zur Freude gab — die eignen Unterthanen hatten nichts von jenem Geiste der Unzufriedenheit und der Untreue blicken lassen, der nach der Meinung Vieler doch bei ihnen herrschen sollte; sie hatten sich allüberall, in der Romagna und den Marken nicht weniger wie in der Nähe Rom's, fast überboten in Erweisen der höchsten Verehrung, der unbedingtesten Ergebenheit, der dankbarsten Liebe, der standhaftesten Treue. Das mußte den Vater und Fürsten wohl mit hoher Freude erfüllen. Sein argloser, gerader, edler Sinn ließ ja die Befürchtung gar nicht aufkommen, daß dies Alles wieder nur ein flüchtiges „Hosiannah!" des Palmsonntags war, auf welches das herbe „Kreuzige ihn!" des Charfreitags schon bald folgen sollte. Er konnte sich es nicht als möglich denken, daß dieselben Menschen, die gegenwärtig ihm mit so stürmischer Liebe anhingen, den Fallstricken der benachbarten Verführer unterliegen sollten. Und noch weniger konnte er es sich vorstellen, daß alle diese Huldigungen eitel Spiegelfechterei, daß sie nicht aus aufrichtigem Herzen entstammt seien.

Und doch mußte eines von Beidem der Fall sein. Denn kaum zwei Jahre noch, und der Charfreitag des Verrathes und der Verleugnung war schon da. Achten wir jetzt auf dessen Vorbereitung.

Siebentes Capitel.

Schmähliche Beraubung durch königliche Hand.



Wir deuteten schon an, wie im Lauf der Jahre die verunglückte republikanische Empörung in Italien durch eine monarchische Revolution, deren Centrum in Turin war, ersetzt wurde. In der That: was bis dahin nur die radicalsten Volksaufwiegler gethan, das begann nunmehr ein König und dessen erster Minister.

Der König war Victor Emanuel II. von Sardinien, der seinem unglücklichen Vater noch im Jahre 1849 auf dem Throne gefolgt war; und die Seele seiner Regierung war Graf Camillo Cavour, der seit 1850 dem Ministerium angehörte und seit dem Ende des Jahres 1852 alle Fäden der inneren und äußeren Politik mit so verwegener wie für seine Zwecke überaus geschickter Hand allein zu spinnen unternahm. Von da an hatte Pius durch die sardinische Politik unsäglich viel zu leiden, und jetzt erst sah man deutlich, weshalb die alte Prophezeihung ihn als „Crux de cruce" bezeichnet hatte: beinah zwanzig Jahre lang sollte ihn neben andern schweren Kreuzen besonders jenes drücken, welches ihm durch das Kreuz in der Fahne des sardinischen Königshauses aufgeladen wurde.

Schon 1850 hatte dieses „Kreuz vom Kreuze" auf dem kirchlichen Gebiete begonnen. Der sardinische Minister Siccardi brachte eine Reihe von Gesetzen vor die Kammern, durch welche die geistliche Gerichtsbarkeit und das Asylrecht der frommen Stätten abgeschafft und die Zahl der kirchlichen Feiertage bedeutend vermindert wurde. Beide Kammern nahmen die Gesetzentwürfe an. Der päpstliche Nuntius legte Protest ein gegen die gröbliche Verletzung der abgeschlossenen Verträge und brach den diplomatischen Verkehr mit dem Turiner Hofe ab; der muthige Erzbischof Fransoni von Turin legte ebenfalls Protest ein gegen die schreiende Verletzung der kirchlichen Rechte und wurde eingekerkert;

sein erzbischöflicher Amtsbruder von Cagliari that denselben Schritt und wurde verbannt; Pius selbst mußte schon in der ersten Allocution, die er nach seinem Wiedereinzuge in Rom am 20. April 1850 hielt, seinem innigen Danke für den Beistand Frankreichs und Spaniens, Neapels und Oesterreichs den Ausdruck des Schmerzes folgen lassen, der ihm durch die piemontesischen Eingriffe in sein und der Kirche Recht bereitet worden, und in der Allocution vom 1. Nov. desselben Jahres wiederholte er seine bitteren Klagen und Anklagen. Die Turiner Regierung sandte den Präsidenten der Deputirtenkammer, Pinelli, nach Rom, um den heil. Stuhl willfährig zu machen; aber der Gesandtschaft ward bedeutet, daß sie keine amtliche Audienz erhalten werde, so lange der fromme Erzbischof noch eingekerkert sei. Den Urheber der schändlichen Gesetze selbst traf die rächende Hand Gottes bald: Siccardi starb noch in demselben Jahre.

Indeß, die piemontesische Regierung blieb auf ihren bösen Wegen, insbesondere seitdem Cavour den Satz von der „freien Kirche im freien Staate" aufgestellt, und diesen Satz in seiner Weise dadurch auszuführen unternahm, daß er der „freien" Kirche das Unterrichtswesen entziehen, fast alle Mönchs- und Nonnenklöster aufheben und deren Güter dem Staate überweisen ließ. Zweimal hatte Pius seine mahnende und klagende Stimme schon erhoben; er that es zum dritten Male in feierlicher Allocution am 19. Dec. 1853, zum vierten Male am 22. Jan. 1855. Doch als er sah, daß alle seine Langmuth und Geduld nichts half; als man ihm immer wieder mit Anträgen kam, auf die er als gewissenhafter Hüter der kirchlichen Rechte stets nur die Antwort gab und geben konnte: „Non possumus; das kann und darf ich nicht!" — da sprach er am 26. Juli 1855 endlich ein strenges Wort: er belegte alle Urheber, Begünstiger, Anhänger und Vollzieher der kirchenfeindlichen Gesetze mit dem Banne.

So war das „Kreuz", welches die sardinische Regierung dem heil. Vater zu tragen gab, schon schwer genug; doch, es sollte bald noch schwerer werden; zu den kirchlichen Vergewaltigungen sollten noch politische hinzutreten.

Seit Cavour im Namen des schwachen, nur für die Freuden der Tafel und der Jagd und für noch schlimmere Vergnügungen begeisterten Königs die Zügel der Regierung leitete, war das Streben Piemonts unabläßig auf Vergrößerung der Macht und Ausdehnung des Gebietes berechnet. Ohne Frankreichs Mitwirkung durfte Cavour nicht hoffen, das Ziel zu erreichen; so versuchte er denn Alles, und versuchte es mit Glück, den Imperator an der Seine für seine Pläne zu gewinnen. Er schmeichelte der Eitelkeit desselben, er unterstützte ihn bei seinen Operationen, er suchte ihn mit Haß gegen Oesterreich zu erfüllen, er bediente sich gelegentlich sogar der Mazzinisten und Garibaldianer, um

in dem bevorstehenden Kampfe gegen Oesterreich und dessen italienische Schützlinge obsiegen zu können. Was kümmerte es ihn bei diesen hochfliegenden Plänen, daß die Finanzen Piemonts von Jahr zu Jahr ein kläglicheres Schauspiel boten? Trotz des Deficits und trotz der Armuth mußte das Heer verdoppelt und mußte 1854 im Kriege zwischen Rußland und den Westmächten den Letztern eine sardinische Heeresabtheilung nach der Krim zu Hülfe gesandt werden. Cavour mehrte sich dadurch die Gunst Englands und Frankreichs, er verschaffte sich Zutritt zu dem Pariser Friedenscongresse der Großmächte, und er wußte hier dem „Schmerzensschrei Italiens" über die nationale Zerrissenheit, über die „Despotie" Oesterreichs, über die „Mißregierung" in Neapel und über die „traurigen" Zustände des Kirchenstaates Gehör zu verschaffen. Wie klar und überzeugend Graf Rayneval, der Gesandte Frankreichs, in seiner berühmten Denkschrift den Ungrund dieser Klagen über die römischen Verhältnisse auch nachweisen mochte: der sogenannten „öffentlichen Meinung" galt der Kirchenstaat fortan noch mehr als bisher für schlecht regiert.

Im Januar 1858 war es dem französischen Machthaber durch die Orsinischen Bomben auf's neue zu Gemüthe geführt, was er von seinen ehemaligen „Brüdern", den aufrührischen Carbonari und Freimaurern, zu erwarten habe, wenn er die „Wünsche" Italiens nicht befriedige. Der schlaue Premierminister Piemonts benutzte diese angstvolle Stimmung des beständig von Meuchlern Bedrohten, um ihm im Juli des genannten Jahres zu Plombières bindende Zusagen zu entlocken. Und wirklich: am Neujahrstage 1859 sprach Napoleon das bekannte Drohwort zu dem österreichischen Gesandten, zehn Tage später entflammte der sardinische König sein Parlament zur Votirung von fünfzig Millionen Franken „für die Vertheidigung" des — von Niemand angegriffenen, von Niemand bedrohten Landes, am 30. Januar wurde des Königs junge Tochter an den rothen Vetter des französischen Beschützers verkuppelt, und kaum drei Monate später hatte der sardinische Premier die Dinge bereits soweit getrieben, daß Oesterreich ein Ultimatum stellen und bei der selbstverständlichen Ablehnung desselben den Krieg erklären mußte.

Das hatte man gewollt. Alsbald rückte Napoleon selbst an der Spitze von fünf gewaltigen Heersäulen den Sardiniern über die Alpen zu Hülfe, und in zwei großen Schlachten, bei Magenta am 4. und bei Solferino am 24. Juni, unterlagen die österreichischen Waffen den vereinigten Franzosen und Sardiniern. So verliefen die Dinge ganz nach Cavour's Wünschen, und schon glaubte er in seinem Uebermuthe sich von einem Theile der versprochenen Gegenleistungen entbinden zu können. Allein Napoleon durchschaute ihn, und

so durchkreuzte er die Pläne des allzu Ehrgeizigen dadurch, daß er wider den Willen und Wunsch desselben rasch mit dem Kaiser Franz Joseph Waffenstillstand und bald darauf auch Frieden schloß.

Cavour knirschte vor Wuth, daß nur die Lombardei ohne das Festungsviereck und ohne Venetien an Piemont fallen, daß die verjagten Herzöge in Toscana, Modena und Parma wiedereingesetzt werden, und daß ganz Italien mit Einschluß des Kirchenstaates, Neapels und des österreichischen Venetiens zu einem Staatenbund unter dem Vorsitze des Papstes vereinigt werden sollte. Er dankte voller Ingrimm ab. Doch noch in demselben Herbste trat er wieder an die Spitze der Regierung: er hatte den Imperator umzustimmen verstanden, und fortan wußte er, daß die Paragraphen des Züricher Friedens bloßen Papierwerth hatten, ihm aber jegliche Freiheit zum ungerechten Handeln ließen.

Die Herzogthümer wurden nicht wieder hergestellt, sondern einfach von Sardinien besetzt und dann — nachdem man überall die lächerliche Farce der „freien" allgemeinen Volksabstimmung in Scene gesetzt hatte — dem sardinischen Königreiche einverleibt oder, wie der neue, seitdem auch anderwärts üblich gewordene Kunstausdruck lautete — annectirt. Napoleon versöhnte seine eifersüchtigen Franzosen mit diesem freventlichen Bruche der Verträge dadurch, daß mit Cavour's Genehmigung dem geheimen Abkommen gemäß in Savoyen und Nizza die nämliche „freie Volksabstimmung" zu Gunsten der französischen Krone stattfand.

Dann begann dasselbe Spiel im Kirchenstaate. Und schon im Frühjahr 1859 mußte Pius hören: dieselben Romagnolen-Städte, die ihm vor kaum zwei Jahren so laut zugejubelt, an ihrer Spitze die Hauptstadt Bologna, hätten sich nach dem Abzuge der österreichischen Besatzungen bei der ersten Nachricht von dem Ausbruche des Krieges erhoben, provisorische Regierungen eingesetzt und den König von Sardinien als Dictator ausgerufen! Das war wieder einmal eine wahrhaft herzzerreißende Nachricht für den Pius der Liebe und der Treue. „O des Haufens, der sich alle Tage ändert wie der Mond!"

Indeß, der heilige Vater konnte an den traurigen Vorfällen für den Augenblick nichts ändern; er konnte nur beten, daß die Geißel des Krieges abgewendet, das Recht wieder hergestellt, die Sünde erkannt und der Fehltritt nicht zu hart bestraft werde. Und das that er. Er betete aber nicht bloß selbst, er wendete sich auch unter wiederholter Oeffnung der kirchlichen Gnadenschätze an die Christenheit mit der Bitte um ein gleiches Gebet, er betonte in Rundschreiben und Allocutionen zu wiederholten Malen feierlich die Gerechtsame des Kirchenstaates, er belegte die Empörer mit dem Banne, er appellirte an die

großen Mächte, ihn in seiner schwer bedrohten weltlichen Herrschaft, ohne die er seine geistlichen Obliegenheiten nicht frei genug ausüben könne, zu beschützen

Allein woher sollte dieser Schutz kommen? Oesterreichs Macht war in Italien so eben gebrochen, Neapel befand sich selbst in schwerer Noth, Sardinien war geradezu der Urheber und Begünstiger der Rebellionen, und Frankreich? Die französischen Truppen standen ruhig in Rom und ließen die Rebellen vollständig gewähren; sie rührten keine Hand, obwohl Pius schon in der Encyclica vom 18. Juni 1859 ausdrücklich erinnert hatte, daß nach der Erklärung des Kaisers der Franzosen „die in Italien weilenden französischen Truppen bestimmt seien, die weltliche Herrschaft des heil. Vaters zu erhalten und zu schützen." So war es denn nicht zu verwundern, daß die Legationen an denselben Tagen wie die Herzogthümer, am 11. und 12. März 1860, durch „allgemeine Abstimmung" sich für die Einverleibung in das sardinische Königreich erklärten und am 18. März durch förmliches Decret des Sardenkönigs annectirt wurden. Pius säumte nicht, die Urheber und Helfershelfer dieser Annexion sofort mit dem großen Kirchenbanne zu belegen.

Es kam indeß noch schlimmer. Mitten unter den Wirren des großen Kampfes in Oberitalien und der Gährung in seinen eigenen Landen war König Ferdinand II. von Neapel am 22. Mai 1859 aus diesem Leben geschieden. Sein Nachfolger Franz II., damals ein Jüngling von 23 Jahren, trat in die Fußtapfen seines strengen Vaters, ohne dessen Klugheit und Energie zu besitzen. Als daher Garibaldi im Mai des nächsten Jahres mit ein paar tausend Freiwilligen zu Marsala landete, fiel ihm in wenigen Monaten ganz Sicilien in die Hände, und schon am 7. September konnte der Bandenführer in die Hauptstadt Neapel selbst einziehen und sich dort zum Dictator ausrufen lassen. Der König schloß sich in die Festung Gaëta ein und vertheidigte sich hier, an der Seite seiner heldenmüthigen Gemahlin, der herzoglichen Prinzessin Maria Sophia von Bayern, mit tapferer Ausdauer, bis er im Februar des nächsten Jahres auch diese letzte Festung seines Landes aufgeben und sich — unter den Schutz des heil. Vaters nach Rom begeben mußte.

Noch heute weilt er dort mit seiner ganzen königlichen Familie, und so hat Pius IX. jetzt schon zehn Jahre lang den freundlichen Schutz, welchen ihm in schwerer Zeit der König Ferdinand in Gaëta und Portici gewährte, an der Gemahlin, dem Thronerben und den übrigen Kindern und Geschwistern seines Wohlthäters auf das dankbarste vergolten. Wie oft auch die sardinische Regierung und deren Freunde darauf drangen, daß die neapolitanische Königsfamilie aus Rom verwiesen werde: Pius hörte nie darauf, und vom ersten

Augenblicke bis auf den heutigen Tag ehrte er die nicht nur ihres Thrones, sondern auch des größten Theiles ihrer Habe Beraubten durch die auszeichnendste, fürsorglichste Aufmerksamkeit.

Cavour hatte sich den Anschein gegeben, als ob die Garibaldische Expedition gegen sein Wissen und Wollen angezettelt sei. Bald lehrten die Thatsachen, und später gaben es die formellsten Enthüllungen noch deutlicher kund, daß jenes Vorgeben erheuchelt war. Garibaldi war noch nicht einmal in Neapel eingezogen, als die sardinische Regierung schon Maßregeln traf, um ihrerseits von der Eroberung Besitz zu nehmen. Eine dieser Maßregeln bestand aber darin, daß man sich anschickte, dem Papste außer der Romagna auch Umbrien und die Marken, diese Pässe zur Verbindung Oberitaliens mit Neapel, zu entziehen. Es wurde der päpstlichen Regierung die Zumuthung gestellt, auch in den genannten Provinzen eine „völlig ungehinderte Kundgebung des Volkswillens" über den Anschluß an Sardinien zu gestatten.

Wie diese „Volksabstimmung" unter den obwaltenden Verhältnissen ausgefallen wäre, war unschwer zu errathen. Hätte noch Jemand daran zweifeln können, so wurden ihm die Augen vollends geöffnet, als bei der ersten Kunde von der Annäherung der sardinischen Truppen beinah alle größere Städte nach dem frühern Vorgange Perugia's sich erhoben, unter ihnen Pesaro, Montefeltro, Urbino und die eigene Vaterstadt des Papstes, das mit den reichsten Wohlthaten überhäufte Sinigallia. Ueberall wurden provisorische Junten eingesetzt, welche hochverrätherischer Weise den „Schutz" Victor Emanuel's anriefen.


General Lamoricière.

Die päpstliche Regierung war auf Derartiges gefaßt gewesen, und in aller Eile hatte sie ihr kleines Heer verstärkt. Man warb an, was sich anwerben ließ, und zu diesen Geworbenen kam eine große Schaar Freiwilliger aus allen katholischen Ländern Europa's, namentlich aus Frankreich, Belgien und Irland. So waren bald nahezu 20,000 Mann beisammen, und an deren Spitze stellte sich einer der tüchtigsten Feldherrn der Gegenwart: der französische General Leo de La Moricière, der sich vor Jahren als Besieger Abdel-Kader's mit Ruhm bedeckt hatte, dann aber von Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 verbannt und so zur Unthätigkeit verurtheilt war. Man hatte dem Verbannten eben jetzt die Rückkehr in sein Vaterland gestattet, auf daß er wenigstens die Leiche seines

einzigen Sohnes sehe. Da trat eines Tages Felix Dupanloup, der berühmte Bischof von Orleans, in das stille Gemach des tiefgebeugten Mannes, und schilderte ihm in seiner feurigen Sprache das schöne Arbeitsfeld, welches sich für den christlichen Soldaten eben jetzt im Kirchenstaate öffne: ein Kampf für Gott und seinen Stellvertreter, ein Kampf für die heiligsten Interessen der Kirche, aber auch ein Kampf, bei welchem das Unterliegen fast vorauszusehen und von den Kindern dieser Welt nur Spott und Hohn zu ernten war. Mit heiligem Eifer ging der Edle auf den Gedanken ein, und fortan hatte er auf alle Gegenvorstellungen nur die Antwort: „Der Papst ist mein Vater, sein geheiligtes Haupt ist gefährdet; wo aber hätte wohl je ein Sohn seinen Vater verlassen?"

So eilte er denn hin, und an der Spitze seiner kleinen Schaar zog er, nachdem der Aufruhr in Perugia gedämpft war, zum Schutz der Grenzen in die Marken. Da überfielen ihn ohne alle Kriegserklärung, mitten im formellen Frieden, die sardinischen Streitkräfte unter dem Commando Cialdini's, und am 18. September wurde sein kleines Heer auf den Höhen von Castelfidardo, angesichts des Gnadenortes Loreto, durch die Uebermacht vollständig erdrückt. Elf Tage später mußte er sich in Ancona, wohin er sich zurückgezogen hatte, den Sardiniern ergeben, nachdem er sich bis auf die letzte Kugel mit Löwenmuth vertheidigt hatte. In schmählicher Gefangenschaft mit seiner schrecklich decimirten Schaar durch Norditalien geschleppt und allen Unbilden der rohen Sieger preisgegeben, fand er auch in seiner Heimath neben einem seltenen Trostworte der wenigen Freunde überall nur Hohn und Spott, und mußte es erleben, wie das christliche Frankreich keinen Finger gegen den Kirchenraub rührte. Bei Castelfidardo hatte er seinen Waffengefährten, den unvergeßlichen Pimodan, um seinen Heldentod beneidet; er selbst mußte sein schmerzgequältes Leben noch fünf Jahre länger tragen, bis ihm der himmlische Lohn zu Theil werden sollte. Legen auch wir einen Kranz auf das Grab des Edlen, der nach Montalembert's schönem Worte „niemals in seinem Leben auch nur einen Fingerbreit von dem Pfade der Ehre als Soldat, von dem Pfade der Tugend als Mensch, von dem Pfade des Glaubens als Christ abgewichen ist."

Jetzt waren überall die Wege für den sardinischen König geöffnet und geebnet. So stellte sich der „König-Ehrenmann" denn in höchsteigener Person an die Spitze seiner Truppen, ließ sich durch „Volksabstimmung" in den päpstlichen Provinzen huldigen, rückte in die neapolitanischen Besitzungen vor, hielt an Garibaldi's Seite seinen Einzug in Neapel, erklärte am zweiten Weihnachtstage Neapel und Sicilien für einen integrirenden Theil seines Reiches, und nahm am 17. März 1861 den Titel eines „Königs von Italien" an. Zehn

Tage darauf proclamirte das „italienische" Parlament fast einstimmig Rom zur Hauptstadt des neuen Königreiches.

Der geistige Urheber aller dieser Missethaten, Camillo Cavour, starb schon am 6. Juni desselben Jahres eines plötzlichen Todes; und Garibaldi, welcher den Ausspruch des Parlaments zur Wahrheit machen und unter dem Rufe: „Rom oder den Tod!" von Neapel aus gegen Rom vorrücken wollte, wurde durch das Heer desselben Cialdini, welcher zwei Jahre früher die päpstlichen Truppen hingeschlachtet hatte, am 28. August 1862 bei Aspromonte verwundet und gefangen. Denn Frankreich, welches gegen die räuberische Fortnahme der Legationen keinen Einspruch erhoben hatte, wollte doch seine Stellung in Rom noch keineswegs aufgeben, es wollte das so rasch als widerrechtlich entstandene Reich Italien nicht sofort schon völlig sich abrunden lassen.

So behielt Pius noch sein Rom und dessen Umgebung, das eigentliche Erbgut Petri; die Legationen aber bekam er nicht zurück, und der Kirchenstaat war und blieb von 814 Quadratmeilen mit fast drei Millionen Einwohnern auf 214 mit nur dreiviertel Millionen, also auf den vierten Theil reducirt.

Was konnte der Papst thun, um diesen Verlust rückgängig zu machen? Nichts. Sein eben erst angesammeltes Heer war bei Castelfidardo vernichtet, und es dauerte geraume Zeit, bis eine kleine neue Truppe organisirt werden konnte; die Hülfe fremder Mächte aber, insonderheit die Hülfe des hierfür gegenwärtig allein in Betracht kommenden französischen Kaiserreiches, war ausdrücklich durch die Aufstellung des neuerfundenen Principes der „Nichtintervention" von Napoleon verweigert.

So blieb dem heil. Vater für den Augenblick nichts übrig, als in feierlichen Allocutionen und Breven seinem tiefen Schmerze Ausdruck zu geben, gegen die neuen Vergewaltigungen abermals zu protestiren, seinen Tapferen zu danken und die Missethäter mit den Kirchenstrafen zu belegen. Und das that er nun so unverweilt als unverzagt. Keinerlei Menschenfurcht vermochte ihn abzuhalten, wenigstens durch sein hohepriesterliches Wort, wo ihm jede sonstige Befugniß abgeschnitten war, Recht und Unrecht als solches zu kennzeichnen, der gekränkten Wahrheit ihre Ehre und den mißbrauchten Worten ihre Bedeutung zurückzugeben, die Tugend zu beloben und das Laster scharf zu rügen.

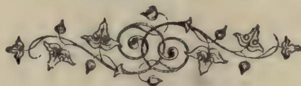
Am 28. September 1860 spricht er in einer Allocution seinen Abscheu aus über den schmählichen Verrath von Castelfidardo und über das unheilvolle Princip der Nichtintervention. Am 12. November belobt er seine tapferen Streiter und stiftet zum Andenken an den ehrenvollen, wenn auch unglücklichen Kampf ein silbernes Ehrenzeichen, die sog. Castelfidardo-Medaille. Sie be-

steht aus einem schmalen Kreuze, welches ein Ring umgibt. Die Inschrift heißt: Pro Petri Sede; für Petri Stuhl.

Am 18. März 1861 lehnt er in einer Allocution die heuchlerische Zumuthung ab, daß der Papst sich mit dem sogen. „Fortschritt" und dem landläufigen „Liberalismus" versöhnen solle. Der wahre Zweck der Usurpatoren, so sagt er, gehe vielmehr dahin, jedes Autoritätsprincip, jede Richtschnur des Rechts und der Gerechtigkeit abzuschaffen. Gleichzeitig verwirft er das in letzter Zeit so häufig aufgestellte und befolgte Princip der faits accomplis, der „vollendeten Thatsachen", welches mit Gerechtigkeit und Recht ganz unverträglich sei. Am Schlusse spricht er aus, wie er, aller irdischen Hülfe bar, fortan nur noch auf Gott sein ganzes Hoffen und Vertrauen setze, und er bittet Jesum Christum flehentlich im Namen Seiner Kirche, daß Er die Sache Seines Statthalters auf Erden richten, vertheidigen und mit dem Siege krönen wolle.

In den Allocutionen vom 13. Juni und 17. Dec. 1860 sowie vom 30. Sept. 1861 klagt er wiederholt über die Verletzungen der Rechte des heil. Stuhles in den von Piemont usurpirten Provinzen, mehr aber noch über das schwere Unrecht, welches dort der Kirche, ihren Dienern und ihren Rechten zugefügt werde. Man hatte ungerechte Gesetze über die Hospitäler und Waisenhäuser erlassen, religionsfeindliche Schulen errichtet, Kirchengüter geraubt, Stifte und Klöster aufgehoben, und eine große Zahl von Bischöfen und Geistlichen, unter ihnen den heiligmäßigen und hochverdienten Cardinal-Erzbischof Riario Sforza von Neapel, verhaftet, mißhandelt und verbannt.

Müssen wir es noch sagen, wie schwer Pius an all diesem Kreuze trug? mit welchem Schmerz es ihn erfüllte, daß Frankreich in so perfider Unthätigkeit blieb, daß die Rechte der Kirche so schwer geschädigt wurden, daß die schlechtesten Principien für den Augenblick obsiegten, daß die Treue der eigenen Unterthanen sich so wankend zeigte, daß endlich der größte Theil des Kirchenstaates ganz verloren ging? Hören wir lieber, welcher Trost seinem schmerzerfüllten Herzen in dieser und der nächsten Zeit bereitet wurde.



Achtes Capitel.

Das große Pfingstfest und die Syllabus-Encyclica.

Was die Einwohner Italiens an dem apostolischen Stuhle verbrachen, das suchten die Völker der übrigen Länder wieder gut zu machen; was die Fürsten der Welt unterließen, das suchten die Fürsten der Kirche nach Möglichkeit zu ersetzen.

Zahllos waren die Adressen, worin die Gläubigen aller Länder in jenen Zeiten der Beraubung dem heil. Vater es aussprachen: wie tief sie mit ihm verletzt seien über das schwere Unrecht, wie innig sie seinen Schmerz mitempfänden, und wie sie ihrerseits Alles thun wollten, diesen Schmerz zu lindern. Und sie blieben nicht bei diesen Worten der Theilnahme und des Trostes, des Gehorsams und der Liebe stehen; sie opferten unabläßig ihre frommen Gebete für den heil. Vater auf; sie sammelten reiche Liebesgaben für den jetzt auch äußerlich so schwer bedrängten Statthalter Christi; sie sandten ihm endlich ihre jungen Söhne und Brüder, welche mit den Waffen in der Hand fernere Beraubungen des Erbgutes Petri verhindern und mit ihren Leibern die Freiheit und das Leben der Christenheit vertheidigen und schützen sollten.

Und die Bischöfe meldeten ihrem Oberhaupte ihrerseits: wie fest überzeugt sie seien von der Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes; wie sie für die Erhaltung und Wiedergewinnung dieser auf so alten und geheiligten Rechten beruhenden Herrschaft die ihrer Obhut anbefohlenen Heerden, theils aus eigenem Antriebe, theils in Folge der Wünsche und Weisungen des Papstes selbst, zu eifrigen Gebeten aufgefordert hätten; wie diese Gebete von großen Schaaren oft und andächtig verrichtet seien; wie sich Versammlungen gebildet hätten, um für das Recht mit nachdrücklichen Worten einzutreten, Gebetsvereine, um für die Wiederherstellung des Rechtes beständig den Himmel anzurufen, andere Vereine und Bruderschaften, um in geregelter Weise für die Bedürfnisse des apostolischen Stuhles reiche Liebesgaben zu sammeln.

Der heil. Vater säumte nicht, in zahllosen Dankbriefen es auszusprechen, welchen Trost ihm diese Theilnahme der Gläubigen und ihrer Hirten bereite. Doch wollte er den Letzteren noch durch einen besondern Act beweisen, welchen Werth er auf ihr Votum und ihren Beistand lege, und darum lud er alle Bischöfe des katholischen Erdkreises ein, zum Pfingstfeste des Jahres 1862 nach Rom zu kommen, um dort einer feierlichen Heiligsprechung beizuwohnen.

Beinah dreihundert Bischöfe entsprachen der Einladung ihres Vaters; Rom sah nach Verlauf von nicht einmal acht Jahren schon zum zweiten Male das seit Jahrhunderten nicht mehr gekannte Schauspiel der Vereinigung der gegenwärtigen Nachfolger der Apostel um den Nachfolger des Apostelfürsten, und die Pfingstfeier des Jahres 1862 wurde zu einer Triumphfeier der Kirche.

Den nächsten Anlaß zu der Berufung der Bischöfe gab, wie bemerkt, eine Heiligsprechungsfeier. Es war die erste, welche Pius IX. vornahm, und wohl selten, wenn überhaupt je zuvor, wurde eine Canonisation in so großartiger Weise vorgenommen.

Seligsprechungen waren in den verflossenen Jahren bereits mehrfach erfolgt: meist in Betreff solcher Diener und Dienerinnen Gottes, denen schon vor langen Jahren das Prädicat „ehrwürdig" zuerkannt und deren Beatification ebenfalls schon lange vorbereitet war. Es wiederholte sich im Grunde auf diesem Gebiete nur das Nämliche, was wir auf so vielen andern schon beobachten konnten: Pius war weniger darauf bedacht, Unerhörtes in's Werk zu setzen und vollständig Neues zu beginnen, als vielmehr das in der Vorzeit schön Begonnene thatkräftig fortzusetzen, für die guten Traditionen einzustehen und das durch die Ungunst der Zeiten oder die Bosheit der Menschen Unterbrochene wieder mit allem Eifer aufzunehmen. So war es mit den Concordaten, die er schloß oder doch abzuschließen suchte; so war es mit dem Dogma der unbefleckten Empfängniß, welches auszusprechen ihm vergönnt war; so war es mit der Wiederherstellung der Hierarchie in England und Holland und mit der Mehrung oder neuen Eintheilung der Bisthümer und Kirchenprovinzen in andern Ländern; so war es mit der strengern Durchführung der Kirchendisciplin; so war es auch mit der Selig- und Heiligsprechung solcher Diener und Dienerinnen Gottes, die sich durch heroische Tugenden und übernatürliche Gnadengaben während ihrer Lebenszeit in besonderem Grade auszeichneten.

Die Tugenden des ehrwürdigen Jesuitenpaters Petrus Claver waren schon im Jahre 1747 durch ein päpstliches Decret für heroisch erklärt; die bald eintretende Verfolgung und die daran sich schließende Aufhebung der Gesellschaft

Jesu hatte die Fortsetzung des Processes verhindert; Pius bestätigte schon 1848 die Wahrheit zweier Wunderthaten, und 1850 erfolgte die Beatification. Die ehrwürdige Maria Anna de Praxedes war schon 1776 als eine heroische Dienerin Gottes erklärt; Pius sprach sie 1850 selig. Den ehrwürdigen Johannes de Brito hatte man schon 1783 als einen Märtyrer des Glaubens verkündigen wollen; Pius nannte ihn 1852 selig und stellte ihn für die Gläubigen „in dieser schweren Zeit als ein neues Muster der christlichen Standhaftigkeit auf." Dem barmherzigen Bruder Johannes Grande war schon 1775 der heroische Tugendgrad zuerkannt; Pius erklärte ihn 1852 für selig und pries ihn als das „Vorbild der Demuth und der christlichen Liebe." Der ehrwürdige Paul vom Kreuze, Stifter des Passionisten-Ordens, war 1821 als ein Mann von heroischer Tugend feierlich bezeichnet; Pius sprach ihn 1852 selig, und ließ fünfzehn Jahre später die Heiligsprechung folgen. Der Proceß der Beatification der ehrwürdigen Germana Cousin war schon 200 Jahre vorbereitet; Pius vollendete ihn 1853. Der Martertod des Jesuiten-Paters Andreas Bobola war schon 1755 für bewiesen erklärt; Pius nannte ihn 1853 selig und stellte ihn den Gläubigen als Beispiel der Tapferkeit und Ausdauer im Kampfe hin. Den ehrwürdigen Johannes Leonardi, Stifter der Regular-Cleriker von der Mutter Gottes, hatte schon Benedict XIV. vor hundert Jahren selig preisen wollen; Pius that es 1861.

So waren durch ihn in den letzten zwölf Jahren bereits acht Seligsprechungen erfolgt; die erste Heiligsprechung aber sollte jetzt stattfinden. Sie betraf 26 schon im Jahre 1627 beatificirte Märtyrer, die im Jahre 1594 zu Nangasaki in Japan für den Glauben Christi ihr Blut vergossen hatten, und zwar 23 Franziscaner und drei Jesuiten; außerdem noch den bereits 1779 seliggesprochenen gottbegnadigten Propheten und Wunderthäter Michael de Sanctis aus dem Orden der Trinitarier.

Die hehre Feier fand am Morgen des Pfingstfestes — den 8. Juni 1862 — in der Peterskirche statt. Kaum war die Morgensonne herrlich aufgegangen begrüßt von den Kanonensalven der Engelsburg und von den Fahnen auf den Kirchenthürmen, als das Volk auch schon in unermeßlichen Schaaren sich durch das Gewirre von tausend Gefähren nach dem Petersplatze wälzte. Die herrliche Basilika war für die Tagesfeier eigens ausgeschmückt. Die Façade hatte man verziert mit den Bildnissen der Helden, denen heute die Ehre der Altäre zuerkannt werden sollte. In der Kirche selbst sah man auf vielen schönen Bildern einzelne Scenen aus dem Leben dieser Heiligen dargestellt. Auf die Bilder fiel der glänzende Schein von unzähligen Lichtern auf Candelabern und Wand-

leuchtern, welche zugleich die majestätischen Verhältnisse des Riesenbaues in ein zauberisches Licht hüllten.

Um sieben Uhr begann die große Procession der Waisen und Convictoristen, der Kloster- und Weltgeistlichkeit, der Bischöfe und Erzbischöfe, der Patriarchen und Cardinäle, der Fürsten und Generale, der Civil- und Militärbeamten sich in die Kirche zu begeben: in ihrer Mitte der heil. Vater auf dem Tragsessel. Auf seinem Throne angelangt und von den Kirchenfürsten demüthig begrüßt, wurde er in feierlicher Ansprache dreimal, und stets inständiger, gebeten, die glorreichen Märthyrer und Bekenner unter die Zahl der Heiligen der ganzen Kirche einzureihen. Nach der dritten Bitte verlas er dann mit lauter Stimme das Decret, und gleich darauf brauste das von dem Oberhaupt der Kirche angestimmte Tedeum vieltausendstimmig durch die weiten Hallen. Gleich darauf celebrirte Pius im Beisein der Bischöfe das Hochamt.

Am nächsten Tage versammelte der heil. Vater die Bischöfe auf's neue um sich, und hielt nun an dieselben die berühmte Allocution des 9. Juni 1862, in welcher er nach seinem eigenen Ausdrucke zunächst „über die Hauptirrlehren unseres unglücklichen Jahrhunderts eine schmerzliche Rundschau" hielt, namentlich über den Unglauben, die Leugnung des göttlichen Ursprungs der Kirche, die beanspruchte Staatsomnipotenz, den Pantheismus und Rationalismus. Darauf beklagte er, daß die Bischöfe Italiens und Portugals durch ihre Regierungen verhindert seien, an der gegenwärtigen Versammlung der Bischöfe theilzunehmen. Dann gedachte er der „gottlosen Verschwörung, der strafbaren und hinterlistigen Kunstgriffe, womit die Bösgesinnten die weltliche Herrschaft des apostolischen Stuhles umzustürzen drohen." Dieser Bosheit gegenüber gewähre es ihm indeß vielen Trost, daß die Bischöfe einstimmig seien in der Lehre von der Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft zur freien Ausübung der geistlichen Hirtenpflichten des Statthalters Christi.

Und eben so berühmt ist die Adresse, welche der versammelte Episkopat noch an demselben Tage an den heil. Vater richtete. Darin hieß es:

Mögest Du lange leben, heiliger Vater, und die katholische Kirche segensreich regieren! Mögest Du auch fernerhin durch Deine Kraft sie schützen, durch Deine Weisheit sie lenken, durch Deine Tugenden sie schmücken. Wie der gute Hirt geh' uns voran, weide die Lämmer und die Schafe der himmlischen Weide und erfrische sie durch das Wasser der himmlischen Weisheit. Du bist für uns der Bewahrer der wahren Lehre, der Mittelpunkt der Einheit, das den Völkern von der göttlichen Weisheit bereitete unwandelbare Licht. Du bist der Fels der Kirche selbst, gegen den die Pforten der Hölle nichts vermögen.

Wenn Du sprichst, so ist es Petrus, den wir vernehmen; wenn Du befiehlst, so ist es Jesus Christus, dem wir gehorchen. Wir bewundern Dich, wie Du in Erfüllung Deines heil. Amtes dastehst mit heiterer Stirne, mit unerschütterlichem Muthe, unbesiegbar und aufrecht inmitten so vieler Prüfungen und Stürme .....

Wir erkennen in der That an, daß die weltliche Herrschaft des heil. Stuhles eine Nothwendigkeit und durch den klaren Willen der Vorsehung eingesetzt ist. Wir erklären unbedenklich, daß bei der gegenwärtigen Lage der menschlichen Dinge diese Herrschaft für das Heil der Kirche und für die freie Führung der Seelen unerläßlich ist ... Der römische Oberhirt kann sicher nicht der Unterthan, noch auch der Gast eines andern Fürsten sein ... Wer könnte in Abrede stellen, daß es in dem Widerstreite der menschlichen Dinge, Meinungen und Einrichtungen mitten in Europa, zwischen den drei Continenten der alten Welt, einen heiligen Ort geben muß, einen erhabenen Stuhl, von welchem sich für Fürsten und Völker eine hehre Stimme erhebt, die Stimme der Gerechtigkeit und Freiheit, unpartheiisch und ohne Vorliebe, frei von jedem Geiste der Willkür, und weder dem Drucke der Einschüchterung noch der Täuschung durch Kunstgriffe unterworfen? Wie wäre es möglich gewesen, daß die von allen Punkten des Erdkreises kommenden, alle Völker und Gegenden vertretenden Prälaten hier sicher sich zusammenfänden, wenn sie hier einen Fürsten als Herrscher anträfen, der entweder auf ihre Fürsten Verdacht hätte oder von denselben ob seiner Feindseligkeit mit Verdacht betrachtet würde? Es gibt ja Pflichten des Christen und Pflichten des Staatsbürgers, die sich zwar nicht widerstreiten, aber doch verschiedener Natur sind. Wie sollten die Bischöfe sie erfüllen können, bestände nicht in Rom eine weltliche Herrschaft, die gleich der päpstlichen unabhängig von jedem fremden Rechte wäre, und als Mittelpunkt der allgemeinen Eintracht weder nach menschlicher Ehre strebt noch für irdische Herrschaft wirkt? Wir sind frei zu einem Papste gekommen, der ein freier Herrscher ist ....

Wir verdammen die von Dir verdammten Irrthümer; wir verwerfen und verabscheuen die neuen und fremden Lehren, welche allerwärts zum Nachtheile der Kirche Jesu Christi verbreitet werden; wir verdammen und tadeln die Heiligthumsschändungen, die Beraubungen, die Verletzungen der geistlichen Immunität und alle übrigen gegen die Kirche und den Stuhl Petri verübten Frevelthaten ....

Niemals war das Recht des päpstlichen Stuhles auf die weltliche Herrschaft und die aus den Zeitverhältnissen sich ergebende Nothwendigkeit dieser Herrschaft so feierlich ausgesprochen worden: der ganze Episkopat hatte, was jeder Bischof bisher für sich in Hirtenbriefen und Adressen gethan, jetzt im Vereine ganz einmüthig betont, und das Echo des feierlichen Wortes der versammelten Oberhirten drang von Rom zu allen Heerden der Gläubigen, und klang von diesen Gläubigen aus allen Welttheilen in Reden und Predigten, in Zeitschriften und Büchern, in Resolutionen und Adressen zurück nach dem Mit-

telpunkte der Christenheit, nach Rom, zurück zu dem Oberhaupte der christlichen Welt, zu Pius dem Neunten. Das war kein geringer Trost für das Herz des schwer bedrängten, schmerzerfüllten Greises.

Aber die versammelten Bischöfe hatten auch gesagt: „Heiliger Vater! weide die Lämmer und die Schafe der himmlischen Weide, und erfrische sie durch das Wasser der himmlischen Weisheit! .. Wenn Du sprichst, so ist es Petrus, den wir vernehmen." Wie oft schon hatte Pius während seines Pontificates sich als Nachfolger des Apostelfürsten und als Hirt der Lämmer und der Schafe auch dadurch bewährt, daß er dem Erdkreise die Lehren der Wahrheit predigte und den Irrthum feierlich verdammte! Wir hörten schon von vielen Allocutionen, Breven, Bullen und Rundschreiben, in denen er dieses seines höchsten Lehr- und Richteramtes waltete; außer den von uns erwähnten waren noch andere apostolische Schreiben erfolgt, die zwar zunächst an Einzelne gerichtet waren und an bestimmte Vorgänge anknüpften, durch ihren Inhalt aber eine weit über die nächste Bestimmung hinausgehende, ganz allgemeine Bedeutung in Anspruch nehmen konnten. Dahin gehört namentlich die Bulle vom 22. Aug. 1851, durch welche zwei kirchenrechtliche Werke des Turiner Professors Nuytz verurtheilt werden; ferner das Breve vom 15. Juni 1857, gerichtet gegen das Lehrsystem des deutschen Philosophen Günther; zwei weitere Breven aus den Jahren 1862 und 1863 in Betreff anderer in Deutschland aufgetauchter Lehren und Tendenzen; endlich — um von vielem Anderen zu schweigen — die Verurtheilung des französischen Traditionalismus und des belgischen Ontologismus.

Jetzt aber faßte Pius den Entschluß, einmal mit ganz besonderem Nachdrucke als Lehrer der Wahrheit und Hüter des Rechtes in dieser, allem Irrthum und Unrechte preisgegebenen Zeit aufzutreten, und so erließ er an dem denkwürdigen Tage des 8. December 1864 — genau zehn Jahre nach der Dogmatisation der unbefleckten Empfängniß Mariä — das berühmteste unter allen seinen inhaltreichen Rundschreiben an die Oberhirten der Kirche. Das ist die große Encyclica „Quanta cura", die sogenannte Syllabus-Encyclica. In dem Sendschreiben selbst erhebt der heil. Vater wiederholt in feierlicher Weise seine Stimme gegen die wichtigsten aus jenen falschen Grundsätzen, gegen die er während seines Pontificates schon so oft in Rede, Schrift und That hatte einschreiten müssen.

Aber gleichzeitig mit dieser Encyclica sandte der Staatssecretär den Oberhirten einen „Syllabus" d. h. ein systematisch geordnetes Verzeichniß fast aller jener Irrthümer zu, welche Pius in seinen frühern Allocutionen, Breven und

Rundschreiben dem modernen Zeitgeiste gegenüber mißbilligt und verurtheilt hatte. Die Auslese und Zusammenstellung hatte der junge, durch Frömmigkeit, Geist und Gelehrsamkeit in gleich hohem Grade ausgezeichnete Barnabiten-Pater Ludwig Bilio, jetzt Cardinal der heil. Kirche, besorgt; aber sie war, wie der Staatssecretär ausdrücklich beifügte, auf den persönlichen Befehl des heil. Vaters erfolgt. Denn es sei immerhin möglich, daß nicht alle die päpstlichen Kundgebungen zur Kenntniß sämmtlicher Oberhirten gelangt seien, und der heil. Vater wünsche doch, daß ihnen dieselben stets vor Augen seien. 80 Irrthümer finden sich im Syllabus unter ebensovielen Nummern verzeichnet. Die 18 ersten betreffen den Pantheismus, Naturalismus, Rationalismus und Indifferentismus, also den Unglauben; 20 andere richten sich gegen die Kirche und ihre Rechte; 17 weitere behaupten Falsches in Betreff der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Verhältnisses zur Kirche; 9 fernere verfehlen sich gegen das natürliche und christliche Sittengesetz; 10 folgende verstoßen gegen die Kirchenlehre über das Sacrament der Ehe; 2 irren in Betreff der weltlichen Herrschaft des Papstes; die 14 letzten betreffen den modernen Liberalismus. Außerdem wird noch an die verschiedenen Actenstücke erinnert, in denen Pius sich gegen den Socialismus und Communismus, gegen die Geheimbünde, die Bibelgesellschaften und die liberalen Cleriker-Vereine ausgesprochen hatte; doch sind hierfür die einschlägigen Stellen nicht ausgehoben.

Das war ein Sündenspiegel für die „moderne Welt;" und der wahrhaft infernale Ingrimm, womit diese Welt den päpstlichen Erlaß aufnahm, bewies zur Genüge, wie treu der Spiegel war. Pius aber stand nach dem Erscheinen dieser Encyclica und durch dieselbe größer und hehrer da als je zuvor: niemals hatte er ein so umfassendes, so entschiedenes, so tiefgreifendes und durchschlagendes „Non possumus" gesprochen. Bis dahin hatte er sich stets nur gegen einzelne Zumuthungen und Irrthümer gewendet. Jetzt nahm er die Gesammtheit derselben vor; er stellte sich Allem, was die moderne Zeit Irriges behauptet und bethätigt hatte, wie ein Fels gegenüber; er bewährte sich in einer Zeit, wo Alles Compromisse schließt und nur vom Nachgeben das Heil erhofft, als die unerschütterliche Säule und Grundveste der Wahrheit, welche dem Sturme trotzt, und in ruhiger Majestät die Wogen anprallen und wieder abprallen läßt: fest überzeugt, daß sie den Felsen nicht erschüttern werden, und felsenfest auch da auf Gott noch bauend und an Gottes Wort festhaltend, wo Alles ringsumher in die brausenden Wogen der Zeit versinkt.

Die Unerschrockenheit, womit der Papst — man darf wohl sagen — seiner ganzen Zeit den Fehdehandschuh hinwarf, war um so staunenswürdiger, als

kaum drei Monate zuvor zwischen dem angeblichen Beschützer und dem offenen Feinde seiner weltlichen Herrschaft jene berüchtigte Convention vom 15. Sept. 1864 abgeschlossen war, durch welche sich Frankreich unter Anderem verpflichtete, innerhalb zweier Jahre seine Truppen aus dem Kirchenstaate zurückzuziehen. Mochte Sardinien sich auch in demselben Vertrage bequemen, daß es Florenz zur Hauptstadt des „Königreiches Italien" nehmen und das jetzige Gebiet des Kirchenstaates weder selbst angreifen noch angreifen lassen wolle: was war nach allem früher Vorgefallenen auf diese Zusagen noch zu geben? Binnen Kurzem sollte dem Papste sein letzter Schutz, die französische Besatzung, genommen werden; es war vorauszusehen, daß Garibaldi die erste beste Gelegenheit nach dem Abzuge jener Truppen benutzen werde, um das Erbtheil Petri mit seinen räuberischen Freischaaren zu überfallen; es war zu vermuthen, daß die sardinische Regierung sich diesem Angriffe nur zum Scheine widersetzen, im Grunde ihn aber genau so eifrig wie vor Jahren den Einfall des Bandenführers in Sicilien befördern werde; es war menschlicher Weise zu fürchten, daß der Angriff gelingen, daß Rom im Laufe der nächsten Jahre dem Papste entrissen, daß die weltliche Herrschaft des heil. Vaters bald — wenn auch nur vorübergehend und auf kurze Zeit — ein Ende nehmen werde. Aber trotz aller dieser bösen Aussichten und schlimmen Befürchtungen, oder vielmehr gerade deshalb, sprach Pius nachdrücklicher und feierlicher als jemals sein „Non possumus", und trat den Feinden der Kirche und des Papstthums kräftiger als jemals gegenüber. Das war eine große, des Oberhauptes der Kirche würdige That, es war die unvergleichlichste Hoheit, Majestät und Stärke mitten in der größten äußeren Ohnmacht; es war Petrus, der Fels, welcher sich den anstürmenden Wogen unerschütterlich entgegenstemmte und auch den für die Zukunft drohenden Stürmen mit Unerschrockenheit entgegenblickte.

Aber Pius hatte den Sündenspiegel nicht bloß zur Bewährung seines Muthes aufgestellt und ihn der Welt nicht zum bloßen Anschauen vorgehalten. Er sollte zugleich ein Beichtspiegel sein und als wirksames Mittel zur Umkehr und Besserung dienen. Deshalb forderte der Oberhirt der Christenheit seine Heerde in der nämlichen Encyclica zu inständigem Gebete auf, und zur kräftigen Förderung dieser Gebete bewilligte der oberste Hüter der in der Kirche hinterlegten Gnadenschätze einen neuen Jubiläums-Ablaß.

Neuntes Capitel.

Das Jubiläum der Apostelfürsten und die Helden von Mentana.



Die Oberhirten beteten mit ihren Gläubigen, die Feinde der Kirche und des Papstthums verharrten in ihrem Ingrimme, Victor Emanuel zog mit seinen Kammern und Ministern nach Florenz, Garibaldi sah mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo der letzte französische Soldat das päpstliche Gebiet verlassen werde, die Revolution wiederholte den Ruf „Roma o la morte", und der heil. Vater — blieb heitern Muthes und setzte sein ganzes Vertrauen auf Gott. Er ver-verlor dieses Gottvertrauen auch da noch nicht, als durch die Ereignisse des unheilvollen Jahres 1866 der nahe Untergang des Kirchenstaates unvermeidlich geworden schien.

Wir brauchen hier nicht zu erzählen, wie zwischen Oesterreich und Preußen der große Krieg ausbrach, und wie er nach raschem Verlaufe in Folge der Schlacht von Königgrätz für Deutschland damit endete, daß unser großes deutsches Vaterland zerrissen ward. Aber das „Königreich Italien" war Preußens Bundesgenoß gewesen. Und wiewohl die Landtruppen des Sardenkönigs durch Erzherzog Albrecht bei Custozza, die Seetruppen durch Admiral Tegethoff bei Lissa auf's Haupt geschlagen waren: die Entscheidung war auf dem böhmischen Schlachtfelde gefallen, und der Sieger in Deutschland verhalf auch seinem besiegten Bundesgenossen zu reichem Gewinne. Oesterreich gab Venedig auf, aus der „uneigennützigen" Hand Frankreichs ging die stolze Seestadt nebst ihrer Provinz in den Besitz des neuen italienischen Großstaates über, und fortan fehlte dem Lande Italien zu seiner Abrundung und Einheit nur noch die „natürliche Hauptstadt" Rom. „Roma o la morte!" schrie man jetzt lauter als

je, und der „königlich italienische General“ Garibaldi, dessen Hülfe man in dem großen Kriege nicht verschmäht hatte, sann Tag für Tag, wie der Angriff auf die heilige Stadt sich am besten ausführen lasse.

Mittlerweile zogen auch die Franzosen aus Rom, und der heil. Vater wäre beinah ganz entblößt von jeglichem Schutze gewesen, hätten nicht die katholischen Länder, insbesondere Holland, Frankreich, Belgien und Deutschland, ihm Freiwillige geschickt, welche die kleine Zahl seiner besoldeten Truppen mehrten. Seit 1860 hatte sich Msgr. de Merode, seit 1865 aber der Obercommandant Hermann Kanzler — ein Mann, in welchem wir mit Stolz einen deutschen Landsmann verehren, in seiner Eigenschaft als „Pro-Minister der Waffen“ d. h. als Kriegsminister, der Organisation, Ausrüstung und Ausübung dieser Truppen mit eben so viel Talent und Geschick als Eifer und Ausdauer angenommen. So wurden die theils in der Schlacht von Castelfidardo, theils durch Desertion stark gelichteten älteren Corps allmälig wieder ergänzt und völlig neue Truppenkörper denselben hinzugefügt. In Folge dessen bestand die kleine päpstliche Armee im Herbst des Jahres 1867 aus etwa 12,000 Mann, die sich auf die einzelnen Waffengattungen etwa folgendermaßen vertheilten: eine Legion Gensd'armen von 12 Compagnien zu Fuß und 1 Escadron zu Pferde; ein Artillerie- und Geniecorps mit etwa 36 Geschützen, ein Jäger-Bataillon, ein Linien-Regiment, drei Schwadronen Dragoner. Das waren die älteren Corps, und bis 1867 dienten darin fast nur Italiener. Zu diesen kamen nun: ein Bataillon (jetzt Regiment) Carabinieri esteri, meist aus Deutschen und deutschen Schweizern bestehend; ein durch Lamoricière zuerst gebildetes Zuaven-Regiment, welches 1867 aus 12 Compagnien bestand, gegenwärtig aber 4 Bataillone zu je 6 Compagnien zählt, und ausschließlich für Freiwillige bestimmt



General Kanzler.

ist, die meist aus Holland, Belgien, Frankreich und Canada kommen; endlich die „römische Legion" oder die sogenannte Antibes-Legion, welche auf französischem Boden mit Zustimmung der Regierung gebildet wurde. Außer diesen



Päpstlicher Gensd'arm. Dragoner. Zuave.

eigentlichen Feldtruppen gab und gibt es noch: ein Garnison-Bataillon (Sedentarii), ein Bataillon der Bürger-Palastwache (Guardia palatina), eine Schwadron Nobelgarde und 100 Schweizergardisten.

Die kleine Truppe reichte vielleicht aus, um eine Meuterei in Rom zu ersticken oder auch einen Freischaaren-Angriff von der ewigen Stadt abzuwehren; sie genügte indeß sicher nicht, um die Schaaren Garibaldi's definitiv zurückzuwerfen oder aufzuhalten, wenn diesem Bandenführer, wie vorauszusehen war, Truppen, Waffen und Geldmittel von der sardinischen Regierung insgeheim zur Verfügung gestellt wurden.

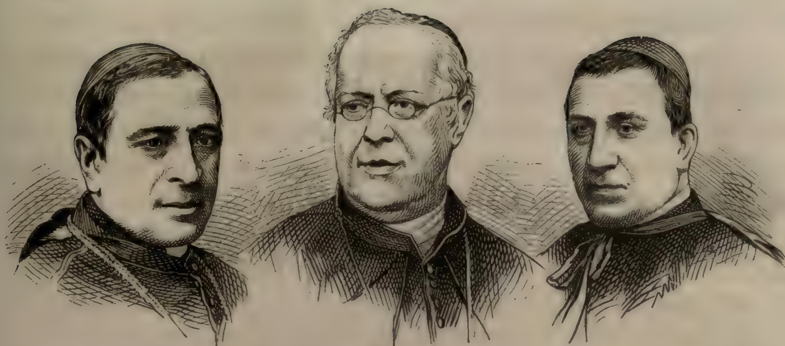
So waren die Aussichten für die weltliche Herrschaft des heil. Vaters im Jahre 1867 überaus trüb. Doch Pius wankte nicht und zagte nicht. Die von Piemont wiederholt nach Rom entsandten Vermittler erhielten auf ihre heuchlerisch-süßen Versprechungen immer wieder ein würdevolles und festes „Non possumus! ich kann Euerm Raube meine Billigung nicht geben!" zur Antwort;

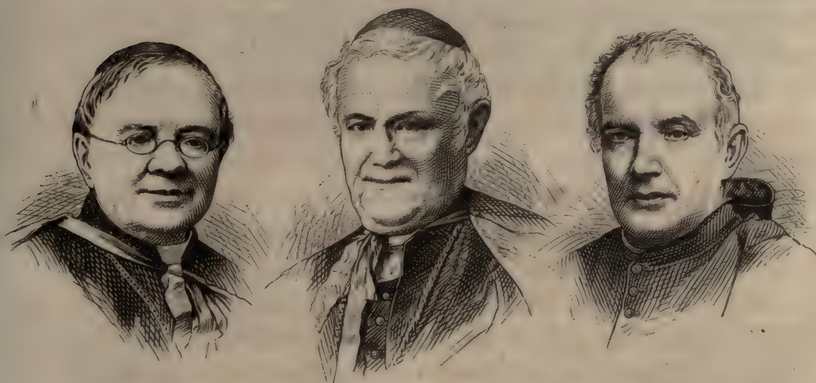
und voll gläubigen Gottvertrauens berief Pius auf den Peter- und Paulstag des Jahres 1867 zum dritten Male die Fürsten der Kirche aus allen Welttheilen nach Rom, daß sie im Verein mit ihm die 1800jährige Wiederkehr des Todestages der Apostelfürsten an der geheiligten Stätte ihres glorreichen Martertodes selbst feierten und eine neue große Heiligsprechungsfeier durch ihre Gegenwart verherrlichten.



Zuaven-Officier. Tambour-Major der Antibes-Legion.

Bedurfte es noch eines Zeichens, wie sehr die Verbindung des Episkopates mit dem apostolischen Stuhle und seine Anhänglichkeit an den obersten Hirten unter dem Pontificate Pius des Neunten an Innigkeit zugenommen hatte, so konnte es nicht deutlicher gegeben werden als dieses jetzt geschah. 1854 waren der Einladung des heil. Vaters 200 Bischöfe gefolgt; 1862 hatten über 300 die Wallfahrt unternommen; 1867 sah er nahezu 500 katholische Oberhirten







Die Präsidenten der General-Congregationen und Deputationen des Concils.

Cardinal Antonin. de Luca,
Präsident der Generalcongreg.

Cardinal Jos. Andr. Bizzarri,
Präsident der Generalcongreg. u. d. Commission f. d. religiösen Orden.

Cardinaldiacon Prosp. Caterini,
Präsident der Commission f. kirchliche Disciplin.

Cardinalbischof Constant. Patrizi,
Generalvicar Pius IX., Präsident der Postulaten- und Prüfungs-Commission.

Cardinal Phil. de Angelis,
I. Präsident der Generalcongregationen des Vaticanischen Concils.

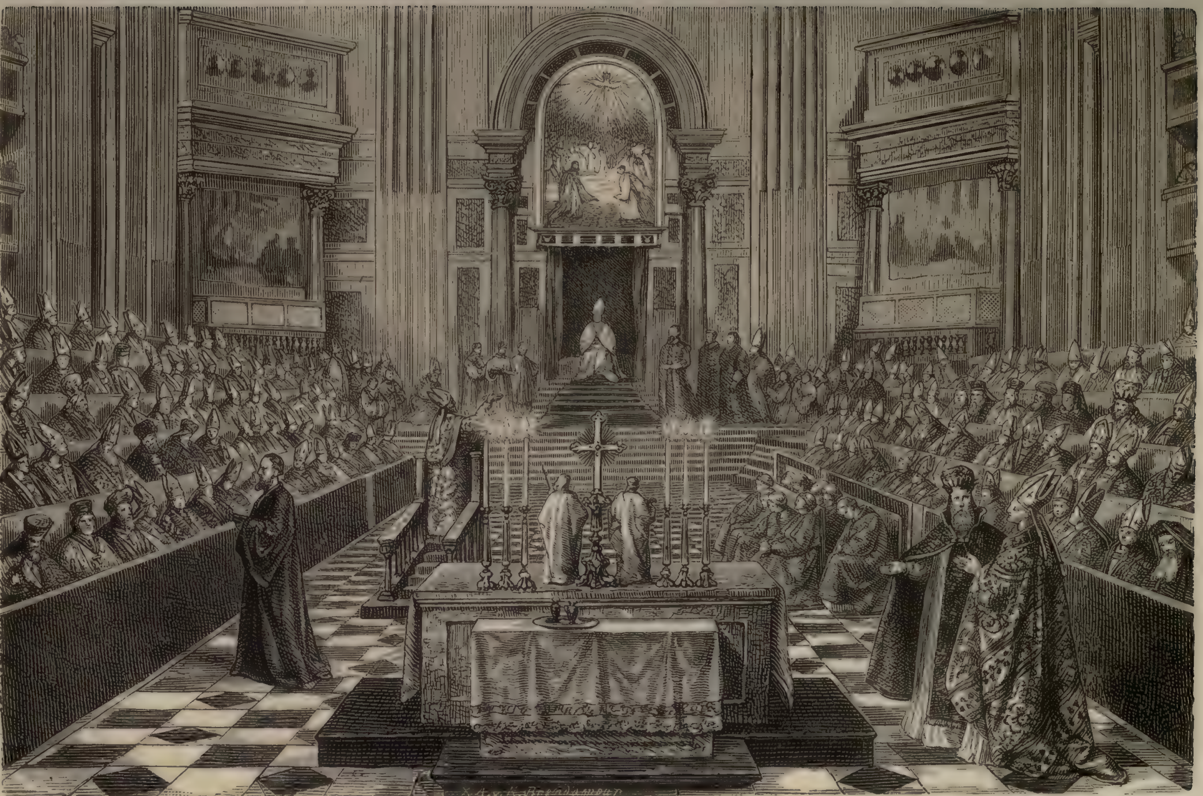
Cardinal Alex. Barnabó,
Präsident der Commission für den orientalischen Ritus und die Missionen.

Cardinal Alois Bilio,
Präsident der Generalcongr. und der dogmatischen Commission.

Cardinaldiacon Hannib. Capalti,
Präsident der Generalcongr.

Cardinal Ant. Panebianco,
Großpönitenziar Pius IX., Mitglied der dirigirenden Congregation der Vorarbeiten.





Oeffentliche Sitzung des Concils

in der Concils-Aula in St. Peter.

um seinen Thron versammelt, und in Begleitung derselben waren über 15,000 Priester, über 100,000 Gläubige erschienen.

Wir enthalten uns einer Beschreibung der großen Feierlichkeiten; sie verliefen ganz ähnlich wie das Muttergottesfest vor dreizehn und wie die hehre Pfingstfeier vor fünf Jahren, nur daß der Zudrang des Volkes aus Nähe und Ferne noch viel größer war. Am ersten Festtage hielt der heil. Vater im Petersdome selbst das Hochamt; am nächsten Tage fuhr er mit all den Kirchenfürsten hinaus zu der herrlichen neuen Paulskirche, die er am 10. Dec. 1854 in Gegenwart der damals um ihn versammelten Bischöfe eingeweiht hatte.

25 Selige wurden am Haupttage des Festes als Heilige der Kirche verkündet; acht Tage darauf wurde 205 Dienern Gottes das Prädicat „selig" zuerkannt. Diese 205 waren christliche Glaubensboten, die in Japan den Martertod erlitten; unter jenen 25 befanden sich 19 Märthyrer von Gorkum aus der Zeit der Reformationskämpfe, der heil. Pedro de Arbues von Saragossa und der heil. Josaphat aus Polen; ferner die heil. Bekenner Paul vom Kreuze und Leonard von Porto Maurizio, endlich die heil. Jungfrauen Germana Cousin und Maria Franzisca von den fünf Wunden.

Sinniger und bedeutsamer, als es hiedurch geschah, hätte die Jubelfeier nicht verherrlicht werden können. Pius forderte die ganze Christenheit auf, den Jubeltag mit Gebet und frohem Danke zu begehen, und allüberall folgte man seiner Einladung. Aber indem der Nachfolger der Apostelfürsten gleichzeitig einer langen Reihe von heil. Märthyrern und Bekennern die Ehre der Altäre zuerkannte — und zwar der großen Mehrzahl nach gerade solchen Dienern Gottes, die im Kampfe gegen den Un- und Irrglauben ihr Blut vergossen hatten — wies er deutlich darauf hin: wie fruchtbar der Same gewesen, den die Lehre und das Beispiel der Apostelfürsten ausgestreuet, wie fruchtbringend das von ihnen vergossene Blut noch geworden.

Und die Versammlung der Bischöfe selbst war ein anderer, nicht minder glänzender Beweis für die Fruchtbarkeit jenes Blutes. Denken wir uns nur den Gegensatz: Im Jahre 67 wurden Petrus und Paulus auf Nero's Geheiß in der Hauptstadt der heidnischen Welt hingeschlachtet; und nur in den Augen weniger Umstehenden stand eine Thräne des Schmerzes und der Liebe, den Meisten gereichte das blutige Schauspiel zur Befriedigung ihres Hasses. Und 1800 Jahre später ward das Gedächtniß der Greuelthat an derselben Stätte von Hunderttausenden gefeiert; aber diese Hunderttausende sind Jünger der Apostelfürsten, in ihrer Mitte stehen 500 Nachfolger der Apostel, sie Alle schauen voll Liebe und Verehrung hin auf den glorreichen Nachfolger Petri,

das heidnische Rom ist seit länger als tausend Jahren die Hauptstadt der Christenheit, und auf demselben Vaticanischen Hügel, der vor 1800 Jahren der Schauplatz der Missethat war, erhebt sich jetzt der größte und prächtigste Dom der Christenheit, welcher zur würdigen Aufbewahrung der irdischen Ueberreste des Apostelfürsten aufgebaut, seinem Andenken gewidmet und nach seinem Namen benannt ist. Mögen jetzt auch neue Nerone den Nachfolger Petri verfolgen: das Kreuz des Heilandes und seines größten Jüngers hat die Welt erobert und wird auch die neuen Feinde zu besiegen wissen!

Wir sind nicht die Ersten, denen sich dieser Vergleich nahe legte. Kein Geringerer als Pius selber hat die naheliegende Schlußfolgerung zuerst öffentlich ausgesprochen. Als ein überaus erfreuliches Zeichen der innigen Verbindung des gesammten katholischen Episkopates mit dem apostolischen Stuhle begrüßte er in seiner Allocution vom 26. Juni die zahlreiche Versammlung der Bischöfe, und er fügte dann hinzu: „Jetzt werden die Gegner der Religion es begreifen, wie groß die Kraft und das Leben der katholischen Kirche ist, die sie mit ihrem Hasse unablässig verfolgen; jetzt müssen sie erkennen, wie wahnsinnig und albern ihr Vorwurf ist, die Kirche sei erschöpft und ihre Zeit sei ganz dahin; jetzt werden sie erkennen, wie übel sie berathen sind, da sie ihren eigenen Erfolgen, Anstrengungen und Unternehmungen vertrauen, und daß man eine solche Verbindung von Kräften, wie jene, welche Jesus Christus und die göttliche Kraft über dem Felsen des Bekenntnisses der Apostel geschlossen hat, nicht brechen kann."

Garibaldi, der im Lauf der Jahre immer tiefer in den Haß gegen allen Glauben und dessen Bekenner versunken war und sich von diesem Haß bisweilen schon zu Worten und Thaten hinreißen ließ, die an seinem gesunden Verstande zweifeln ließen, lachte über das Gottvertrauen des Papstes und brütete seine finstern Pläne weiter aus. Die Vorboten des Sturmes blieben nicht lange mehr fern. Nach und nach hatte man eine Menge von Rebellen in die ewige Stadt einzuschmuggeln gewußt, welche hier einen geheimen Ausschuß niedersetzten, Petitionen zur Abschaffung der päpstlichen Herrschaft verbreiteten, das Volk aufhetzten, Räuberbanden in den Kirchenstaat einfallen ließen und im Dunkel der Nacht dort einen Soldaten, hier einen Beamten meuchlings erstachen. Es ließ sich nicht mehr verkennen, daß der Sturm im Anzuge war, und von allen Seiten strömten junge Männer voll christlichen Opfermuthes nach Rom, um als neue Kreuzfahrer für den Sieg des Glaubens und der Kirche zu kämpfen und — wenn Gott ihnen die Gnade gebe — als Märtyrer für eine heilige Sache ihr Leben dahinzugeben. Söhne der edelsten Häuser, Herzoge und Fürsten, Grafen und Freiherren, hohe Offiziere und angesehene

Beamte, sah man als gemeine Soldaten unter die Fahne des Oberhaupts der Kirche treten und alle Opfer, welche die ungewohnte Stellung ihnen auferlegte, mit freudiger Ausdauer tragen.

In den ersten Tagen des October begann der Strauß: von allen Seiten überfielen die Rothhemden das päpstliche Gebiet. Garibaldi selbst war bei Asinalunga noch angehalten und nach seiner Ziegeninsel zurückgebracht; statt seiner commandirte sein Sohn Menotti die Freischaaren; aber schon bald hatte er, im Stillen von Rattazzi und der italienischen Regierung begünstigt, von Caprera zu entkommen und sich selbst wieder an die Spitze seiner Banden zu stellen gewußt. Er verfügte über mehr als 20,000 Mann, und General Kanzler konnte ihm nur höchstens 5000 entgegenstellen, da alles Uebrige für den Schutz der ewigen Stadt selbst nöthig war. Hier verübten bezahlte Frevlerhände, namentlich Monti und Tognetti, am 23. October die Schandthat, die Caserne Seristori im Borgo nahe bei St. Peter in die Luft zu sprengen. Glücklicher Weise hatten die Zuaven, denen die schändliche That galt, das Haus kurz zuvor geräumt; so traf der Tod nur 27 Mann vom Musikcorps, das aus besoldeten Italienern, nicht aus Freiwilligen von fernen Ländern bestand. Ueberfälle von Wachtposten und hartnäckige Straßenkämpfe in der Lungara schlossen sich daran; doch überall blieben die Truppen Sieger; der edle Zorn über die Niederträchtigkeit ihrer Gegner hatte ihren Heldenmuth verdoppelt.

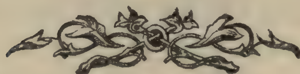

Oberst Allet.

Inzwischen war auch draußen schon mit aller Kraft gefochten. Neben den braven Gensd'armen und Carabinieri verrichteten besonders die 2000 Zuaven unter ihren heldenmüthigen Führern — dem kaltblütigen Oberst Allet und dem jungen feurigen Oberstlieutenant de Charette — Wunder der Tapferkeit. Heiß ging es her am 13. October bei Monte Libretti, wo sich ein junger Deutscher, Joseph Bach, auf dem Schlachtfelde durch seinen Heldenmuth die Epauletten verdiente; am 18. bei Nerola und am 25. bei Monte Rotondo. Doch schien trotz alles tapfern Widerstandes Alles schon verloren; denn Cialdini war bereits mit 15,000 Mann in den Kirchenstaat eingerückt, und jeden Augenblick stand zu befürchten, daß er im Namen seiner Regierung die Sache der Freischaaren zu der seinigen machen werde. Da beschloß General Kanzler, rasch einen Hauptschlag zu führen.

Glückte ihm dieser Schlag, so durfte er um so eher hoffen, daß Frankreich, welches für alle Fälle schon ein Truppencorps bei Civitavecchia an's Land gesetzt und am 30. Oct. in Rom hatte einziehen lassen, dem italienischen General nicht erlauben werde, für die Revolution mit seiner Uebermacht einzutreten. Der entscheidende Kampf fand an jenem 3. Nov. 1867 statt, welcher den Namen der kleinen Stadt Mentana für ewige Zeiten denkwürdig machen sollte. Kanzler hatte wenig über 3000 Mann zur Verfügung; die französische Nachhut unter General Polhès betrug höchstens 2000 Mann; die Stärke Garibaldi's aber durfte auf 10 bis 15,000 Mann angeschlagen werden, und dazu kam für ihn noch der unschätzbare Vortheil einer festen und geschützten Stellung. Den ganzen Tag wogte der Kampf hin und her; mit dem sichern Blicke des Feldherrn leitete der deutsche General hier den Angriff, dort die Abwehr; mit Todesmuth fochten die päpstlichen Streiter; erst am Nachmittage begannen die Franzosen an dem Kampfe theilzunehmen; als die Nacht hereinbrach, war Garibaldi auf's Haupt geschlagen; etwa 1000 Todte und 1500 Gefangene ließ er auf dem Schlachtfelde, während die Krieger des Papstes — es klingt fast wunderbar — nur den Verlust von 30 tapfern Kameraden zu beklagen hatten. Garibaldi floh; sein Corps folgte diesem Beispiele und löste sich in wildem Fliehen auf; die ewige Stadt war gerettet, Pius hatte nicht umsonst auf Gott gebaut.



Oberstlieutenant de Charette.



Zehntes Capitel.

Secundiz und Concil.



Auf dem großen neuen Friedhofe der ewigen Stadt errichtet die Dankbarkeit Pius des Neunten den bei Mentana in seinem und der Kirche Dienst gefallenen Helden ein würdiges Grabmal. „In meinem Herzen sind sie Alle eingeschrieben" hat er zwei Jahre nach der Schlacht gesagt, und die dankbare Treue seines Gedächtnisses machte aufmerksam, daß am Fuße des Monumentes ein Name zu wenig eingegraben sei.

Jawohl, in seinem von Dankbarkeit erfüllten Herzen sind sie Alle eingeschrieben, die Märtyrer der Kirche. Aber nicht bloß in seinem Herzen stehen sie geschrieben: die ganze Christenheit bringt ihnen den Zoll der Dankbarkeit, den Zoll des dankbaren Gebetes dar.

Wie ein Wehen des Geistes Gottes ging es durch die katholische Welt, als die Heldenthaten von Monte Libretti, Nerola, Monte Rotondo und Mentana bekannt wurden; als man vernahm, wie und durch wen die ewige Stadt für den heil. Stuhl gerettet sei. Ueberall inbrünstige Dankgebete, überall feierliche Lobgesänge, überall festliche Versammlungen, überall in Wort und Schrift beredte Kundgebungen für das heilige Recht der Kirche und des Stuhles Petri, überall neue Sammlungen für die Bedürfnisse des Vaters der Christenheit und überall Aufmunterungen zum Eintritte in seine Streiterschaar und Unterstützungen für das leibliche und geistige Wohl dieser Streiter.

Es war ein Regen und Rühren, wie man es nie gesehen, und die Bewegung hatte noch nicht abgenommen, als sie durch einen Anlaß von ganz besonderer Art eine verstärkte Anregung erhielt.

Die Leser dieses Buches wissen es, und seit einem Jahre weiß es überhaupt Jedermann, daß Pius am 10. April des Jahres 1819 zum Priester geweiht wurde und Tags darauf seine Primiz, die erste heil. Messe, feierte. Bis

vor etwas mehr als einem Jahre war das aber nur Wenigen bekannt und noch Wenigern bewußt. Doch Einige dachten daran, in Deutschland wie in Italien: und Diesen ist es zu verdanken, daß die katholische Welt den fünfzigsten Jahrestag der Priesterweihe und der ersten Messe ihres obersten Hirten mit einer Theilnahme begangen und mit einem Glanze gefeiert hat, wie es in der ganzen achtzehnhundertjährigen Geschichte der Kirche ohne Beispiel ist.

Nicht zum ersten Male trat der immerhin seltene Fall ein, daß ein Papst die Semisäcularfeier seiner Primiz begehen kann. Für fünfzehn Päpste können wir dieses Ereigniß historisch nachweisen, und für mindestens eben so viele mag es sonst noch eingetreten sein, ohne daß uns der Nachweis möglich wird. Aber auch jene fünfzehn hatten den Jubeltag höchstens für sich und ihre nächste Umgebung gefeiert; die Christenheit hatte nichts davon erfahren und hatte darum ihre Theilnahme auch nicht bezeugen können. Sogar für Gregor XVI., den unmittelbaren Vorgänger unsers Papstes, war der Ehrentag seiner goldenen Hochzeit als Priester ohne alle Kundgebung dahin gegangen; am nächsten Morgen hatte er seiner nicht wenig betroffenen Umgebung mit leichtem Vorwurfe die Mittheilung gemacht, daß er gestern seine Secundiz, die fünfzigjährige Jubelfeier seiner Primiz, gefeiert habe. Wie anders war das jetzt! Kaum war das baldige Bevorstehen des Ehrentages für Pius IX. im September 1868 auf der Bamberger Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zur Sprache gebracht, und kaum war von hier aus die Kunde an den mit jugendlicher Begeisterung der Kirche und dem Papste ergebenen Bund der „italienischen Jugend" gedrungen: als sich vor Allem in Deutschland und Italien und bald darauf in allen andern Landen, wo immer nur sich Katholiken fanden, eine freudige Bewegung kundgab, um den Ehrentag des Papstes würdig zu begehen.

Schweigen wir von den Vorbereitungen, die noch in Aller Gedächtniß sind. Schon im Herbst begannen sie; und je näher der Zeitpunkt des Festes kam, desto eifriger setzte man sie fort. Tausend Hände wurden durch sie in Bewegung gesetzt, und, was noch wichtiger war, Millionen Herzen erhielten durch sie eine wohlthuende Anregung.

Endlich kamen die Festtage, und aus der ganzen Welt zogen die Deputationen in endloser Procession nach Rom. Schon für die Charwoche und das Osterfest befanden sich so viele Pilger in Rom, wie man sie nie zuvor den hehren Gotkesdiensten hatte beiwohnen sehen. Als aber mit dem zweiten Sonntage nach Ostern die Jubelfeier selber eingetreten war, da gab es mehr Fremde in Rom, als man seit dem Einzuge Pius' VII. vor 55 Jahren in der ewigen

Stadt wahrgenommen: kaum war um hohen Preis noch eine wenn auch nur bescheidene Unterkunft zu finden.

Am zweiten Donnerstag nach Ostern, den 8. April, begann die Einleitung der Feier fromm und würdig mit einem vierzigstündigen Gebete vor dem hochwürdigsten Gute in der Basilika des Lateran. Dem Schlusse dieser Andacht wohnte der heil. Vater am Nachmittag des 10. April persönlich bei, umgeben von dem heiligen Collegium der Cardinäle, bewillkommt auf der weiten Hin- und Herfahrt durch eine unermeßliche Schaar von froherregten Römern und Rompilgern aus allen Landen.

Am zweiten Sonntage nach Ostern — den 11. April — feierte der ehrwürdige Greis die Jubelmesse. In dankbarer Erinnerung an die gesegnete Stunde, in welcher er vor fünfzig Jahren seine Primiz in Tatagiovanni gehalten hatte, wollte er ursprünglich auch seine Secundiz in der bescheidenen Kirche dieses kleinen Waisenhauses feiern. Allein der zarte Jüngling, welcher damals seine Vermählung mit der Kirche, nur von Wenigen gekannt und von Wenigen umgeben, in bescheidener Stille begangen hatte, war inzwischen das bewunderte, verehrte und über alle Maaßen geliebte Haupt der Christenheit geworden; und diese Christenheit hatte es sich nicht nehmen lassen, ihre Gratulanten in Hunderttausenden zu der Jubelmesse des ehrwürdigen Greises zu entsenden. So mußten die Waisen von Tatagiovanni sich begnügen, erst am nächsten Morgen ihren ehemaligen Vater, der jetzt der Vater aller Christen war, in ihrer kleinen Kirche das Jubelamt feiern zu sehen: heute, am ersten Festtage, gehörte der oberste Vater, König und Hirt den Gläubigen der ganzen Welt; heute konnte er nur im größten und vornehmsten Gotteshause, im Dome von St. Peter, seine Jubelhochzeit mit der Kirche halten.

Der ehrwürdige Greis las an St. Peter's Hauptaltar, unter dem ehernen Baldachin und der majestätischen Kuppel, Morgens gegen acht Uhr eine stille Messe. Nach seiner eigenen Communion spendete er an einige hundert Glückliche das allerheiligste Sacrament. Am Schlusse des heil. Amtes gab er den feierlichen Segen. Dann intonirte er mit einer Stimme voll Silberklang und Jugendkraft den ambrosianischen Lobgesang. War die ungeheure Menge, welche die weiten Hallen des großen Domes zum ersten Male seit dem Bestehen des Baues vollständig füllte, bis dahin in stiller Andacht dem heiligen Opfer gefolgt: so stimmten jetzt die Hunderttausende allesammt in das Tedeum ein, und in wunderbar ergreifendem Wechselgesange, halb in achtstimmiger Harmonie von der Sixtinischen Sängerkapelle, halb in einstimmiger Begeisterung von der

Volksmenge gesungen, füllten jetzt die majestätischen Klänge den ungeheuern Raum des majestätischen Domes.

Die ganze vorausgehende Woche hindurch hatte Pius schon Gratulations-



Deputationen empfangen und Gratulations-Geschenke angenommen. In seinen Staaten hatte kein Dörfchen sich die Freude versagt, dem Jubelgreis durch kindliche Worte und Gaben den Tribut der Verehrung zu zollen; unter allen Regenten Europa's, auch die andersgläubigen nicht ausgenommen, hatte nur ein einziger — der sogenannte „König von Italien" — es sich versagt, dem vereh-

rungswürdigsten Manne auf dem ganzen Erdkreise zu seinem Ehrentage Glück und Heil zu wünschen; alle Hohen und Mächtigen der Welt hatten ihm reiche Ehrengaben zu Füßen gelegt.

Die erhebendste Gratulation empfing der Jubelpriester aber am Nachmittage seines Festes in der obern Vorhalle St. Peter's. Gegen vier Uhr hatten sich hier an zweitausend Vertreter aus allen Ländern zusammengefunden: Italiener, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Belgier, Holländer, Engländer, Amerikaner, Polen, nicht zu vergessen — 500 Deutsche. Der Ehrentag des heil. Vaters wurde zu einem Ehrentage Deutschlands in Rom. Hatte der Bund der „italienischen Jugend" sich durch seine Anstrengungen für das Jubelfest reiche Verdienste erworben; hatten die Völker des österreichischen Kaiserstaates sich durch ihre Adressen und Gaben ihres altkatholischen Namens würdig gezeigt: Deutschland überragte sie doch alle, und zum ersten Male seit der Reformation gewann Deutschland wieder den Vorzug, an der Spitze der katholischen Völker sich dem Throne des Oberhauptes aller Katholiken zu nahen. Im Namen der katholischen Vereine Deutschlands überreichte Fürst Karl von Löwenstein als der erste aller Gratulanten dem heil. Vater eine prachtvolle Adresse, zu welcher in 23 deutschen Diöcesen fast anderthalb Millionen Unterschriften katholischer Männer gesammelt waren, und deren Zugabe ein außerordentlicher Peterspfennig von beinah eben so vielen Franken bildete. Dazu kamen noch unzählige Specialadressen mit besondern Liebesgaben; dazu kamen ferner milde Stiftungen, die aus Anlaß des Jubelfestes und dem Jubelgreis zu Ehren in der Heimath gegründet wurden.

Wie mußte diese über alles Erwarten großartige Theilnahme der Gläubigen das Herz des Greises erfreuen! Er sprach es aus in seinen vielen, aber trotz der Vielzahl nie sich wiederholenden, immer geistvollen und bedeutsamen Antworten an die Deputationen: wie innig er dem Allerhöchsten danke für diese Beweise des Glaubens, der Eintracht und der Liebe. Es dünkte ihn manchmal zu viel der Ehre und der Freude, die ihm jetzt beschieden worden. So äußerte er einmal mit bewegter Stimme: „Am Abend meines Lebens wird mir noch so viel Süßes und Freudiges zu Theil, daß ich fast fürchten muß, es werde vor dem Richterstuhle Gottes heißen: „Accepisti mercedem tuam; Du hast Deinen Lohn dahin!"

Ich erzähle nichts von der entzückenden Beleuchtung der St. Peters-Kuppel am Samstagabend; nichts von der großartigen, bis in die engsten Gassen sich erstreckenden Illumination der Stadt am Abende des Sonntags; nichts von dem zauberischen Feuerwerke, der Girandola, auf der Höhe des Janiculus am

Montag. Ich will nur berichten, womit der gefeierte Jubelgreis seinen Dank ausdrückte; das wird uns überleiten zu dem letzten großen Acte, von welchem hier zu sprechen ist.

Der greise Jubelpriester war König und war Papst; in beiden Eigenschaften wollte er sich dankbar zeigen. Als Beherrscher des Kirchenstaates erließ er eine umfassende Amnestie, durch welche vielen Staatsgefangenen, sowohl vom bürgerlichen Stande wie aus den Reihen des Militärs, sofort die Freiheit geschenkt wurde. Und als Hohepriester der Christenheit verkündigte er an dem Jubeltage einen neuen Jubiläums-Ablaß, der nicht auf eine kurze Zeit beschränkt wurde, sondern so lange dauern sollte, als noch die Gebete nothwendig schienen, die er für die Gewinnung der Ablaßgnade zur Bedingung machte.

Diese Gebete aber galten einem in der nächsten Zukunft bevorstehenden Ereignisse von solcher Bedeutung, wie es die Christenheit in jedem Jahrhundert durchschnittlich nur einmal und seit dreihundert Jahren gar nicht mehr erlebt hatte; sie galten einem neuen ökumenischen Concil, einer gesetzmäßigen Versammlung aller Oberhirten der christlichen Welt.

Nicht erst seit gestern hatte Pius sich mit dem Plane der Einberufung eines allgemeinen Concils getragen. Schon in Gaëta war der Gedanke ihm nahe getreten. Gerade damals hatte ein seitdem verstorbener frommer Cardinal ihm gesagt: „Ew. Heiligkeit haben nur Ein Mittel, der verwirrten Welt den Frieden zu geben und der Anarchie der Geister ein Ziel zu setzen: die Berufung eines allgemeinen Concils. Mit Lebhaftigkeit hatte Pius den Gedanken aufgegriffen und ihn seitdem nie mehr aus dem Auge verloren.

Was für den Augenblick unmöglich war, das suchte er für die Zukunft vorzubereiten. Schon bald nach seiner Rückkehr aus der Verbannung ernannte er in aller Stille eine Commission von vierzehn Cardinälen zur sorgfältigsten Prüfung des Für und Wider. Alle Vierzehn waren einstimmig der Ansicht, daß das Concil den größten Segen stiften werde. Nur über die Zeit der Einberufung waren sie nicht einerlei Meinung: während Elf schon die nächste Zeit für die beste hielten, glaubten die übrigen Drei, man warte noch besser auf ruhigere Zeiten. „Da gibt es vor Allem zwei Dinge zu thun", entschied der heil. Vater. „Wähle sich Jeder von Ihnen einen erfahrenen Beirath und studiren Sie mit demselben, welches Programm man für das Concil am besten aufstelle. Und dann müssen wir beten, beten, viel beten, daß der heil. Geist uns erleuchte."

Die so angeordneten Berathungen fanden statt, die Berichte wurden dem h. Vater übergeben, und als er dieselben geprüft, da beschloß er, mit Gottes Hülfe

das große Werk ungesäumt zu beginnen. Es war bei Gelegenheit des großen Jubelfestes der Apostelfürsten, daß er seine Absicht zum ersten Male kundgab. Und wem gab er sie kund? den in so reicher Zahl ihn umgebenden Bischöfen, die nebst ihren fernen Amtsbrüdern ja selber recht= und pflichtgemäß an der hehren Versammlung theilzunehmen hatten. Die Bischöfe waren freudig überrascht, und in ihrer Antwort auf die Allocution gaben sie sofort ihrer freudigen Zustimmung zu dem so weisen als hochherzigen Entschlusse ihres Vaters Ausdruck.

Ein Jahr darauf, am Petersfeste 1868, erfolgte dann die Einberufungsbulle „Aeterni Patris", durch welche den Oberhirten aufgegeben ward, am Tage der unbefleckten Empfängniß Mariä des nächsten Jahres, also am 8. December 1869, sich in der Vaticanischen Basilika zu Rom zur Eröffnung des Conciles einzufinden. Als Aufgabe dieser Kirchenversammlung wurde bezeichnet: „alles Das in gerechter Prüfung zu erwägen und festzustellen, was in diesen schweren Zeiten auf die größere Ehre Gottes, die Unversehrtheit des Glaubens, die Zier des Gottesdienstes, das ewige Heil der Menschen, die Zucht des Welt= und Ordensklerus und dessen heilsame und gründliche Bildung, die Beobachtung der Kirchengesetze, die Besserung der Sitten, die christliche Erziehung der Jugend und den Frieden und die Eintracht Aller Bezug hat." Mit Gottes Hülfe solle aber auch dafür eifrigst gesorgt werden, „daß alle Uebel von der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft entfernt und die unglücklich Irrenden auf den Weg der Wahrheit zurückgeführt werden, damit nach Ausmerzung der Laster und Irrthümer unsere erhabene Religion und ihre segenbringende Lehre auf der ganzen Erde wieder auflebe und täglich mehr sich ausbreite und herrsche."

Alsbald begannen die Vorbereitungs=Arbeiten. Es wurde nicht versäumt, auch die Häretiker und Schismatiker mit liebevollen, eindringlichen Worten einzuladen, daß sie die hier gebotene außergewöhnliche Gelegenheit benutzen möchten, sich wieder mit der Kirche zu vereinigen. Dann wurden verschiedene Commissionen eingesetzt, welche die für das Concil in Aussicht genommenen Berathungsgegenstände vorher in gründlicher, umfassender Weise durchberathen sollten. Hervorragende Theologen aus den meisten katholischen Ländern wurden für diese Vorberathungen nach Rom berufen, und zwei Winter hindurch dauerten dort ihre Arbeiten.

Inzwischen traf das Herz des heil. Vaters noch mancher Schmerz; der Abend seines Lebens sollte ihm nicht ungetrübte Freude bringen.

Persönlich traf ihn im Juli dieses Jahres der Verlust seines hochbetagten ältesten Bruders, des Grafen Gabriel Mastai. Pius wurde durch die Todes=

nachricht tief ergriffen; doch sammelte er sich bald, und an einem der nächsten Tage stieg der ehrwürdige Priestergreis auf den Knieen die Stufen der Scala santa beim Lateran hinan, um unter Opferung der körperlichen Mühsal desto wirksamer für die Seele des theuren Abgeschiedenen zu beten.

Als Vater der Christenheit wurde er dann tief verletzt durch die Vorgänge in Oesterreich, Spanien, Rußland und Italien. Die kirchenfeindlichen Minister Oesterreichs hatten widerrechtlich das im Jahr 1855 mit dem apostolischen Stuhle abgeschlossene Concordat gebrochen; in Spanien begann die Revolution ganz in gewohnter Weise mit der Beraubung der Kirche; Rußland, gegen dessen schmähliche Unterdrückung der Kirche Pius seit Anbeginn seiner Regierung so oft vergebens die Stimme erheben mußte, ging tyrannischer als jemals gegen die armen katholischen Hirten und Heerden in seinem Reiche, namentlich in Polen, vor; das durch Lug und Trug, durch Hinterlist und Raub zusammengeschweißte „Königreich Italien" fuhr fort auf seinen bösen Wegen.

Obwohl das Concil in der nächsten Zeit beginnen sollte, obwohl der heil. Vater für dieses Concil wenigstens so viel von den Fürsten und Regierungen erreichen mußte, daß sie den Bischöfen ihrer Staaten die Reise nach Rom nicht verwehrten: unbeirrt und unverzagt sprach er sich in der kurzen Allocution vom 21. Juni 1869 doch in den kräftigsten, von den Cardinälen beinah mit Erschrecken angehörten Worten gegen jene Bedrückungen, Vertragsbrüche und Vergewaltigungen aus.

Und dann hatte er als oberster Lehrer noch den bittern Schmerz, daß einige Christen, unter ihnen Mitglieder des Klerus, sich in Wort und Schrift zum voraus feindselig dem Concil gegenüberstellten, die Thaten und Bestrebungen des Papstes schmähten, durch Aufdeckung angeblicher Missethaten früherer Päpste den Feinden der Kirche in die Hände arbeiteten, und statt des Vertrauens auf den heil. Geist, der auf den allgemeinen Concilien durch den Mund der Väter spricht, den Geist des Mißtrauens in die „Tendenzen" des römischen Hofes auszusäen trachteten.

Betrüben mußte das den edlen Sinn des heil. Vaters tief; irre machen konnte es ihn nicht. Das Concil war einberufen und blieb einberufen; die Vorbereitungen zu demselben wurden mit ruhigem Eifer fortgesetzt; und am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä wurde es — wie angekündigt war — mit all der hehren Pracht und Feier, wie einzig Rom für solche Zwecke sie darbieten kann, eröffnet.

1854 waren dem Rufe des heil. Vaters fast 200 Bischöfe gefolgt, 1862 über 300, 1867 ungefähr 500. Alle die drei Male hatte er die Nachfolger

der Apostel nur bittend eingeladen, sie nicht befehlend einberufen. Jetzt aber beschwor er sie bei ihrem Eide, zu erscheinen; und von den 1044 Häuptern der Kirche des Erdkreises erschienen gleich zu Anfang des Concils über 700; niemals, so lange die Kirche Jesu Christi steht, waren so viele Bischöfe um den obersten Bischof versammelt.



Vierter Theil.

Vom Beginn des Concils bis zur Gefangenschaft im Vatican.

1869—1873.

(Bearbeitet von Domcapitular Dr. W. Molitor in Speyer.)

Erstes Capitel.

Das vaticanische Concil.



Der jüngste Zeitraum, welcher aus dem Leben des Papstes Pius IX. noch zu erzählen bleibt, ist, nach Jahren gemessen, weitaus der kürzeste. Aber in dem engen Rahmen von drei Jahren erscheint das glorreichste Werk des großen Papstes und zugleich das schwerste aller seiner schweren Kreuze zusammengedrängt. Das vaticanische Concil und die vaticanische Gefangenschaft folgen sich unmittelbar; die letztere verdrängt gleichsam das erstere mit unerbittlicher Eile. War das Pontificat Pius IX. schon in seinen früheren Perioden überreich an bedeutungsvollen Ereignissen, erhabenen Thaten und schmerzlichen Prüfungen, so steigert sich noch das Alles in diesem Abschnitte. Noch heller erstrahlt sein Ruhm in der Nacht unserer Tage; sein Geschick wird wahrhaft zu einem geistigen Martyrium der peinlichsten Art. Aber dabei will es doch bedünken, als werde das Ende dieses wunderbaren Pontificates sich zu einem großen Triumphe verklären, dessen Glanz wie ein Morgenroth in die kommenden, besseren Zeiten der Kirche hinein zu leuchten bestimmt scheint.

Doch wir sind keine Propheten, und unsere Aufgabe ist es nicht, den Schleier der Zukunft zu lüften. Ist doch auch bei allem Kampf und Leid die Lebensgeschichte Pius IX. in diesen drei Jahren so reich an heiligem Trost, an erhebenden Mahnungen und geistiger Schönheit, daß wir gern in dieser Vergangenheit verweilen, indem wir den edlen Papst die Wege seines immer herrlicher erglänzenden Ruhmes und die königliche Straße seines stets schwerer werdenden Kreuzes begleiten.

Der achte December 1869, das Fest der unbefleckten Empfängniß war ein merkwürdiger Tag für Rom, für die ganze Christenheit. Vor fünfzehn Jahren hatte Papst Pius IX. an demselben Tage das Dogma des geheimnißvollen Gnadenvorzuges der Gottesgebärerin feierlich verkündigt; heute eröffnete er, von mehr als siebenhundert Vätern der Kirche umgeben, die allgemeine Kirchenversammlung. Seit dreihundert Jahren hatte die Welt dieses heilige Schauspiel nicht gesehen.

Am frühen Morgen des achten December öffneten, wie schon des Abends vorher, die vierhundert Glocken Roms den metallenen Mund, um das erhabene Fest den Bewohnern der heiligen Stadt zu verkünden; von der Engelsburg erdröhnten die dumpfen Kanonenschläge. Bald war es laut auf den sieben Hügeln, und Alles rüstete sich zu dem erhabenen Feste. Millionen und Millionen von Herzen waren in dieser Stunde auf dem weiten Erdkreis nach Rom hingewendet in Gebet und Erwartung, indeß zu Wagen und zu Fuß das Landvolk der Campagna nach den Thoren Roms eilte, wo es sich in Schaaren nach dem Petersplatze begab. Mit ihnen mischte sich das römische Volk und die große Menge der Fremden, welche das Fest nach der Hauptstadt der Christenheit gezogen hatte. Ein paar tausend Kutschen hatten vollauf zu thun, um die Väter des Concils und ihre Begleitung aus den verschiedenen Theilen der Stadt nach dem Vatican zu bringen. Neben den glänzenden Cardinalswagen mit stolzen geschmückten Rossen konnte man auch manchen schlichten Einspänner sehen, in welchem ein armer Missionsbischof aus Asien oder Afrika saß. Wie immer, zeichnete sich auch diesmal das römische Volk trotz der ungeheuern Menschenmenge, welche durch die offenen Pforten in die Peterskirche wogte, durch Ruhe und Anstand aus. Keine Unordnung kam vor, kein Unfall von Bedeutung war zu beklagen.

Unbeschreiblich erhaben war der Eindruck, welchen die Riesenbasilika des heiligen Apostelfürsten bei diesem Feste machte. Die mächtigen Pfeiler, die kühnen Wölbungen, die majestätische Kuppel schienen es zu fühlen, welch eine erhabene, seltene Feier sie in ihren geweihten Räumen bergen sollten; es war, als stiegen die gewaltigen Pfeiler noch mächtiger empor, als strebten die Bogen in noch kühnerem Schwunge, als wölbte und weitete sich der königliche Kuppelbau noch majestätischer. Und doch war die Riesenbasilika zu enge für die Massen. Man schätzte die Menge auf sechzig bis siebenzig Tausend. Noch nie, seitdem

der Tempel sich über dem Apostelgrabe erhebt, hatte er eine solche Schaar von Pilgern aus allen Stämmen, Geschlechtern und Nationen der Erde in seinen Mauern gesehn.

Sehr stattlich war der Anblick der sogenannten Aula des Concils. Man hatte nämlich das nördliche Kreuzschiff der Peterskirche, welches nach dem dort befindlichen Altare der heiligen Märtyrer Processus und Martinianus genannt wird, durch eine Wand von der übrigen Kirche abgeschlossen. In der Nische des Hintergrundes erhob sich der päpstliche Thron, zu beiden Seiten die Sitze der Cardinäle, weiterhin jene der Patriarchen. An den Seitenwänden reihten sich dann die Sitze der Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Ordensgenerale stufenweise übereinander. Gegen den Eingang zu stand der einfache Altar, neben ihm die Kanzel. Rechts und links in der Höhe waren die Tribünen für die Fürsten, für die Diplomaten und für die Theologen des Concils angebracht. Von diesen Tribünen herab bot der Anblick jener feierlichen Sitzung ein unbeschreiblich schönes, erhabenes Bild. Der Statthalter Christi auf dem Throne, umgeben von seinen Söhnen, den Cardinälen der römischen Kirche, und von seinen Brüdern, den Bischöfen der ganzen Welt, darunter die Prälaten aus dem Morgenlande in ihren malerischen Trachten; an dem Eingange der Aula die päpstliche Nobelgarde und die Malteserritter als Ehrenwache des Concils; draußen vor weitgeöffneter Pforte das sich zu Tausenden drängende Volk — die ganze streitende Kirche auf Erden war hier versammelt und vertreten. Dann schweifte der Blick hinaus in die gewaltigen Hallen des größten Tempels der Christenheit, hinab zu dem Grabe des galiläischen Fischers, an dessen Schwelle die Nachfolger der Apostel eben tagten, und wieder hinauf in die von magischem Lichte verklärte Kuppel, deren Goldschrift heute mit überwältigendem Triumphe herniederrief: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben."

Unter dem Gesange des Hymnus: Veni Creator Spiritus, welchen der Papst in der großen Halle über dem Eingange der Peterskirche angestimmt hatte, bewegte sich die feierliche Procession der Väter des Concils über die sogenannte Königstreppe herab durch die Reihen, welche von dem römischen Klerus gebildet wurden, in die Basilika, der Papst auf dem Tragsessel hoch über den Häuptern schwebend, die dreifache Krone tragend. Vor dem Hochaltare, wo das allerheiligste

Sacrament ausgesetzt war, betete er; dann zog man zur Aula des Concils, wo das Hochamt begann, welches der Cardinalbischof Patrizi hielt. Hierauf folgte die Eröffnungspredigt des Erzbischofs von Iconium, Passavalli vom Capuzinerorden. Alsbald nach derselben trug der Secretär des Concils, Bischof Feßler von Sanct Pölten in Oesterreich, welchen der heilige Vater zu diesem wichtigen Amte ausersehen hatte, das heilige Evangelienbuch, nach einem alten schönen Herkommen der Concilien, feierlich zum Altare, wo er es auf einen goldenen Thron niederlegte. Sodann folgte die erhabene Ceremonie, welche man die Obedienz nennt, die Huldigung, welche dem Statthalter Christi bei jeder feierlichen Function dargebracht wird. Die Cardinäle nahten dem päpstlichen Throne, einer nach dem andern, und küßten die Hand des heiligen Vaters, die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe das rechte Knie, die Aebte und Ordensgenerale den Fuß. Nachdem darauf der Papst die Mitglieder des Concils in einer Allocution zur treuen Pflichterfüllung ermahnt hatte, folgte die Allerheiligen-Litanei, während welcher der Papst, als Zeichen seiner obersten Gewalt nicht den Hirtenstab, sondern einen Kreuzstab in der Linken haltend, den Segen über die Kirchenversammlung aussprach. Dann forderte der erste Cardinal-Diakon mit dem Worte „Orate!“ zum Gebete auf, und nachdem dieses verrichtet war, wurde das besonders ausgewählte Evangelium gesungen. Jetzt mußten sich alle nicht zum Concil Gehörigen auf den Ruf des Präfecten der Ceremonien entfernen. Der Secretär des Concils bestieg die Kanzel und verlas das Eröffnungsdecret, worauf er alle Väter einlud, ihre Stimme abzugeben, ob sie mit dieser Eröffnung der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung einverstanden seien. Alsdann machte er das Ergebniß der Abstimmung bekannt, die Notare des Concils wurden aufgefordert, über alles Geschehene Urkunde aufzunehmen, und der Papst stimmte das Tedeum an. So schloß die erste öffentliche Sitzung des vaticanischen Concils.

Nun folgten die ersten Generalcongregationen der Väter des Concils, in welchen die Wahlen für die verschiedenen Commissionen, welche die Verhandlungen vorzubereiten hatten, stattfanden. Zur Geschäftsleitung des Concils hatte der heilige Vater fünf Cardinäle ernannt, an erster Stelle den Cardinalbischof Reisach. So zeichnete Pius IX. auch durch diese Wahl die katholische Kirche in Deutschland aus, wie er es schon durch die Ernennung des gelehrten Bischofs

von Sanct Pölten zum Secretär des Concils gethan hatte. Jene Berufung des deutschen Cardinals zur Stelle des ersten Präsidenten überraschte Niemand, sondern fand in den weitesten Kreisen Anerkennung und Beifall. Der Papst hatte eine gute Wahl getroffen. Das reiche Wissen des Mannes in beiden Gebieten des Rechtes, seine genaue Kenntniß der Theologie und Philosophie, seine vielseitige Lebenserfahrung, seine frühere parlamentarische Stellung im bayerischen Reichsrathe, in welchen er als Erzbischof von München eingetreten war, dann seine umfassende praktische Vertrautheit mit den Zuständen der katholischen Kirche in Deutschland, und wiederum sein früheres Amt als Rector der Studien im Collegium der Propaganda zu Rom, welche ihn frühzeitig mit der Kirche des Orients und mit der großartigen katholischen Missionsthätigkeit in allen Welttheilen in Berührung brachte — Alles das befähigte den Cardinalbischof Reisach in besonderer Weise zu dem ersten Vorsitz im ökumenischen Concil. Dabei stand ihm eine seltene Sprachgewandtheit zu Gebote, da er neben elegantem Latein das Italienische fast so leicht wie seine eigene Muttersprache redete, und des Französischen und Englischen mächtig war. Hierdurch war er für die fremden Prälaten, die zum Concil kamen, vielleicht unter allen Mitgliedern des heiligen Collegiums der zugänglichste, weil fast die meisten von ihnen ihr Anliegen in ihrer Muttersprache vortragen konnten. Was ihn aber neben seinem Wissen, seiner Erfahrung und seinen Sprachkenntnissen am meisten zu der Stellung, welche ihm der heilige Vater zugedacht hatte, empfahl, war eine auf festem Glauben beruhende Frömmigkeit, eine Alles gewinnende Leutseligkeit, und eine seltene Vereinigung von Festigkeit und Milde im Charakter, da er in den Principien unerschütterlich, gegen die Personen rücksichtsvoll und nachsichtig war.



Cardinal Reisach,
designirter erster Präsident des Concils.

Das war der Mann, welcher von dem heiligen Vater an die Spitze des Präsidiums der Generalcongregationen des Concils gestellt war, und, so konnte man hoffen, den Erwartungen entsprechen würde, welche die Kirche und ihr Oberhaupt auf ihn setzte.

Aber im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Viel-

leicht, daß Gott zeigen wollte, wie des Menschen Wege nicht die seinen sind, und wie er des Menschen nicht bedürfe, um das Werk des heiligen Geistes im Concil zu vollenden. Als die erste feierliche Sitzung des Concils am 8. December 1869 stattfand, lag Cardinal Reisach zum größten Schmerze Pius IX. todtkrank im Kloster der Redemtoristen zu Contamines in Savoyen. Der heilige Vater hatte ihm, als einige Monate vorher die Krankheit ihn befallen hatte, mit rührender Sorgfalt sein Schloß Castel Gandolfo am reizenden Albanergebirge zum Aufenthalte angeboten. Aber der sieche Cardinal zog die Alpenluft vor, von welcher er Genesung hoffte. Ehe aber die zweite feierliche Sitzung des Concils gehalten wurde, war die Leiche des hochbegabten Kirchenfürsten bereits in die stille Gruft von Sanct Anastasia am palatinischen Hügel zu Rom beigesetzt, in dem Gotteshause, von welchem er früher den Cardinalstitel geführt hatte.

Nach dem Tode des Cardinals Reisach übertrug der Papst die erledigte Stelle des ersten Präsidenten dem Cardinal Philipp de Angelis, der sich in früheren Tagen als Vorkämpfer für die Rechte und die Freiheiten der Kirche in seiner Stellung als päpstlicher Nuntius in der Schweiz und dann als Erzbischof von Fermo in hervorragender Weise bewährt hatte. Nicht die Stürme des Jahres 1848, nicht die Gewaltthaten, welche vom Jahre 1859 an den französischen Siegen in der Lombardei folgten, nicht Gefangenschaft, noch Exil konnten seinen starken Geist beugen. So war es eine würdige Wahl, welche der Papst getroffen hatte, um einen ihm so schmerzlichen Verlust zu ersetzen. Dem Cardinal de Angelis zur Seite standen die andern Präsidenten, sämmtlich dem Cardinalscollegium angehörig, reich begabt an Wissen, und um die Kirche verdient: der als früherer Nuntius zu München und Wien in Deutschland hochgeachtete De Luca, der einsichtsvolle Bizzarri, der gelehrte Bilio, und Capalti, der Mann der Principien.

Am 28. December wurde schon die vierte Generalcongregation abgehalten, und die Verhandlungen über die dem Concil zur Berathung und Beschlußfassung vorgelegten Gegenstände begannen.

Am Feste der heiligen drei Könige, den 6. Januar 1870, folgte die zweite öffentliche Sitzung, in welcher die Väter sämmtlich das Glaubensbekenntniß ablegten, nachdem der Papst damit vorangegangen war. Die dritte öffentliche Sitzung, in welcher das erste Glaubens=

decret verkündigt wurde, fand, in der Hauptsache immer in derselben feierlichen Weise, am 24. April desselben Jahres statt.

Zwischen den öffentlichen feierlichen Sitzungen, deren bis zur Vertagung des Concils vier abgehalten wurden, liefen aber die Generalcongregationen fort, in welchen die zu erlassenden Decrete, nachdem sie durch besondere Deputationen vorbereitet waren, zur allgemeinen Berathung kamen. Gegen neunzig solcher allgemeiner Berathungen wurden bis zum Herbste des Jahres 1870 abgehalten. Wenn die Verhandlungen in diesen Generalcongregationen manchmal lebhaft wurden, wenn sich überhaupt Parteien unter den Vätern des Concils bildeten, deren jede ihre eigene Richtung verfolgte, so ist das die menschliche Seite der Concilien, von welchen schon der heilige Kirchenvater Gregor von Nazianz gesagt hat, daß keines derselben zu Stande komme ohne Gefahr und Aergernisse für die Kirche. Aber so wenig in der allgemeinen Leitung der Kirche durch alle Jahrhunderte und alle Geschlechter bis zum Ende der Zeiten von den Schwächen der Sterblichen die ewigen Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung vereitelt zu werden vermögen, ebensowenig wird durch die Menschen das Werk des heiligen Geistes auf den Kirchenversammlungen beeinträchtigt. Die Väter des Concils besprechen und verhandeln die vorliegenden Fragen; sie streiten darüber, denn jeder Einzelne von ihnen ist dem Irrthume zugänglich. Aber das letzte Wort hat Gott; die Entscheidung ist das Werk des heiligen Geistes.

Unaussprechlich betrübend war es daher, daß nicht nur die offenen und versteckten Feinde der Kirche Alles aufboten, um die allgemeine Kirchenversammlung zu verdächtigen und zu verhöhnen, sondern daß auch in der Kirche selbst eine verkehrte Geistesrichtung an's Licht zu treten wagte, welche darauf ausging, das Concil in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, um demselben desto leichter die Anerkennung versagen zu können. Die Haupttriebfeder zu diesem unwürdigen Spiele lag in der Besorgniß, es möchte die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes von der Kirchenversammlung als Dogma erklärt werden, eine Sache, welche die Meisten mehr fürchteten, als verstanden. Jene aber, welche an der Spitze der Empörung gegen die göttliche Ordnung der Kirche und gegen die oberste Gewalt des Nachfolgers Petri standen, waren sich ihres Zieles wohl bewußt. Die Kirche selbst sollte gewaltsame Umänderungen erleiden, eine menschliche Anstalt anstatt der göttlichen werden, und sich schließlich dazu bequemen, die Wahrheit mit dem

Irrthum zu versöhnen. Die Kirche sollte aufhören die Kirche zu sein. Die Umtriebe wurden mit vieler Anstrengung und mit Aufwendung aller zu Gebote stehenden Mittel begonnen und fortgesetzt. Aber die Pläne schmiedenden Menschen vergaßen dabei nur Eines, daß die Kirche von ihrem Stifter die Verheißung hat, nicht nur die Anschläge der Menschen zu überwinden, sondern sogar von den Pforten der Hölle nicht überwältigt zu werden.

Eine Hauptursache übrigens, warum die Gegner und die falschen Freunde der Kirche in diesem beklagenswerthen, ärgernißvollen Streite so leichtes Spiel hatten und selbst gutdenkende Katholiken verwirren und völlig irre führen konnten, lag in dem unseligen Mangel an klaren Vorstellungen über das Wesen eines ökumenischen Concils, wie er weit verbreitet war. Ganz den modernen Ansichten entsprechend, glaubte man dasselbe nach dem Maßstabe der Kammern und Landstände des neunzehnten Jahrhunderts beurtheilen zu können, obschon diese Institutionen seit der kurzen Dauer ihres Bestandes schon hinlänglich bewiesen haben, an welchen wesentlichen Mißständen sie leiden, und wie sie nichts weniger als geeignet sind, um als Muster für große berathende Versammlungen anderer Art, und namentlich auf dem kirchlichen Gebiete, zu dienen. Die Verfassung, welche die Kirche vor achtzehnhundert Jahren von ihrem göttlichen Stifter erhielt, ist nichts weniger als eine der Constitutionen des neunzehnten Jahrhunderts, unter deren Herrschaft sich jene unheilvolle Lehre von der Allgewalt des Staates und von der Leugnung jegliches göttlichen, über dem menschlichen stehenden Rechtes ausgebildet hat. Die Bischöfe sind von dem heiligen Geiste gesetzt, die Kirche Gottes zu regieren; an ihrer Spitze aber steht der Papst, welchem die Vollgewalt der apostolischen Sendung über die ganze Heerde übertragen ist, so zwar, daß die Bischöfe nur dann ihr Amt rechtmäßig verwalten, wenn sie in Gemeinschaft mit dem Papste stehen, und in Unterordnung unter ihm den ihnen von demselben zugewiesenen Theil der Heerde führen. Beruft aber das Oberhaupt der Kirche eine allgemeine Kirchenversammlung, so wird zwar gleichsam dadurch der Amtskreis der einzelnen Bischöfe erweitert, welche eigentlich nur zur Theilnahme an dem Hirtenamte für ihre Diöcese bestellt sind, jetzt aber vom Papste zur Berathung und Beschlußfassung über die Angelegenheiten der ganzen Kirche beigezogen werden. Aber auf der andern Seite wird das allgemeine höchste Hirtenamt des Nachfolgers Petri über die Schafe und

die Lämmer dadurch nicht beeinträchtigt, und dem Oberhaupte der Kirche bleibt die apostolische Vollgewalt, mag der Lehrkörper der Bischöfe über den Erdkreis hin in den einzelnen Diöcesen zerstreut sein, oder auf den Ruf des Papstes oder mit seiner Zulassung und Billigung sich zum Concile vereinigt haben. Richter und Zeugen in Sachen des christlichen Glaubens und der christlichen Sitten sind und bleiben daher die Bischöfe auf dem Concil; aber der oberste Richter und der Hauptzeuge bleibt der Papst. Der Papst beruft und leitet das Concil; er ist es, welcher den gefaßten Beschlüssen die endgültige Bestätigung ertheilt.

So konnte es denn nur Unkenntniß der Sache verrathen, wenn, wie dieß geschehen ist, die Geschäftsordnung des Concils nicht allein angegriffen und getadelt, sondern auch alles Ernstes darauf hingewiesen wurde, wie es in unsern Tagen an der Zeit sei, dem Fortschritt der Neuzeit Rechnung zu tragen, und demgemäß auch die neuesten parlamentarischen Formen auf die allgemeine Kirchenversammlung anzuwenden. Kein Vernünftiger wird verlangen, daß man die Geschäftsordnung für ein Concil, und sei sie auch vom heiligen Stuhle selber ausgegangen, für etwas ganz und gar Vollkommenes und rein Unverbesserliches ansehen müsse. Denn das sind menschliche Anordnungen; und alles Menschliche trägt den Stempel der Unvollkommenheit und ist dem Irrthum ausgesetzt. Aber auf der andern Seite sind gerade in unsern Tagen die großen Mängel der jüngsten parlamentarischen Formen so sehr an das Tageslicht gezogen worden, daß es als eine Forderung der Bescheidenheit erscheinen mußte, nicht mit solchen Zumuthungen an ein ökumenisches Concil aufzutreten, wenn auch nicht die Ehrerbietigkeit gegen den heiligen Stuhl davon abhielt. — Nicht minder ungerechtfertigt waren die Angriffe, welche gegen die Vorlagen der Concilsdecrete gerichtet wurden. Man machte sie zum Gegenstande maßloser Verunglimpfung, verdächtigte und verhöhnte sie, wie nur immer möglich. Nun waren jedoch schon bei den Vorarbeiten des Concils nicht wenige hervorragende geistige Kräfte verwendet. Dazu kamen aber die Berathungen und Verhandlungen der Väter des Concils selbst, auf welchem unbestreitbar mehr theoretische und praktische Wissenschaft, mehr Charakterstärke und unabhängiger Sinn, mehr Hingabe und Begeisterung für eine heilige Sache vereinigt war, als bei irgend einer politischen Versammlung unserer Zeit. Davon werden die jetzt der Oeffentlichkeit übergebenen selbständigen Anträge der Väter des Concils,

die sogenannten Postulate, jedes unbefangene Urtheil überführen. „Herrührend von den Oberhirten aus allen Theilen des Erdkreises — sagt der Herausgeber des Urkundenbuches des Concils, der hochwürdigste Herr Bischof Martin von Paderborn — oft von einzelnen, noch öfter von einer größeren Zahl oder auch von der Gesammtheit der Bischöfe ganzer Provinzen, Länder und Völker, stellen sie, in ihrer Gesammtheit betrachtet, gleichsam ein Spiegelbild der gegenwärtigen Gesammtlage der Kirche des ganzen Erdkreises dar." — „Und welch eine Fülle theologischen und kanonistischen Wissens, welch einen herrlichen Schatz von Erfahrungen hervorragender im Dienste der Kirche ergrauter Männer findet man nicht darin niedergelegt!" — So erweisen sich die Hauptangriffe auf das Concil als unberechtigt; nur die vorgefaßte Meinung oder die Unwissenheit könnte sich dadurch täuschen lassen.

Eine merkwürdige Erscheinung bot in diesen Kämpfen, welche die Kirche von außen und von innen bedrohten, der greise Papst Pius IX. Er hatte nicht, wie ihm seine armseligen Feinde nachsagten, kleinliche irdische oder gar persönliche Absichten bei der Berufung des Concils. Jeden Papstes wäre das unwürdig gewesen; bei dem edlen, großherzigen Pius aber war es eine Unmöglichkeit. Das Band der kirchlichen Einheit fester zu knüpfen, die gefährlichen Irrlehren und falschen Grundsätze, welche in der Welt immer mehr überhand nahmen und die bürgerliche Gesellschaft nicht minder als die Kirche mit Schaden und Verderben bedrohten, zu verurtheilen, und den wahren christlichen Geist in Klerus und Volk auf's neue zu beleben: das waren die heiligen Gedanken, welche den Vater der Christenheit leiteten, da er ein allgemeines ökumenisches Concil ansagte. Mit besonderer apostolischer Liebe gedachte er dabei der Protestanten und der schismatischen Kirchen des Morgenlandes, wie die herrlichen, von wahrhaft evangelischem Geiste getragenen Schreiben, welche er an jene und an diese erließ, beurkunden. Er konnte sich der Hoffnung nicht entschlagen, daß das Ereigniß einer allgemeinen Kirchenversammlung einen tiefen Eindruck auf die ganze Christenheit machen werde; und eingedenk der erhabenen Sendung, welche er als Nachfolger Petri an den ganzen Erdkreis hatte, glaubte er diesen seltenen Anlaß nicht vorübergehen lassen zu dürfen, um als guter Hirt die Stimme zu erheben, die Verirrten zu der Heerde zurückzubringen und die Getrennten mit ihr zu vereinigen.

Mit Ruhe und Geduld konnte Pius deshalb auf den wüsten Lärm

und die höhnenden und lügnerischen Reden herabsehen, welche schon vor dem Concile laut geworden waren, aber nach dessen Beginn alles Maß des Anstandes und der Besonnenheit überschritten. Noch erhabener ward aber die ruhige Haltung des Papstes, als auf dem Concile selbst die Aufregung der Geister wuchs, und das Für und Wider, namentlich in Bezug auf die Unfehlbarkeitsfrage, mit steigender Aufregung verhandelt wurde. Da stand der Fels, auf welchem der Herr seine Kirche gebaut hat, unerschütterlich im bewegten Meere. Die Stürme brausten, die Wogen rauschten ungestüm heran, am Himmel schienen die Sterne erloschen. Aber der Felsen wankte nicht, er schien von Tag zu Tag fester zu stehen, er ragte stets majestätischer über den schäumenden Wellen empor. Petrus waltete seines Amtes. Die Stunde war gekommen, wo das Wort seines Meisters an ihm wieder in Erfüllung ging: „Ich aber habe gebetet für dich, auf daß dein Glaube nicht wanke; und du dereinst hinwieder, befestige deine Brüder."

Während des allgemeinen Concils hatte auch die kirchliche Kunst eine würdige Vertretung in der ewigen Stadt gefunden durch die Kunstausstellung, welche dort veranstaltet wurde. Mit gewohnter lebhafter Theilnahme hatte der heilige Vater diesen Gedanken gebilligt, und bald waren würdige Räume zu diesem Zwecke ausersehen: der großartige, in den Trümmern der Diocletianischen Thermen sich erhebende Kreuzgang der Karthäuser, das schöne Werk Michel Angelo's, welcher die bekannten Cypressen in dessen Mitte mit eigner Hand pflanzte. Am 17. Februar 1870 wurde diese Kunstausstellung durch den Papst selber eröffnet. Sie bot eine große Fülle von Kunstgegenständen alter und neuer Zeit. Unter den alten kirchlichen Gewändern, welche hier zu sehen waren, blieb wohl die berühmte Kaiserdalmatica aus der Schatzkammer von Sanct Peter das merkwürdigste. Es ist ein Kunstwerk in byzantinischer Gold- und Silberstickerei mit Figuren auf blauem Seidenstoffe; die Kaiser trugen es, wenn sie als Ehrendomherren von Sanct Peter zum päpstlichen Hochamte als Subdiakone dienten. Daneben sah man die mit 18,000 Brillanten geschmückte Tiara, welche die Königin von Spanien dem Papste zum Geschenke machte; den Kelch, welcher bei Anlaß der Verkündigung der unbefleckten Empfängniß gefertigt worden, und in Diamanten erstrahlt, die einem Geschenke Mehemet Ali's an den Papst entnommen sind. Diese und andere Kostbarkeiten waren der Sixtinischen Kapelle entlehnt. In gleicher Weise öffneten sich die Schatzkammern von Sanct Peter, vom

Lateran und S. Maria Maggiore. Hohen Genuß fand der Freund mittelalterlicher Malerei in den weiterhin ausgestellten Werken alter italienischer Meister. Von neuer Kunst war die Goldschmiedearbeit an Kelchen, Monstranzen, Kreuzen u. s. w. und daneben das Seidengewebe für die heiligen Gewänder reichlich und würdig vertreten. Die italienische Bildhauerei der Gegenwart zeigte durch Werke, wie jene eines Tenerani, welcher zwei kolossale Statuen der heiligen Apostelfürsten ausgestellt hatte, was sie zu leisten vermochte. Achtermann's große Kreuzabnahme bewies den Ernst und die Höhe deutscher Kunst. Daneben hatte namentlich Deutschland und Frankreich seine plastischen Arbeiten aus Kunstanstalten und Kunsthandlungen gesendet. In einem eignen Saale waren die schönsten Werke der vaticanischen Mosaikfabrik, welche bekanntlich bisher unübertroffen geblieben, ausgestellt. Unter den typographischen Arbeiten nahmen die deutschen einen sehr ehrenvollen Platz ein.

Der Schluß der Ausstellung fand am 16. Mai 1870 in feierlichster Weise statt. Der Papst begab sich nach der Kirche S. Maria degli Angeli bei dem genannten Karthäuserkloster, um der Preisvertheilung an die Aussteller beizuwohnen. Fast sämmtliche Väter des Concils hatten sich in der Kirche eingefunden, und die Diplomaten, Minister, Generale, so wie der Senator von Rom mit den Conservatoren die ihnen bestimmten Plätze eingenommen. Nachdem der heilige Vater zu dem für ihn bereiteten Thronsessel geleitet war, trat Cardinal Berardi, der Präsident der Ausstellungscommission, vor ihn und dankte für die päpstliche Unterstützung, welche der Ausstellung zu Theil geworden, sowie für die Prämien und Auszeichnungen, welche für die Aussteller und die bei der Ausstellung beschäftigten Beamten bestimmt waren. Der Papst sprach hierauf Worte, welche zu den denkwürdigsten seines Pontificates gehören; ihr großer Ernst und das apostolische Bewußtsein, womit sie gesprochen wurden, machten den tiefsten Eindruck. Er bezeugte zuerst seine Zufriedenheit mit den Ergebnissen der Kunstausstellung. Dann sprach er es aus, daß die Kirche mit Unrecht beschuldigt werde, als ob sie den Fortschritt nicht begünstige; die Kirche sei keine Feindin, sondern die Freundin des wahren Fortschrittes. Sie sei es gerade gewesen, welche sich stets an der Lösung der socialen Fragen, welche das Gemeinwohl Aller betreffen, mit Ernst und Eifer betheiligt habe; mit den Grundsätzen der modernen Revolution könne sich die Kirche

freilich nie versöhnen. Aber es sei auch noch ein anderes Gebiet vorhanden, auf welchem die Kirche der Aenderung und dem Wechsel nicht huldige noch huldigen könne, und das sei das Gebiet der geoffenbarten Wahrheit. An dem Depositum des Glaubens, welches Gott in der Kirche niedergelegt, sei nichts zu ändern und keine Neuerung vorzunehmen. Alsbald ging der Papst ohne Umschweife, wie es sein grader Sinn zu thun pflegt, auf die Frage ein, welche damals beim Concil verhandelt wurde und die Gemüther so lebhaft erregte. Man solle ja nicht glauben, daß vom Concile Glaubenslehren aufgedrungen werden könnten, welche nicht in der seit zweitausend Jahren überlieferten Offenbarung enthalten seien. Das sei gerade die Aufgabe des Concils, daß Neuerungen und falsche Doctrinen von der Kirche entschieden zurückgewiesen würden. Nur eine erneuerte Erinnerung und Erklärung der alten Lehren der Kirche könne stattfinden.

Unter lautem, jubelndem Zuruf verließ Pius IX. die Kirche. Er hatte abermals zur rechten Zeit eines jener entschiedenen, ernsten apostolischen Worte gesprochen, welches sich wie ein gedeihendes Samenkorn in die Herzen senkte, und gesegnete Frucht trug.

Bei dem heiligen Ernste aber, womit der Papst die hohe Aufgabe, welche ihm in der Leitung des Concils zugefallen war, ergriff, hatte ihn dennoch nicht die Heiterkeit des Sinnes verlassen, womit ihn die gütige Vorsehung zu dem Zwecke ausgestattet zu haben scheint, damit der Nachfolger Petri, welcher jenes merkwürdige prophetische Wort zur Losung erhalten: „Kreuz vom Kreuze“ — Augenblicke habe, wo er auf dem langen, oft so bittern Kreuzwege der freundlichen Wohlthat des kurzen Ausruhens genieße, und die Schwere der Kreuzeslast ihm nicht den Geist mit Schwermuth erfülle und den klaren Blick verdüstere. Wie immer, suchte Pius auch jetzt, nach den vielen Arbeiten und Audienzen, wie sie das Concil brachte, seine Erholung im Freien. So traf er auch einmal bei seiner Ausfahrt aufwärts der Tiber zwei französische Bischöfe, Väter des Concils, welche hier lustwandelten. Er stieg aus, gesellte sich zu ihnen, und ging eine Strecke mit denselben zu Fuße, festen Schrittes und in lebhaftem Gespräch bald ernsten bald heitern Inhaltes. Da bemerkte er, daß einer der Bischöfe, es war jener von Angoulême, sich eines Stockes bediente. „Ich — sagte er lächelnd — lasse den Stock immer zu Hause und möchte vor meinen Kindern noch

stark und rüstig erscheinen. Beim Sommeraufenthalte auf dem Lande, da lasse ich es mir gefallen."

Die Osterfeier, welche alljährlich den Glanzpunkt der Kirchenfeste in der ewigen Stadt bildet, wurde naturgemäß im Jahre 1870, während des Concils, noch um so glänzender und erhebender. Der Zudrang der Fremden war ein ungeheuerer. Der Papst hatte dafür auch schon Vorsorge getroffen durch die Anordnung, daß während des Concils der gesammte päpstliche Gottesdienst in der Peterskirche abgehalten werde, da die Räume der Sixtinischen Capelle durchaus unzureichend gewesen wären. — So fanden denn alle Feierlichkeiten vom Palmsonntage an in den weiten Hallen der Basilika des Apostelfürsten statt, und der Papst nahm, in diesem Jahre von dem Episkopat des katholischen Erdkreises umgeben, die Functionen mit jener Würde, Andacht und Salbung vor, welche Jedem unvergeßlich bleiben, der auch nur einmal das Glück gehabt, Pius IX. auf dem Tragsessel, auf dem Throne oder am Altare zu sehen. Besonders erhaben aber war in diesem Jahre die Ertheilung des päpstlichen Segens nach dem Hochamte am Ostertage von der Loggia der Peterskirche herab. Es lautet fast unglaublich, aber es bleibt eine Thatsache, daß der ungeheure Sanct Petersplatz gedrängt voll von der Menge war. Man schätzte die Zahl derselben sogar bis auf 180,000.

Dem Osterfeste mit seinen Feierlichkeiten folgte dann, wie seit längerer Zeit herkömmlich, die Festlichkeit des 20. Aprils, wo die Römer durch die Beleuchtung der Stadt die Erinnerung an die Rückkehr Pius IX. von Gaeta und an dessen glückliche Errettung aus jener Todesgefahr im Klostergebäude von St. Agnese vor den Mauern feierten. Rom, durch seine Illuminationen berühmt, schien sich in diesem Jahre selber übertreffen zu wollen. Die Beleuchtung war wie alljährlich den Privaten überlassen, sie war Sache des Volkes; denn die päpstliche Regierung betheiligte sich als solche nicht dabei, sondern stellte sie den einzelnen Bürgern, den Zünften, Vereinen und Corporationen anheim. Aber die Römer zeigten sich auf's neue als jenes kunstbegabte und mit Begeisterung an dem geliebten Papste hangende Volk. Die Stadt war in ein förmliches Lichtmeer versenkt, Haus an Haus bis in die engsten Gassen hinein mit Lampen, Blumen, Fahnen und Teppichen geschmückt. Unerschöpflich war die Phantasie des Römers in der Errichtung lichtumglänzter Säulen, Monumente, Triumphpforten, Zaubergärten, welche

wie durch ein magisches Wort der dunkeln Nacht entstiegen schienen. Von größter Wirkung aber blieb auch jetzt wieder die Illumination architektonischer Gruppen; so jene der drei Paläste auf dem capitolinischen Hügel.

Am Blendendsten und Zauberhaftesten gelang aber die Beleuchtung von St. Peter und den Colonnaden. Als der Papst von S. Agnese fuori le mure zurückgekehrt war, und endlich sein Wagen nach einem weiten Wege durch die leuchtende Stadt auf dem Petersplatze anlangte, strahlten plötzlich die Colonnaden in blaßrothem und grünem Lichte und schienen sich zu unendlichen Feeenpalästen zu erweitern; die Fontänen warfen ihre Wasserstrahlen purpurglühend aus, und in festlichem Lichtgewande erhob sich im Hintergrunde, wie glänzender Marmor, die Riesenfaçade des größten Tempels der Christenheit.

Unter brausenden Evvivarufen verschwand der päpstliche Wagen in dem Bogen, durch welchen die Straße in den Hof des Vaticans führt.

Rom hatte in solcher überaus glänzenden Weise abermals und jetzt gleichsam vor den Augen der gesammten katholischen Welt seine Unterthanentreue gegen den Papst, welcher zugleich der Landesfürst ist, bewiesen. Wer je in den letzten Jahrzehnten zu Rom Zeuge solcher Kundgebung des Volkes gewesen war, konnte sich von der Allgemeinheit und von der Aufrichtigkeit derselben überzeugen, wenn er nicht lieber die Augen der Wirklichkeit verschließen, und den unwahrhaftigen Berichten Glauben schenken wollte, welche seit langen Jahren fortwährend in Zeitungen und Büchern die Stimmung des wahren römischen Volkes falsch darstellten, und eine verschwindende Minderheit, welche allerdings rührig war und das Wort, wenn auch nicht in Rom selbst, führte, für die römische Bürgerschaft auszugeben sich erkühnten. Daß diese verfälschten Berichte Annahme fanden, darf nicht Wunder nehmen. Denn es ist ein seit alten Tagen gut angelegter Plan der Feinde der Kirche, katholische Sitte und Bildung, katholische Fürsten und Völker zu verdächtigen, zu verläumden und verächtlich zu machen. Mußte doch auch Rom, eine Stadt, welche, so lange sie unter dem milden, aber sittenstrengen Scepter Pius IX. stand, sich einer seltenen Moralität rühmen konnte, und, wie die statistischen Nachrichten ausweisen, mit jeder großen Stadt der Erde in Beziehung auf Volksunterricht den Vergleich in rühmlichster Weise aushalten

konnte, als eine sittlich verkommene Stadt mit erbärmlichen verwahrlosten Schulen gelten. Was aber insbesondere die politische Gesinnung der Römer betraf, so war sehr viel daran gelegen, die Welt glauben zu machen, das arme römische Volk seufze unter einem unerträglichen Joche der Priesterherrschaft. Nun sind zwar die kirchenfeindlichen Pläne, welche solcher Hülfsmittel zu ihrer Verwirklichung bedurften, fast vollkommen erfüllt worden; aber die Wege der Vorsehung haben auch hier wieder ihren eigenen Gang eingeschlagen. Die Liebe und Treue des römischen Volkes zu dem Papste, seinem rechtmäßigen Landesherrn, sollte, so scheint es, wie im Feuer erprobt werden; und das katholische Rom hielt, wie wir sehen werden, diese Feuerprobe in nachahmenswerther Standhaftigkeit aus.

So kam jene dritte feierliche Sitzung heran, nachdem das Osterfest in Rom, verherrlicht durch die Anwesenheit des katholischen Episkopates und von einer zahllosen Menge Pilger, frommer und unfrommer, aus allen Enden der Welt besucht, großartig wie wohl nie zuvor gefeiert worden war. Am 24. April, am weißen Sonntage, stimmten die Väter über die erste Constitution, welche die Ueberschrift trägt: Von dem katholischen Glauben, und zwar mit Stimmeneinhelligkeit ab: 34 Cardinäle, 9 Patriarchen, 8 Primaten, 107 Erzbischöfe, 457 Bischöfe, 22 Aebte, 23 Ordensgenerale; 61 Väter waren abwesend. Der Papst, auf dem Throne sitzend, ertheilte sofort der Constitution die Genehmigung und Bestätigung, und fügte dann in großer Gemüthsbewegung mit begeistertem Ausdrucke die Worte bei: „Ihr seht, hochwürdigste Väter, wie gut und lieblich es ist, mit Vertrauen im Hause Gottes zu wandeln. So wandelt immer! So wie unser Herr Jesus Christus am heutigen Tage seinen Aposteln den Friedensgruß gegeben, so wünsche auch ich, sein unwürdiger Stellvertreter, in seinem Namen euch den Frieden. Der Frieden, wie ihr wißt, schließt die Furcht aus; der Frieden, wie ihr wißt, verschließt die Ohren vor den Reden der Verleumder. Ach, dieser Friede begleite euch durch alle Tage eures Lebens! Es sei dieser Friede euer Trost; es sei dieser Friede eure Stärke im Tode und euere ewige Freude im Himmel!"

Es verdient diese von Pius IX. auf dem vaticanischen Concil erlassene Constitution über den katholischen Glauben fleißig, auch von den Laien, gelesen zu werden, vielleicht fleißiger als es bisher geschehen. In der Einleitung bezeichnet sie die Verirrungen, durch welche die Welt



Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich Meine Kirche bauen.

Nach dem großen Kupferstich von Imle-Ceroni. Düsseldorf, bei Schulgen. Vgl. Umschlag.

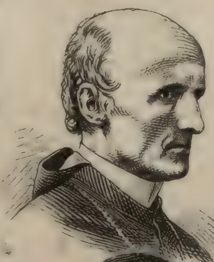


























Raphael Popow, Bischof der Bulgaren, bulgar. Ritus.

Bernh. Pynol y Aycinena, Erzbischof von Guatemala (Central-America).

Elias Elisäus, Abt und Ordensgeneral der Chaldäischen Antonianer. Chaldäisch. Ritus. (Mesopotamien).

Jos. Feßler, Bischof von St. Pölten. (Oesterreich). Secretair

Abt Theob. Cesari, Ordensgeneral der Cistercienser. (Rom).

Ed. Manning, Erzbischof v. Westminster. (England).

Paul Melchers, Erzbischof v. Cöln. (Deutschland).

Elias Mellus, Bischof von Akra, chald. Rit. (Türk. Kurdistan).

Joh. Mac Closkey, Erzbischof v. New-York. (America).

Melchior Nasarian, Erzbischof von Mardin, armen. Ritus. (Mesopotamien).

P. Johannes, Ordensgeneral der Trappisten. (Rom).

Paul Carrion, Bischof v. Portorico. (Span. Westindien).

Victor Dechamps, Erzbischof von Mecheln u. Primas von Belgien.



heutigen Tages Schiffbruch am Glauben erlitten hat. Dann handelt sie in vier Hauptstücken: „Von Gott dem Schöpfer aller Dinge" — „Von der Offenbarung" — „Von dem Glauben" — „Von dem Glauben und der Vernunft". Sodann folgen die Canones, oder kurze Sätze, in welchen die entgegenstehenden Hauptirrthümer verurtheilt worden. Die ganze Form ist jene des Concils von Trient, welches bekanntlich ein Muster für die Abfassung von kirchlichen Lehrentscheidungen und Verordnungen bleibt. Kein Zweifel aber kann darüber bestehen, daß mit dieser Constitution des vaticanischen Concils der Unglaube unserer Zeit in seiner Wurzel angegriffen und widerlegt ist, und daß daher dieses Glaubensdecret in vortrefflicher Weise die Reihe jener beginnt, welche, sobald das vaticanische Concil wieder versammelt sein wird, weiterhin werden erlassen werden.

Mit neuem Eifer setzten nach der dritten Sitzung die Väter ihre schwierigen Arbeiten fort. Während die kirchenfeindlichen Tagesblätter, namentlich auch in Deutschland, für das große, bei allen Widerwärtigkeiten und menschlichen Gebrechlichkeiten sichtlich vom heiligen Geiste geleitete Werk nur Hohn und Lüge hatten, indem sie die wahren Thatsachen fälschten und entstellten, und Falsches erdichteten, um verläumden zu können: ward in Rom gebetet, gearbeitet, geduldig ertragen und muthig gestritten. Der felsenfeste Glaube und die Begeisterung für die heilige Kirche, die Weisheit und Gelehrsamkeit, die Frömmigkeit und Standhaftigkeit, welche auf dem Concil unter einem Papst wie Pius IX. vereinigt war, mußte mit dem Beistande von oben zu einem großen Erfolg gelangen, wenn auch auf anderem Wege und sogar mit anderm Ziele, als es selbst die klar schauendsten unter den Vätern des Concils vermuthet hatten.

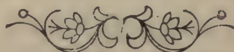
So nahte der 18. Juli 1870, der Tag jener denkwürdigen Sitzung, in welcher die erste Constitution „über die Kirche Christi", wie sie überschrieben ist, und darin das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes verkündet wurde. Während die Väter in der Aula zur heiligen Handlung versammelt waren, zog ein starkes Gewitter über die ewige Stadt dahin, eine Naturerscheinung, welche für das römische Klima im Sommer überhaupt eine höchst seltene ist; namentlich aber pflegen Jahrzehnte zu vergehen, ehe man in Rom im Juli ein Gewitter erlebt. Während der ganzen Dauer der Abstimmung zuckten die Blitze und rollten die Donner, und ein fast nächtiges Dunkel erfüllte

die gewaltigen Räume der Peterskirche. Wie einst auf Sinai, wurde hier den Völkern der Erde ein Gesetz verkündet, welches Viele nicht verstanden, Viele mit Mißtrauen vernahmen, das aber dennoch, wenn nicht alle Zeichen trügen, dazu bestimmt ist, der Wahrheit neue Bahn zu brechen, und die Geschlechter der Erde zu ihr zurückzuführen.

Als der Papst die Beschlüsse der Väter bestätigt hatte, erhob sich ein Jubel in Sanct Peter, wie der Riesentempel, so lange er steht, ihn noch nicht gehört. Innerhalb der Aula wie außerhalb erscholl aus tausend und abermals tausend Kehlen frohlockender Zuruf, und als das erste Triumpfgeschrei vorüber war, brach der Jubel von neuem und noch stürmischer aus. Noch gewaltiger und ergreifender aber war das Tedeum, welches am Schlusse vom heiligen Vater angestimmt und von den Sängern der päpstlichen Kapelle abwechselnd mit den Bischöfen und dem ganzen Volke gesungen wurde.

Diese Sitzung der allgemeinen Kirchenversammlung fand in einem Augenblicke statt, wo die politische Lage Europa's sich plötzlich sehr ernst gestaltete und alle Nationen in fieberhafte Spannung versetzte. Was man wenige Wochen vorher noch als eine eitle Gespensterseherei bezeichnen durfte, war über Nacht zur furchtbaren Wahrheit geworden: der Krieg zwischen zwei der mächtigsten Völker der Erde. Am 15. Juli 1870 machte die französische Regierung zu Paris im gesetzgebenden Körper und im Senate die Mittheilung, daß der Krieg gegen Preußen beschlossen sei; am 17. Juli Abends ging die officielle Kriegserklärung aus den Tuilerien nach Berlin ab — und Tags darauf wird auf dem Concil zu Rom die Lehre von dem unfehlbaren Lehramte des Papstes als katholischer Glaubenssatz verkündet.

Niemand kann so blind sein, hierin nicht das Walten der Vorsehung zu erkennen. Die Welt sollte neuen Verhängnissen entgegengehen, deren Ende ein menschliches Auge nicht vorauszusehen vermochte. An der Schwelle dieser Zeit voll Krieg mit dem Schwerte und voll Geisterkampf, voll Verwirrung, Zerrüttung und Verderben, sollte die höchste kirchliche Autorität für Alle, die da glauben, neu bestätigt und unantastbar aufgerichtet werden — der Leuchtthurm in hereinbrechender stürmischer Nacht.



Zweites Capitel.

Die Bresche bei Porta Pia.



Siegreich und mit noch nicht dagewesenem Glücke entfalteten sich die Fahnen Deutschlands. Der Stern des Mannes, welcher mit List und Lug zwanzig Jahre lang die Geschicke der Welt beherrscht hatte, begann zu erbleichen, und erlosch in jähem Sturze. Napoleon III., welcher einst den Piemontesen die Erlaubniß gegeben hatte, bei Castelfidardo das kleine aber wackere päpstliche Heer zu vernichten, spielte sein letztes falsches Spiel mit dem Statthalter Christi. Er wähnte wohl, Italien für sich zu gewinnen, wenn er die letzten französischen Truppen aus dem Kirchenstaate zurückzöge, wo sie noch immer standen, um den heiligen Vater in dem Reste seines Landes, welches ihm eine unheilvolle Politik noch übrig gelassen hatte, zu beschützen. Jetzt glaubte der französische Kaiser mit einem klugen Zuge auf dem politischen Schachbrette zwei Vortheile zu erbeuten: des lästigen Geschäftes der Beschirmung des Papstes los zu werden, und die Italiener sich auf's neue zu verpflichten. Wie konnte es ihm das katholische Volk Frankreichs noch verargen, wenn er in solchen Augenblicken seine Truppen von der Tiber rief, welche er am Rhein so nöthig hatte! Aber auch eine höhere Hand war in diesem Spiele, und sie machte furchtbaren Ernst daraus. Hatte einst Napoleon III. dem Piemontesengenerale Cialdini, als er mit Uebermacht gegen das kleine tapfere Häuflein der päpstlichen Truppen unter Lamoricière zog, sagen lassen: „Nur schnell!" — so war dies auch jetzt die Losung, welche von einem höheren Throne herab als jenem in dem Kaiserpalaste an der Seine erging. „Nur schnell!" Und mit Sturmeseile schritten die deutschen Heere in's Elsaß, drangen durch

die Vogesen, schlugen die blutigen, aber siegreichen Schlachten vor Metz und schickten den von seinem eigenen Volke abgesetzten Franzosenkaiser von Sedan als Gefangenen über den Rhein. Und merkwürdiges Zusammentreffen, was die irdischgesinnten Menschen so gerne Zufall nennen, während dem tiefer Blickenden sich die Wege überirdischer Gerechtigkeit enthüllen! An demselben Tage, an welchem die ersten Abtheilungen der Franzosen Civitavecchia verließen, verloren sie — am 4. August — das Treffen bei Weißenburg; und am 6. August, wo General Dumont mit dem Hauptcorps der französischen Occupationstruppen aus dem Kirchenstaate abzog, wurde die Schlacht bei Wörth geschlagen, wo die Franzosen eine blutige Niederlage erlitten und so viel Soldaten an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren, als die ganze Brigade im Kirchenstaate stark gewesen war. Die Weltgeschichte war wieder einmal zum Strafgerichte geworden.

Jetzt aber lag der Rest des Patrimoniums Petri und Rom selbst wie das wehrlose Lamm vor dem Wolfe. Die italienischen Soldaten an den Grenzen wuchsen zu starken Massen, angeblich weil man einen Einfall der Garibaldianer besorgte, welcher abzuwehren wäre. Europa schwieg und ließ es geschehen: nur Frankreich allein erhob Einsprache, aber seine Stimme verhallte im Kriegsgetümmel und in seinen eigenen Niederlagen. Unterdessen mehrten sich die Truppen Victor Emanuel's an den Grenzen tagtäglich; aus dem wahren Zweck machte man schon kein Hehl mehr. Emissäre durchkreuzten das kleine ruhige Land, welches der ungeheuern Mehrheit nach dem Papste treu ergeben war; Aufrufe, Drohungen, Versprechungen, geheime Anstiftungen wurden in's Werk gesetzt, um nur einen Anfang, den Schatten eines Aufstandes, hervorzurufen und dann einrücken zu können, und angeblich die Ordnung wieder herzustellen. In Viterbo und Frosinone leistete man das Unglaubliche, um das Volk doch nur einiger Maßen in Bewegung zu bringen. Aber das Land blieb ruhig. Die Gewaltthat sollte ohne irgend einen gleißenden Deckmantel vor sich gehen. So wollte es die Vorsehung, welche die Geschicke lenkt.

Am achten September, dem Feste Mariä Geburt, wohnte der heilige Vater, nach alter Sitte, dem feierlichen Gottesdienste in Santa Maria del Popolo bei; das römische Volk begrüßte ihn mit lautem Zurufen. Dasselbe geschah zwei Tage später bei der feierlichen Eröffnung der neuen Wasserleitung, welche den Namen Acqua Pia erhielt. Das

Evvivarufen wollte kein Ende nehmen; Rom zeigte abermals öffentlich seine Begeisterung und Anhänglichkeit für den geliebten Pius IX. Dieser ordnete auch, da die Gefahr von Stunde zu Stunde drohender erschien, Gebete in den Kirchen Roms an, so auch eine dreitägige Andacht zur Muttergottes in der Peterskirche. Die Räume der großen Kirche waren wie bei hohen Festen gefüllt; das römische Volk betete mit rührender Andacht: ein erhebender feierlicher Protest gegen die Gewaltthat, welche geschehen sollte. Am Tage vor der Einnahme Roms, am 19. September, begab sich der Papst zur Kirche des Laterans, um auf der benachbarten „heiligen Stiege“ die volksthümliche Andachtsübung zu machen, und die einst vom Blute des Heilandes befeuchteten Stufen auf den Knieen zu ersteigen. Auch hier begrüßte ihn lauter Zuruf des Volkes, während er in die Andacht zum „Ecce homo“ versunken war. Er kehrte in den Vatican zurück, — um ihn bis heute nicht wieder zu verlassen.

Endlich hatte man die Maske abgeworfen. Victor Emanuel scheute sich nicht, einen Gesandten an den heiligen Vater zu senden. Der Graf Ponza di San Martino hat sich in der Geschichte die traurige Berühmtheit erworben, als der Träger des königlichen Briefes an den Papst genannt zu werden. In diesem Schreiben waren Pius einige Anerbietungen gemacht, wenn er sein Recht, oder vielmehr die Rechte der römischen, der katholischen Kirche aufgeben wolle. Der Papst nahm das Schreiben gefaßt entgegen, las es aufmerksam durch, und faltete es sodann ruhig zusammen. Wehmuth lag auf seinen edeln Zügen, „Schöne Worte, häßliche Thaten!“ sagte er und schwieg. Als Graf Ponza sodann den Muth hatte, dem Vater der Christenheit von der gebieterischen Noth zu sprechen, welche den König Victor Emanuel zwinge, den Kirchenstaat zu besetzen, unterbrach ihn der Papst mit den Worten: „Ach was, bei euch handelt es sich vor Allem darum, einen weitern fetten Bissen zu verschlingen. Thut es denn! Aber ohne Prophet oder Prophetensohn zu sein, sag' ich euch: in Rom werdet ihr nicht bleiben. Ich gedachte in Rom ruhig sterben zu können; hat es die Vorsehung anders beschlossen, so sei es darum. Euch aber wiederhole ich: ihr werdet die Früchte dieser euerer Gewaltthat nicht lange genießen.“ Der Gesandte des Königs war so dreist, fortzufahren. Er setzte die Bereitwilligkeit Italiens auseinander, dem Papste alle Garantieen der Unabhängigkeit zu bieten, und sprach von dem Gefühl

der hohen Verehrung, von welchem die italienische Nation für den heiligen Vater beseelt sei. Pius ließ ihn ruhig ausreden, und antwortete ihm mit jenem Worte des Herrn: „Ihr seid übertünchte Gräber, ich kenne euch nicht und kann euch nicht kennen, und mich in gar keine Erörterung mit euch einlassen.“ Zuletzt hatte der Graf die Stirne, geradezu den Papst zu fragen, ob er in Rom zu bleiben oder die ewige Stadt zu verlassen gedenke. „Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt, und werde zu seiner Zeit der Eingebung von oben folgen“ — war die kurze Antwort des Papstes. Die Audienz war beendet.

Graf Ponza war kaum über die Grenze, als die italienischen Truppen schon Befehl zum Einrücken erhalten hatten. Noch am 19. August hatte der italienische Minister Visconti Venosta in öffentlicher Parlamentssitzung gegen den Angriff auf Rom gesprochen, und erklärt, daß derselbe gegen den mit Frankreich geschlossenen Vertrag und überhaupt gegen alles Völkerrecht sei. Am 12. September waren die Truppen des Königs von Italien schon von drei Seiten über die Grenze des Kirchenstaates gegangen. General Cadorna rückte mit 20,000 Mann von Correse nach Civita Castellana, General Bixio, ein Genosse Garibaldi's und der bitterste Feind des Papstes, mit 20,000 Mann von Orvieto nach Acquapendente und Montefiascone, und General Angioletti von Süden gegen Ceprano und Frosinone mit gleichfalls 20,000 Mann. 60,000 Mann zogen gegen die wenigen päpstlichen Streitkräfte von nicht viel mehr als 10,000 Mann. Es war jene uns schon bekannte kleine, aber heldenmüthige Maccabäerschaar, welche die Erinnerungen an Castelfidardo und Mentana auf ihre Fahne geschrieben hatte, und bereit war, im Kampfe für den Nachfolger Petri zu sterben: Männer und Jünglinge aus allen Ständen und allen Ländern, aber eins im Glauben und in der Begeisterung für die gerechte Sache des apostolischen Stuhles und der katholischen Kirche.

Vor solcher Uebermacht aber mußten sie weichen. Zwar leisteten zwei Compagnien Zuaven, Holländer und Canadier, tapfern Widerstand in Civita Castellana gegen Cadorna, welcher mit seinem ganzen Corps nebst Artillerie anrückte. Aber so muthig dieser Widerstand gewesen, eben so vergeblich war er.

So schlossen die italienischen Truppen alsbald die Hauptstadt der Christenheit ein. Man wagte es noch, Parlamentäre in die Stadt zu senden, um die Uebergabe derselben zu fordern. Die Forderung, die

alles Völkerrecht verhöhnte, wurde abgeschlagen. Die kleine, tapfere Besatzung hatte sich zur Vertheidigung gerüstet, so weit es in einer umfangreichen Stadt möglich war, deren ganze Befestigung aus der alten römischen Mauer besteht, welche anderthalbtausend Jahre alt ist, und nur theilweise im Mittelalter und noch in späterer Zeit erneuert und erweitert wurde. Am 20. September 1870 begann die Beschießung der friedlichen Stadt.

Während der Donner der Geschütze am frühen Morgen ertönte, fand sich das diplomatische Corps im Vatican zusammen, um nach der heiligen Messe, welche der heilige Vater mit ruhiger klarer Stimme las, vom ehrwürdigen Haupte der Christenheit empfangen zu werden. Derselbe erklärte ihnen, wie er der militärischen Ehre der Truppen wegen eine Vertheidigung habe eintreten lassen müssen, und daß er die Gesandten der Mächte als Zeugen der ihm geschehenden Unbill um sich versammelt habe. Als General Bixio, welcher in der vorhergehenden Nacht von Civitavecchia angerückt war, ein besonders heftiges Feuer auf dem rechten Tiberufer unterhielt, sprach der heilige Vater in großer Bewegung, daß er den Kampf jetzt einstellen lasse, und bat die Diplomaten, in's italienische Hauptquartier zu gehen, um seinen braven Truppen eine gute Capitulation zu erwirken. „Ich bin erschüttert" — sprach er — „aber meine Thränen gelten nicht mir, sondern dem schweren Verbrechen, das an mir begangen wird und das Gottes Strafgericht über Menschen und Völker bringen wird." —

Später wiederholte Pius in den ernstesten Worten, was er von dem Verhalten Europas bei der Ungerechtigkeit, welche er erleiden mußte, denke. Als Graf Trautmannsdorff, der österreichische Botschafter, einige Tage nach dem Falle der Stadt sich in den Vatican begab, um dem heiligen Vater die tiefe Theilnahme seines Kaisers auszudrücken, schaute Pius den Botschafter einige Augenblicke schweigend an; dann sprach er: „Ihnen danke ich für die Uebermittelung des Ihnen gewordenen Auftrages; Ihrem Kaiser aber sagen Sie, daß er ungleich mehr zu bemitleiden ist, als der Papst."

Unterdessen war die ewige Stadt aus weit mehr als hundert Kanonenschlünden mit einem wahren Hagel von Bomben und Granaten überschüttet worden. Unter dem Schutze der Villen und Vignen hatte sich die italienische Artillerie während der Nacht ganz nahe vor den Mauern Roms aufgepflanzt. Aber die päpstlichen Kanoniere hielten

sich wacker, und bewiesen ihre treffliche Schule. Merkwürdig bleiben die großen Verluste, welche den Italienern durch das Feuer der Päpstlichen zugefügt wurden. Die schwersten Geschütze hatte der Feind am Thore San Pancrazio aufgeführt, wo General Bixio befehligte. Er mußte sich vor der trefflichen, wenngleich weit schwächeren päpstlichen Artillerie zurückziehen. Ebenso hatten die Soldaten an Porta Maggiore, San Giovanni und San Sebastiano entschieden die Oberhand über die feindliche Uebermacht unter General Angioletti. Mehr Erfolg hatte General Cadorna, welcher in der Villa Albani vor der Porta Pia sein Hauptquartier aufschlug. Um zehn Uhr Vormittags, nach fünfstündigem Bombardement, war Bresche geschossen zwischen der Porta Pia, welche, vor wenigen Jahren prachtvoll erneuert, nun ganz verwüstet wurde, und der Porta Salara. Nun wurde der Befehl vollzogen, welchen General Kanzler vom heiligen Vater selbst erhalten hatte. Die weiße Flagge wurde aufgezogen; man capitulirte.

Groß war der Schmerz der päpstlichen Truppen, als sie die Italiener durch die Bresche bei der Porta Pia einziehen sahen. Sie fügten sich zwar dem Willen des heiligen Vaters, aber das Blut der Tapfern wallte auf. Zähneknirschend zerschlugen Zuaven ihre Waffen beim Anblick des einziehenden Feindes. Der Zuavenoberst Charette, welcher den ererbten Heldenmuth schon in den Kämpfen des Jahres 1867 gegen Garibaldi bewiesen hatte, stand am Lateran mit seiner kühnen Schaar, welche sich wacker hielt. Er wollte daher dem Capitulationsbefehle keine Folge leisten. Der zweite strenge Befehl kam; er las ihn und theilte ihn seinen Soldaten mit. Dann wendete er sich um, und weinte wie ein Kind.

Für die päpstlichen Truppen lautete der Befehl, sich auf dem St. Petersplatze zu sammeln. Dort bivouakirten sie die Nacht über, um der Capitulation gemäß am folgenden Tage unter Kriegsehren, mit Fahnen, Waffen und Gepäck abzuziehen. Vor dem Thore sollten dann die Waffen niedergelegt werden, während die Offiziere den Degen behielten. Jene Soldaten, welche nicht Italiener waren, wurden von da nach ihrer Heimath befördert, welche viele von ihnen nicht ohne großes Ungemach und schimpfliche Behandlung erreichten.

Rührend war der Abschied dieser tapfern Schaaren vom heiligen Vater. Am Morgen des 21. September standen sie, nach den Waffengattungen geordnet, in Reihe und Glied auf dem weiten Platze vor

den Pforten der majestätischen Kirche, welche das Grab des heiligen Petrus birgt, für dessen Nachfolger sie ihr Blut angeboten hatten, und mit welchem sie jetzt nur Schmach und Ungerechtigkeit tragen durften. Je näher der Zeitpunkt des Abmarsches kam, um so unruhiger waren die Truppen geworden. Dann hörte man, während die Aufstellung vorgenommen wurde, wiederholt aus dem Munde Einzelner und ganzer Abtheilungen den lauten Ruf nach dem Segen des heiligen Vaters. Diese Bitte wurde allmälig zu einer allgemeinen, und sie schallte laut zu den Fenstern des Vaticans empor, als der Augenblick da war, wo das Commando zum Abmarsch erfolgen sollte. General Kanzler entschloß sich zum heiligen Vater zu eilen, um ihm die Bitte vorzutragen, stieß jedoch im Vorzimmer auf die ernstlichen Bedenken der dort anwesenden Kammerherrn. Der Papst — so sagten sie nicht ohne Grund — sei ohnehin auf's tiefste bewegt, er müsse geschont werden; ein Abschied würde ihn zu sehr ergreifen; man solle ihm einen solchen Schmerz ersparen. Noch verhandelte man so im Vorzimmer des Papstes, als plötzlich vom Petersplatze herauf ein stürmisches Jubelgeschrei erscholl, die Gewehrschüsse knatterten, Evvivarufen brauste durch die Lüfte. Alle im Vorzimmer eilten an die Fenster, und sahen gerührt auf das wunderbare Schauspiel hinab. Da lagen die Tausende von Soldaten auf den Knieen; die einen schwenkten ihre Tücher, andere warfen ihre Mützen in die Luft, andere schossen die Flinten los, und dazwischen wiederholte sich in immer lauterer Begeisterung der Ruf: Viva Pio nono, Evviva Pio nono!

Der Papst hatte selbst das Fenster geöffnet, und seine ehrwürdige Gestalt zeigte sich seiner tapfern Heerschaar, welche nun bei seinem Anblick aufjauchzte. Thränen der Rührung standen in den Augen Aller, welche Zeugen dieses Schauspieles waren. Pius breitete seine Arme aus, als wolle er sie Alle an sein Herz drücken; dann hob er Haupt und Hände zum Himmel empor und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über die knieenden Soldaten, und während sie unter erstickenden Thränen ihren Zuruf wiederholten, breitete er wiederum seine Arme aus und hob sie abermals zum Himmel. Das war der Abschied Pius IX. von seinen getreuen Streitern.

Diese zogen alsdann, voll Schmerz und Wehmuth, nassen Blickes zur Porta Angelica hinaus, umschritten die Mauern des Vaticans, und schlugen die Straße nach der Porta San Pancrazio ein, wo

die Waffenablieferung stattfand. Viele zerschlugen noch auf diesem Wege ihre Gewehre an den Mauern, damit sie dieselben dem Feinde nicht auszuliefern hätten. An der Porta San Pancrazio standen die Generäle Cadorna und Bixio mit ihrem Generalstabe. Auch den preußischen Gesandten von Arnim erblickte man dabei. Die päpstlichen Soldaten sollten beim Vorbeimarsche salutiren; anstatt dessen riefen sie „Evviva Pio nono!“, und fügten drohend hinzu: „Auf baldiges Wiedersehen!“

Was indessen in Rom geschah, ist kaum zu beschreiben. An der Spitze der Piemontesen zogen 4—5000 Menschen, welche aus der Hefe der oberitalienischen Städte eigens zu diesem Einzuge in Rom auserlesen waren. Dies Gesindel, wozu sich der Auswurf Roms gesellte, war es auch, welches sich zum Theile unter den Augen der italienischen Truppen die gräßlichsten Mißhandlungen und Verbrechen an einzelnen päpstlichen Soldaten erlaubte. So wurden diese an die Pferde gebunden und durch die Straßen geschleift, andere unter Wagenräder geworfen, wieder andere aus den Fenstern gestürzt; einem Zuaven stach man die Augen aus, ein anderer wurde in Stücke zerschnitten. Der Pöbel fühlte sich Herr in der Stadt, und man ließ dies geschehen. Die Militärcasinos, die Casernen wurden erstürmt und geplündert. Unter dem Vorwande, versteckte Zuaven zu suchen, drang man in Privathäuser, plünderte und mißhandelte die Bewohner. Daß mit den päpstlichen Soldaten die Geistlichen die Zielscheibe des Hasses und der Wuth dieser Menschen waren, läßt sich begreifen. Drei Jesuiten, welche mit der Pflege der Verwundeten beschäftigt waren, und das internationale Kreuz am Arme trugen, wurden dermaßen mißhandelt, daß einer auf der Stelle todt blieb. Zwei barmherzige Schwestern warf man in die Tiber. Decken wir den Schleier über diese Greuel!

In den Blättern der Geschichte verdient aber das Benehmen der Juden zu Rom, welchen Pius so große Wohlthaten erwiesen hatte, verzeichnet zu werden. Kaum hatten sich die Piemontesen gegen alles göttliche und menschliche Recht der Hauptstadt der Christenheit bemächtigt, als die Vertreter der römischen Judenschaft bei Cadorna erschienen, und eine Adresse an Victor Emanuel überreichten. In diesem Machwerk, welches von Schmeicheleien und Ergebenheitsversicherungen gegen den neuen Gebieter überströmte, war Pius in der undankbarsten Weise herabgewürdigt. Ein Jahr war kaum vorübergegangen, als am Tage

des päpstlichen Jubiläums dieselben Juden von Rom vor den Thron des heiligen Vaters traten, um ihm nebst einem Festgeschenke ihre Huldigung und die Versicherung ihrer Dankbarkeit für seine milde Gerechtigkeit darzubringen, und ihm auf's neue ihre unwandelbare Unterthanentreue zu betheuern. Jetzt, beim Wechsel des Glückes, sind es dieselben Juden, welche das Mißgeschick ihres großherzigen Gebieters ausbeuten, um die Steine des Undanks auf den gebeugten, den Händen seiner Feinde preisgegebenen Greis im Vatican zu werfen.

Doch Pius, wenn auch gebeugt von dem Schicksal, welches die Vorsehung zugelassen, war nicht niedergeschlagen, und es gebrach ihm nicht der Muth. In jenen Tagen sagte er zu einem hochgestellten Prälaten, welcher besorglich mit ihm über die Lage der Dinge sprach: „Mein Sohn, der Wille des Herrn, nichts mehr und nichts weniger, wird sich erfüllen. Menschliche Macht, die Arglist unserer Feinde, vermögen nichts gegen den Willen des Höchsten. Seine Rathschlüsse aber sind für unsern Geist unergründlich. Vertrauen wir auf den Vater im Himmel, suchen wir unsere Pflicht zu erfüllen, und ertragen wir mit Geduld, wenn er uns harte Prüfungen senden sollte".

Und diese Prüfungen blieben nicht aus. Das Werk unerhörter Gewalt ging seinen Gang. In wenigen Tagen war das Aussehen Roms ein ganz anderes geworden. Die Römer waren so zu sagen von den Straßen verschwunden, wo man nur fremde und darunter viele unheimliche Gesichter sah. Ueberall bot man die schlechtesten Zeitungen und wüstesten Caricaturen feil. Eine wahre Völkerwanderung von Drehorgelspielern, Possenreißern und Akrobaten war über die Stadt der Katakomben hereingebrochen. Der öffentliche Anstand, welchen man sonst so sehr in Rom bewundern konnte, war der scheußlichsten Nacktheit frecher Schamlosigkeit gewichen; und die Theater suchten die Gasse fast an Scandal zu überbieten.

Um den Schein des Rechtes zu gewinnen, schritt man am zweiten October zur Volksabstimmung, zum „Plebiscit," dessen Ergebniß berühmt geworden ist. Vierzigtausend Römer sollten für die neue Herrschaft gestimmt haben, und nur sechsundvierzig dagegen. Nirgends besser als in Rom aber wußte man, daß die eigentlichen Römer nicht abgestimmt hatten, und daß das Ganze nur ein abgemachtes, armseliges Spiel gewesen. In seiner Encyclica vom 1. November 1870, worin er vor dem ganzen katholischen Erdkreis und vor der ganzen Welt die

an ihm verübte unsägliche Gewaltthat darlegt, nennt Pius das Plebiscit „einen ungeheuern Frevel.“ Während man aber die eine Gewaltthat in solcher Weise zu beschönigen suchte, war man schon zu weitern geschritten. Die von General Cadorna eingesetzte unrechtmäßige Regierungsjunta hatte schon begonnen, die Hände nach dem Kirchengute auszustrecken. Ein Edict ward erlassen, durch welches alle Verträge, soweit sie das Gut der Kirchen und Klöster betreffen, verboten wurden. Und sofort begann man das Kirchen- und Klostergut zu inventarisiren. Der päpstliche Palast auf dem Quirinal wurde mit Gewalt in Besitz genommen. Als der Papst von der Forderung hörte, die Schlüssel des Palastes abzuliefern, sagte er: „Seit wann brauchen denn Diebe Schlüssel, um meine Thüren zu öffnen? Sie haben Dietriche und Brecheisen.“ —

So beraubte man das Oberhaupt der Kirche des letzten Restes des rechtmäßigsten Eigenthumes und des heiligsten Besitzes, welchen es je auf Erden gegeben; man beraubte ihn der nöthigen Freiheit und der Mittel, um die Kirche zu regieren; man überhäufte den Vater der Christenheit, zu welchem Millionen ehrerbietig und vertrauensvoll hinauf blicken, mit Schmach und Unbilden; man suchte — allerdings ein abenteuerliches Unternehmen — Rom der Kirche zu entfremden, und fing mit der Verfolgung der Geistlichkeit, mit der Aufhebung der Klöster und mit der Entchristlichung der Schule an; das römische Volk aber, welches in seinem Kerne mit Treue an dem Papst gehangen hatte, und auch jetzt noch dieses bewies, wurde mit drückenden Abgaben überhäuft, und die Stadt büßte ihren Frieden, ihre heilige Würde, ihre Sicherheit ein.

Schwiegen aber die Mächtigen der Erde zu dem am heiligen Vater und an der ganzen katholischen Kirche verübten Verbrechen, das katholische Volk schwieg nicht. In Deutschland begann jene begeisterte Bewegung im October 1870 mit der Pilgerfahrt nach Fulda zum Grabe des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen. Was hier geschehen war, wiederholte sich bald in den meisten deutschen Diözesen und in ganz Oesterreich. Wallfahrten an heilige Orte wurden von Tausenden und Tausenden unternommen, Versammlungen abgehalten, Adressen an die weltlichen Fürsten, Schreiben an den heiligen Vater gesendet, Proteste abgefaßt und veröffentlicht. Namentlich sah Bayern in München, Bamberg, Regensburg großartige Kundgebungen des

katholischen Glaubens. — Aber Deutschland ist nur ein kleiner Theil der katholischen Welt, und die ganze katholische Welt erhob sich. Mit großem Nachdrucke traten die Katholiken Englands auf, und richteten Adressen an den heiligen Vater und an ihre Regierung, mit einer halben Million Unterschriften bedeckt. In Irland folgte ein großes Meeting auf das andere. Das katholische Holland zeigte, wie nicht anders zu erwarten stand, einen ganz außerordentlichen Eifer. In Rotterdam zählte die Adresse an den heiligen Vater bei 30,000 Katholiken 11,000 Unterschriften. In Belgien folgten einer großen Versammlung in Mecheln Wallfahrten, Novenen, Versammlungen in den Städten wie auf dem Lande Die an alle Souveräne der Welt zu übersendende Denkschrift der belgischen Katholiken wurde dem König von Belgien mit einem ergreifenden Begleitschreiben überreicht. Auch in dem von Gottes Hand heimgesuchten Frankreich machte sich die Liebe der Katholiken mitten im eigenen Jammer in wahrhaft rührender und großartiger Weise kund. Spanien und Portugal blieben nicht zurück, und im Norden und Süden Americas erhob sich mit Begeisterung und Entrüstung das katholische Gefühl. Was aber vielleicht manche blödere Augen überraschte, das katholische Italien stand ein für den Papst, und an der Spitze der Katholiken der ganzen Halbinsel erhob sich das römische Volk aller Stände. Mit Gebet, mit reichen Gaben für den Peterspfennig, mit Adressen an Pius IX., mit Gründung von katholischen Vereinen legten die Römer Zeugniß ab für ihre Treue und Ergebenheit gegen den Statthalter Christi. Namentlich war der 8. December 1870, das Fest der unbefleckten Empfängniß, der Tag einer großen Kundgebung der Katholiken durch ganz Italien. Ein Aufruf forderte alle italienischen Katholiken zu einer Generalcommunion an jenem Feste auf, und der 8. December wurde in der That ein Tag des Gebetes für den heiligen Vater.

Dieser selbst aber hatte diesen festlichen Tag ausersehen, um ihn abermals mit einem erhabenen Acte seines Pontificates auszuzeichnen. Er ließ an diesem Tage in den Patriarchalbasiliken Roms das apostolische Schreiben verkünden, laut welchem der heilige Joseph, der Nährvater des Heilandes und jungfräuliche Gemahl der allerseligsten Jungfrau, zum Patron der katholischen Kirche erklärt wurde. Die katholische Welt, Gläubige, Priester, Bischöfe, Cardinäle hatten es, namentlich während des Concils, begehrt; und Pius IX. willfahrte, durch die Drangsal der Zeit noch mehr bestimmt, gerne der frommen Bitte.

Was aber Rom betrifft, so giebt über die Haltung der wahren Römer den besten Aufschluß die Thatsache, daß von ungefähr tausend päpstlichen Beamten an neunhundert sich nicht herbeiließen, unter der neuen Regierung zu dienen, sondern dem Papste treu blieben, trotzdem dies für sie und ihre Familie in zeitlicher Hinsicht vom größten Nachtheile war, da die meisten dadurch in Noth und Elend versetzt wurden.

Die laute und ernste Kundgabe der gesammten katholischen Welt hätte wohl Beachtung und Würdigung zu erhalten verdient. Aber, wie es scheint, zog sie ungehört an den Thronen vorüber. Dem Papste mußte sie zum großen Troste gereichen, und nicht wenig dazu beitragen, ihm die merkwürdige Frische des Geistes und Körpers in seinem hohen Alter zu erhalten. Die Einheit und Einigkeit der katholischen Kirche, wofür sein frommes Herz von Jugend an schlug, hätte sich nimmermehr so großartig offenbaren können, wenn die Beraubung des Vaters der Christenheit seinen Millionen von Kindern nicht Gelegenheit geboten hätte, ihm zu bezeugen, daß man ihm die Herzen der Gläubigen nicht rauben könne. Zurückgezogen lebte er im Vatican, welchen er seit dem 20. September nicht mehr verlassen hatte. Aber Liebe und Treue umgab ihn, und aus allen Theilen der Welt kamen ihm die Versicherungen der Treue und Liebe von den Bischöfen und von den Gläubigen, und reicher als je floß der Peterspfennig. Darum geschah es nicht selten, daß er, der Bedrängte, Andern Tröster sein mußte. So trat er eines Tages aus seinen Gemächern, um, wie gewöhnlich, in den Gärten des Vaticans frische Luft zu schöpfen. Grüßend und segnend durchschritt er die Gallerie, wo Männer und Frauen auf den Knieen ihn erwarteten. Alsbald erkannte er einen Sprößling aus erlauchtem Hause, welcher vor ihm niedergeworfen unter lautem Schluchzen ihm Hand und Fuß küßte. „Wie, mein Prinz" — sagte Pius mild — „Sie sind gekommen, um mich zu trösten, und jetzt muß ich Sie trösten? Fürchten Sie nichts, es ist ein Gewitter, welches vorüberzieht. Wir sehen, daß Rom einer Züchtigung bedurfte. Verstehen Sie wohl, es ist eine Züchtigung und keine Strafe."

Am 20. October 1870 vertagte der Papst das allgemeine Concil, da ihm die unbehinderte Ausübung seines Amtes nicht möglich sei und Rom auch den Vätern des Concils nicht die nothwendige Freiheit, Sicherheit und Ruhe gewähren könne; überdies aber bei der Lage Europas die Entfernung der Bischöfe von ihren Diöcesen nicht gerathen

erscheine. Der schon erwähnten Encyclica vom 1. November 1870, welche den größten Eindruck machte, folgte eine zweite am 15. Mai 1871. Mit unerbittlichem Ernste greift diese unantastbare unwiderlegliche Urkunde der Wahrheit in das Lügengewebe der Zeit, und zerreißt es. Der Papst protestirt darin wiederholt gegen die an ihm verübte Ungerechtigkeit, dankt den Bischöfen und den Gläubigen für die ihm erwiesene Treue, und weist das sogenannte Garantiegesetz der italienischen Regierung zurück, durch welches dem Statthalter Christi angeblich die freie Ausübung seiner höchsten geistlichen Gewalt gesichert und gewährleistet sein soll.

Die Encyclica gab auf's neue glänzendes Zeugniß von der unbeugsamen Standhaftigkeit und dem ungebrochenen Muthe Pius IX. Die katholische Welt sah mit Stolz auf ihren obersten Hirten; die Feinde der Kirche knirschten. Rom aber blieb in den Händen seiner Ueberwinder, welche sich seine Befreier nannten und auf dem Capitole das fertig gewordene Italien feierten. Aus der Hauptstadt der Christenheit glaubten sie die Hauptstadt ihres Königreiches gemacht zu haben.

Drittes Capitel.

Die Jahre des heiligen Petrus.



Seit den ältesten Zeiten erzählt die kirchliche Ueberlieferung, daß der heilige Apostelfürst Petrus fünfundzwanzig Jahre den Bischofsstuhl zu Rom inne gehabt bis zu seinem Kreuzestode, welchen er auf dem Hügel des Janiculus zu Rom jenseits der Tiber erlitt. Noch steht zum Andenken an dieses Martyrium, welches der Heiland selber vorausgesagt hat, auf der Höhe des Janiculus die Kirche San Pietro in Montorio, und inmitten des nahen Klosterkreuzganges erhebt sich über dem Standorte des Kreuzes, an welchem der heilige Petrus starb, eine kleine, schön

geschmückte Capelle. An diese uralte ehrwürdige Ueberlieferung der Kirche, welche der Unglaube keck bestritten hat, um dieselbe nur um so mehr befestigt zu sehen, knüpfte sich seit Jahrhunderten die Sage, daß keiner der Nachfolger des heiligen Petrus so lange wieder auf dem apostolischen Stuhle sitzen und die Christenheit regieren werde. „Kein Papst wird die Jahre des heiligen Petrus erleben" — hieß der alte Spruch. Was dieser Spruch besagt, hatte auch die Geschichte bestätigt — bis auf Pius IX. Wer die lange Reihe der Päpste durchgeht, wird auf eine Thatsache stoßen, welche zu jenen gehört, worin wir klarer und deutlicher die mild und weise lenkende Hand der Vorsehung in den Geschicken des Menschengeschlechtes und namentlich in der Führung der Kirche erblicken. In stürmisch bewegten Zeiten, wo das Schifflein Petri in den schäumenden Wogen des Meeres fast verschwindet, oder in Tagen, wo es gilt, große Pläne für das Reich Gottes auf Erden zu fassen und durchzuführen, da treten die längeren Pontificate ein; während sonst nicht selten die Päpste die Tiara gleichsam nur im Sarge tragen. Aber kein Nachfolger Petri, so lang auch seine Regierungszeit gewesen, hatte die Jahre des heiligen Petrus erreicht. Silvester I., Hadrian I., Pius VII. vollendeten nur das dreiundzwanzigste Regierungsjahr; Pius VI. das vierundzwanzigste.

Pius IX. aber sah die Jahre des heiligen Petrus. Am 16. Juni 1871 hatte er fünfundzwanzig Jahre die Last der dreifachen Krone getragen, und schritt in das sechsundzwanzigste Jahr seines apostolischen Wirkens.

Pius gab selbst diesem Tage eine unvergängliche Weihe durch seine Encyclica vom 4. Juni 1871, worin der Vater der Christenheit seinen über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kindern dieses denkwürdige Fest ankündigt, und den Gläubigen einen vollkommenen Ablaß für diesen seit Petrus in der Kirche nicht mehr erlebten Tag gewährt. Man kann nichts Erhabeneres lesen, als dieses apostolische Schreiben, in welchem der heilige Vater mit rührender Einfachheit und doch wieder mit solcher Größe von den vielen Segnungen spricht, womit Gott sein langes Pontificat überschüttete, und wiederum von den bittern Prüfungen, womit es heimgesucht war. Wie der Steuermann, dessen Fahrzeug tausend gefährlichen Klippen entkommen ist, und Stürme und Ungewitter aller Art siegreich überstanden hat, mit Dank im Herzen alle diese Erinerungen an seinem Geiste vorüberziehen läßt, wenn er den

ersehnten Hafen nahe schaut: so blickt Pius zurück auf die fünfundzwanzig Jahre seines merkwürdigen Pontificates, welchem das Hosianna des Palmsonntages, und der Charfreitagsruf: „An's Kreuz mit ihm!" — nicht gefehlt hat, und dem auch zu seiner Zeit das Alleluja des Ostermorgens nicht ausbleiben wird. Deshalb ruft er — wie er in seiner Encyclica ausspricht — die unbefleckte Jungfrau und Muttergottes an, daß sie ihn lehre, in ihrem Geiste dem Allerhöchsten die Ehre zu geben mit den Worten des Magnificats: „Fecit mihi magna, qui potens est — Großes hat er an mir gethan, der da mächtig ist."

Der Aufforderung des Papstes entsprach die katholische Welt. Schon längst hatte man überall, in Italien wie in Deutschland, im Abendlande wie im Morgenlande, diesseits und jenseits des Weltmeeres das Fest vorbereitet, und es ward in der That zu einem Familienfeste der katholischen Kirche, welches die treuen Kinder mit dem vielgeliebten Vater an dem bedeutsamen Tage begingen, wo die Kirche das allerheiligste Herz Jesu verehrt. Denn in jenem Jahre fiel dieses Fest auf den 16. Juni. Aber nicht nur in allen Ländern wurde das Fest in frommer, herrlicher Feier begangen; von allen Seiten kamen auch die Glückwünsche nach Rom, die reichsten Geschenke wurden gesendet, Deputationen von den verschiedensten Nationen langten dort an. Von allen Enden Europas, aus Asien, Afrika und America, selbst aus Australien, trafen Telegramme ein. China sendete eine bedeutende Anzahl; Senegambien, Abyssinien blieb nicht zurück. Die Römer selbst aber gingen auch hierin wieder mit wahrhaft katholischer Begeisterung voran. Trotz der Fremdherrschaft, welche sich Rom's bemächtigt hatte und ihre Wachen vor den Pforten des Vaticans aufpflanzte, feierten sie das Fest in ihren Kirchen und im Vatican selbst, wo an diesen Tagen das ganze wahre Rom — nicht das eingewanderte und nicht das Rom der liberalen Zeitungen — vertreten war: Klerus und Laien, Fürsten und Bürger, Reiche und Arme, Beamte und Soldaten, Gelehrte, Künstler und Handwerker, Männer und Frauen, Greise und Kinder — Alles fand sich im Hause des Papstes ein; Alle wollten ihn sehen, Alle ihm ihre Liebe und unwandelbare Treue bezeugen. Man hatte zwar schon die Audienzen zur Beglückwünschung vor dem 16. Juni begonnen; aber als die zahlreichen auswärtigen Deputationen anlangten, wurden die Audienzen für die Römer verschoben, und manche fanden erst nach Wochen statt.

Wie die dermaligen Besitzer Roms eine solche Feierlichkeit des ganzen Erdkreises aufnehmen würden, war vorauszusehen. Der vielgerühmte Grundsatz der „freien Kirche im freien Staate“ wurde dadurch zur Anwendung gebracht, daß man die fremden Katholiken auf den Straßen verhöhnte und mißhandelte. Am 15. Juni traf dieses Schicksal auf Piazza Colonna und Monte Citorio die braven Tyroler, deren Nationaltracht bei den Garibaldianern unangenehme Erinnerungen wachgerufen zu haben schien. Sehr bezeichnend war dabei die Haltung des wahren römischen Volkes. Es war entrüstet über solche Rohheit und Gemeinheit und sprach dies laut aus: „Diese guten Christen sind viel mehr hier zu Hause, als ihr alle“ — hörte man den Römer sagen.

Am 16. Juni selbst empfing der heilige Vater in dem sogenannten Herzogsaale die zahlreichen Vertreter des katholischen Deutschlands, gegen 800 an der Zahl, Geistliche, Weltliche, Männer und Frauen, an ihrer Spitze die Fürsten von Löwenstein und Isenburg. Alle Diöcesen Deutschlands waren vertreten, von der Memel bis an den Rhein, von der Nordsee bis zu den Alpen. Der Adressen waren so viele, daß man darauf verzichten mußte, sie zu lesen, und der edle Fürst von Löwenstein faßte sie, im Namen Aller, in kurzen Worten zusammen. Sodann wurde Jeder, welcher eine Adresse oder ein Geschenk zu überbringen hatte, aufgerufen, und Einer nach dem Andern trat vor, um sie zu den Füßen des heiligen Vaters niederzulegen, was nicht geringe Zeit in Anspruch nahm. In Körben mußte man sie wegbringen. Jetzt erhob sich der heilige Vater auf dem Throne und sprach mit seiner klangvollen schönen Stimme etwa folgendermaßen:

„Lebhaft bin ich ergriffen, wenn ich so vor mir die Gläubigen sehe, welche aus allen Theilen Deutschlands gekommen sind, alle derselben religiösen Ueberzeugung treu, alle von derselben Hingebung gegen den heiligen Stuhl erfüllt. In der schwierigen Lage, worin ihr euch befindet jenen gegenüber, welche nicht dieselbe Religion bekennen, noch dieselbe kirchliche Autorität anerkennen, gebt ihr ein hochherziges Beispiel von Treue und Anhänglichkeit an die Kirche. Dank dafür vor Allem Gott, dann dem vortrefflichen deutschen Episkopat, der in der Liebe zu unserm Glauben fest geeint und darin euer Vorbild ist, welches ihr so starkmüthig nachahmt. Indeß fehlen die Schwierigkeiten nicht, und der Widerspruch, welchen ihr überwinden müßt, ist nicht gering; aber nichts beugt den Muth von Söhnen, welche ihrer Mutter

treu sind, wie ihr es hier bezeugt durch eure Gegenwart, durch eure Worte, durch eure Gaben. Gott vergelte euch das! Fahret fort die Schlachten des Herrn muthig zu schlagen. Durch das heilige Sacrament der Firmung, welches ihr alle empfangen habt, seid ihr Soldaten Jesu Christi geworden, habt ihr die Waffen erhalten, um siegreich aus harter Prüfung hervorzugehen. Gehorcht der Obrigkeit in allen Dingen, welche den Gesetzen Gottes nicht zuwider sind; das ist für jeden Christen heilige Pflicht. Aber wenn euch zugemuthet wird, eure Christenpflichten zu verletzen, oder der Kirche ungehorsam zu sein, dann denkt vor allem daran, daß man Gott dienen muß. Der Herr wird euch dazu die Kraft geben, und ich rufe inbrünstig über euch seinen Segen herab. Er bestärke euch in dieser eurer frommen Hingebung, von der ihr so herrliches Zeugniß abgelegt habt, er beschütze euch vor allen Gefahren der Gegenwart, stehe euch, eueren Familien und euren Freunden in allen geistlichen und zeitlichen Dingen bei, begleite euch durch das ganze Leben, und schließe euch auf die Pforten der Ewigkeit."

Kaum hatte der heilige Vater die Worte des Segens gesprochen, als ein Sturm der Begeisterung sich erhob, welcher sich schwer beschreiben läßt. Die zahlreiche Versammlung brach wie mit Einer Stimme in ein dreimal donnerndes Lebehoch auf den heiligen Vater aus. Auf allen Gesichtern las man die größte Rührung, in vielen Augen standen die Thränen. Auch der heilige Vater konnte seine tiefe Bewegung nicht verbergen, und segnete abermals die Deutschen. Unter neuem Beifallsrufen verließ er den Saal.

Dies ist nur eine der vielen feierlichen Stunden, aus welchen sich dieses Fest zusammensetzte. Aber in allen Ansprachen an den heiligen Vater gab sich dieselbe Begeisterung kund, jede Antwort des gefeierten Greises bezeugte auf's neue seinen ungebeugten Muth, sein felsenfestes Vertrauen und seine apostolische Liebe zu der ihm anvertrauten, über den ganzen Erdkreis verbreiteten Heerde. Und wie man in Rom in allen Kirchen Andachten hielt, welchen das römische Volk in Masse beiwohnte, so dankte man Gott auf dem ganze Erdkreise, für dieses Fest und betete für den Dulder auf dem Stuhl Petri, in den stolzen Cathedralen wie in der ärmsten Dorfkirche, mitten unter den Gegnern der Kirche und des Papstes wie in der Kapelle des Missionärs an der entlegensten Küste. Es war ein wunderbares, troftreiches Fest für den heiligen Vater und für die ganze Kirche.

Man ist es in Rom, der ewigen Stadt, von uralten Zeiten her gewohnt, alle wichtigen Ereignisse durch Monumente und Inschriften zu bezeichnen, welche dem Zahn der Zeit für Jahrhunderte Trotz bieten. So wurde auch jetzt wieder beschlossen, in dieser Weise vor Allem in den Hauptkirchen Roms die im Pontificate Pius IX. erreichten fünfundzwanzig Jahre zu verewigen. Am bedeutsamsten sollte das in der Peterskirche geschehen. Dort steht am mächtigen Pfeiler der Kuppel die altehrwürde Broncestatue des heil. Petrus. Die Ueberlieferung meldet, daß der h. Papst Leo der Große im fünften Jahrhundert sie habe fertigen lassen aus Dankbarkeit für die Befreiung Roms, welches von dem Hunnenkönig Attila bedroht war. Das Metall dazu bot die Statue des capitolinischen Jupiters. Das Erzbild ist der Gegenstand besonderer Verehrung aller Andächtigen, welche die Peterskirche betreten, namentlich der Pilger, welche das Apostelgrab besuchen. Bei diesem altchristlichen Denkmale ist das neue Monument angebracht. Es besteht aus einem Mosaikmedaillon mit dem Bildniß Pius' IX., welches von zwei Engeln aus vergoldetem Erz getragen wird. Darunter befindet sich eine Tafel aus antikem Marmor mit einer lateinischen Inschrift, welche das Ereigniß verkündet und besagt, daß die Geistlichkeit von Sanct Peter dieses Monument errichten ließ.



Die St. Petersstatue mit der Gedächtnißtafel zum 16. Juni 1871.

Die Anstifter und Führer der italienischen Revolution hatten bei diesem Feste Gelegenheit, die katholische Bewegung nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt, gleichsam mit Händen greifen zu können. Sie schäumten vor Wuth. Diese große katholische

Kundgebung sprach so laut zu ihnen, sie war so glänzend und so leuchtend, daß selbst die verhärtetsten Ohren hören und die verblendetsten Augen sehen mußten. Man wollte wissen, daß sie einen Schlag gegen die Katholiken im Schilde führten. Jedenfalls kam ihnen die Regierung zuvor, welche um keinen Preis mit der katholischen Welt zu thun haben wollte. Seit der Ankunft der Deputationen waren Polizei und Nationalgarde Tag und Nacht auf den Beinen, und um den Fremden nicht das für die Regierung peinliche Schauspiel eines Belagerungszustandes zu geben, griff man zu dem verzweifelten Mittel, die ganze militärische Macht in den Hofräumen der großen Paläste und sogar unter den Thorwegen campiren zu lassen, um bei dem ersten Anlasse Herr der Straßen zu sein.

Andere Mittel erdachte man am italienischen Hofe. Victor Emanuel hatte den Muth, den General Bertole-Viale zu Cardinal Antonelli zu schicken, um anfragen zu lassen, wann er Seiner Heiligkeit die Glückwünsche des Königs überbringen dürfe. Der heilige Vater lehnte solche Glückwünsche einfach ab.

So sah die Welt einen Papst beraubt, mißhandelt, verleumdet und verhöhnt, wie man seit den Tagen der Märtyrerpäpste schwerlich einen Nachfolger Petri gesehen, aber zugleich von dem ganzen katholischen Erdkreis gefeiert, wie keiner zuvor. Was hatte bis jetzt die Vergewaltigung des Papstes, welche, wie Pius wiederholt ausgesprochen, nicht bloß die weltliche, sondern auch die geistliche Gewalt des Oberhauptes der Kirche vernichten wollte, erreicht? Diese geistliche Gewalt war von dem allgemeinen Concil in ihrer Machtfülle anerkannt worden, und jetzt bezeugten die Katholiken aus den fünf Welttheilen, Bischöfe, Priester und Laien, daß es ihnen Ernst sei mit dieser Anerkennung, daß sie im Papste ihr wirkliches geistliches Oberhaupt und den wahrhaftigen Statthalter Christi auf Erden verehren; sie bezeugten, daß sie die Beraubung des Papstes als eine Beraubung der Kirche, daß sie die Beschränkung seiner Unabhängigkeit als einen Eingriff in die Freiheit ihrer Gewissen, daß sie seine Verfolgung als ihre persönliche Verfolgung ansehen. Wessen Auge lediglich an der Gegenwart und am äußern Scheine haftet, dem mochte wohl bei der Lage der Dinge ein Zagen kommen; aber wer gewohnt ist, über die Gegenwart die Zukunft nicht zu vergessen, und sich von der gleißenden Außenseite einer Sache nicht täuschen läßt, der erkannte die Bedeutung dieser großen fortgesetzten

öffentlichen Kundgabe katholischen Glaubens und katholischer Einmüthigkeit; er ahnte in diesem Jubiläum einen Vorboten des kommenden Sieges der gerechtesten und heiligsten Sache.

Viertes Capitel.

Der Gefangene im Vatican.



Wenn man in der ewigen Stadt den Hügel des Capitols erstiegen und in der altehrwürdigen Basilica von Santa Maria in Ara Coeli den Ort besucht hat, wo einst der Tempel des capitolinischen Jupiter stand, welcher dem Heiligthume der Mutter des Herrn Platz machen mußte, so steigt man an der andern Seite zu der merkwürdigen Stätte hinab, wo sich die Trümmer des römischen Forums erheben. Da liegt links eine kleine, dem heiligen Joseph gewidmete, und von der hier errichteten Schreinerbruderschaft benannte Kirche, San Giuseppe de Falegnami. Unter dieser Kirche befindet sich der altrömische Kerker, welcher den Namen des Mamertinischen trägt. Zugleich wird er aber jetzt auch Sanct Peter im Kerker geheißen, San Pietro in carcere, weil hier der heilige Petrus und der heilige Paulus die letzten Tage ihres Lebens schmachten mußten, ehe man sie zur Hinrichtung führte, jenen zum Kreuze auf dem Hügel des Janiculus, diesen die Straße von Ostia hinaus, um enthauptet zu werden.

Wenn wir nun von unserm geliebten heiligen Vater Pius IX. als „dem Gefangenen im Vatican" sprechen, so ist der majestätische Bau des Vaticanes allerdings kein enger dunkler mamertinischer Kerker, und der Aufenthalt in den hohen Gemächern und den stattlichen Gärten des Palastes steht außer allem Vergleich mit dem Leben eines im lichtlosen Raume angeketteten armen Gefangenen, welcher die Sonne nur dann wieder, und zum letzten Male sehen soll, wenn er zur Hinrichtung geführt wird.

Dennoch aber ist der Vater der Christenheit in unsern Tagen nicht bloß ein Beraubter, er ist auch ein Gefangener — im eigenen Hause. Soll er in den Patriarchalbasiliken den päpstlichen Gottesdienst abhalten, und solchen Störungen des Friedens im Hause des Herrn entgegensehen, wie sie schon in verschiedenen Kirchen in Rom, namentlich in der Jesuiten- und vor der Dominicanerkirche vorgefallen sind? Darf er seine treuen Römer, welche mit ihm beten wollen, solchen Gefahren aussetzen? Oder soll er in feierlichem Aufzuge, wie sonst, durch Rom fahren, um zu sehen, wie man vielleicht die Häuser mit piemontesischen Fahnen ziert, oder zu hören, wie man ihm zuruft: Evviva Garibaldi! Oder soll er, wie er öfters that, bei seinen Spazierfahrten auf dem Corso aussteigen, und seinen Weg durch die Straßen zu Fuß fortsetzen, wo rechts und links die niederträchtigsten Caricaturen auf ihn an den Schaufenstern ausgelegt sind? Die Feinde der Kirche haben freilich schon oft die Schamlosigkeit gehabt, dem Papste eine solche Zumuthung zu machen. Sie muthen dem Beraubten zu, daß er in seinem ihm geraubten Eigenthume lustwandele. Dem heiligen Vater blieb unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur die Wahl, entweder im Vatican zurückgezogen zu bleiben, oder eben Rom zu verlassen. Letzteres nicht zu thun, sind für ihn sicherlich viele gewichtige Gründe vorhanden, deren nicht geringster die Rücksicht auf Rom und die Römer selber ist, welche ihm mit solcher nachahmungswürdigen Unterthanentreue anhangen. Wenn Pius aber die schmerzliche Stunde noch nicht gekommen erachtet, wo er seine Hauptstadt verlassen muß, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Gefangenschaft im Vatican.

So hat denn auch der Statthalter Christi seit dem 20. September 1870, wo das italienische Reich nach fünfstündigem Bombardement in das wehrlose Rom einzog, den Palast des Vaticans nicht verlassen; sein täglicher Ausgang beschränkt sich auf die vaticanischen Gärten. Eines ist dabei unendlich tröstlich: die fortwährende treffliche Gesundheit des achtzigjährigen Greises, auf dessen Schultern neben der apostolischen Bürde des Hirtenamtes für den ganzen Erdkreis die bittere Last all der Ungerechtigkeiten ruht, welche er in seinem eigenen Lande erdulden muß. Jeder, welchem das Glück zu Theil wird, den erhabenen Gefangenen des Vaticans zu sehen, ist überrascht von der festen Gesundheit und der Geistesfrische des Papstes Pius IX. Ein Arzt welcher ihn seit den letzten Jahren beobachtete, behauptete, dieser Gesundheitszustand habe

etwas Außerordentliches an sich, und gehöre jedenfalls zu den seltensten Erscheinungen. Die eigentlichen Kennzeichen hohen gebrechlichen Alters seien an Pius IX. nicht zu bemerken. Mitleidiges Bedauern verdient



Pius IX. im 27. Jahre seines Pontificates.

deshalb auch die, sich seit Jahren immer wieder in der kirchenfeindlichen Presse wiederholende, Nachricht von den schweren Erkrankungen des Papstes, welche sich bis jetzt jedes Mal richtig als eine reine Erfindung, oder eine abenteuerliche Uebertreibung herausgestellt haben.

Freilich wäre Grund genug vorhanden, auf eine Abnahme der Kräfte bei einem greisen Fürsten zu schließen, der in seiner eigenen

Hauptstadt, welche er friedlich regierte, angegriffen und vergewaltigt, seit Monden und Jahren die grenzenloseste Ungerechtigkeit zu ertragen hat, den hämischsten Spott, die schwärzeste Verläumdung erdulden muß. Aber über dem theuern Haupte des Papstes Pius scheint die Vorsehung mit besonderem Schutze zu wachen, und das wunderbare Lied, welches der königliche Sänger des alten Bundes vom Gottesschutze der Gerechten singt, scheint an ihm vollkommen sich zu bewahrheiten: „Seinen Engeln gab er Auftrag über dich, daß sie auf allen Wegen dich behüten. Auf den Händen werden sie dich tragen, auf daß dein Fuß an keinen Stein sich stoße. Ueber Natter und Basilisk wirst du hinschreiten, zertreten den Leu und den Drachen".

Völlig verfehlt aber wäre der Schluß, als ob die Gefangenschaft des Papstes am Apostelfürstengrabe ihn entmuthige in dem erhabenen Amte, die katholische Kirche im großen Ganzen zu lenken und zu regieren. Fortwährend giebt Pius Beweise davon, daß er sich als Hirten des ganzen katholischen Erdkreises weiß, und daß sein greises Herz noch immer von dem apostolischen Eifer erglüht, Allen Alles zu werden. So nimmt er sich mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt der hartgeprüften italienischen Bischöfe an, deren viele gegenwärtig nicht einmal den Lebensunterhalt haben. Fortwährend ist sein Blick nach dem Morgenlande gerichtet, dessen Wiedervereinigung mit der Kirche des Abendlandes er um so inniger ersehnt, je größer die Hindernisse werden, welche man dagegen mit List und Gewalt aufthürmt. Mit gleicher treuer Hirtensorge schaut er auf die Geschicke der Kirche in Deutschland und in der Schweiz, wo ein Kampf um die heiligsten Güter der Religion und des Glaubens zu entbrennen droht, wie ihn kein Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verhängnißvoller gesehen hat. Die Mauern des Vaticans mögen dem Fuße Pius IX. Schranken setzen, aber das Herz des Vaters der Christenheit läßt sich nicht hinter Wänden gefangen halten. Nie hat ein Papst in innigerem Verkehre mit den Millionen Gläubigen, welche in allen Theilen der Welt wohnen, gestanden, als dieser beraubte Papst, welcher die Schwelle seines Hauses nicht überschreitet. Dazu trägt die wunderbare Rednergabe, wie sie wohl selten ein achtzigjähriger Greis noch geübt hat, das Ihrige bei. Die Hunderte und Tausende, welche die Worte voll Geist und Glauben, voll Liebe und apostolischer Salbung hören, tragen sie dann fort in die ferne Heimath, um sie dort den harrenden Gläubigen zu wiederholen. Und die Tages-

presse, selbst die schlechte, wird der apostolischen Mission, welche Papst Pius IX. an die ganze Welt hat, dienstbar, indem sie sogar wider Willen sich zum Herold seiner Worte macht, selbst wenn sie diese verunglimpft oder verdächtigt.

Nach wie vor aber ist das Leben Pius IX. zwischen Gebet und Arbeit getheilt. Wenn die öffentlichen Audienzen zu Ende sind, und die oft bis in die Nacht dauernden Amtsgeschäfte, welche Tag für Tag anberaumt sind, ihre Erledigung gefunden, so gehört die übrige Zeit des Tages zum kleinern Theile der Erholung, zum größern dem Gebete. Am frühen Morgen verweilt er zur Betrachtung in einem kleinen Oratorium, welches seinem Schlafgemache gegenüber liegt. Dann begiebt er sich in die Hauscapelle, wo er das heilige Meßopfer darbringt, und dann zur Danksagung noch eine zweite Messe hört. In der Speise, wie im Schlafe ist Pius sehr mäßig, und nicht nur während des Tages, sondern auch des Nachts liegt er auf den Knieen vor dem hochwürdigsten Gute, welches in jenem Oratorium aufbewahrt wird. Dort kämpft er mit seinen Feinden, mit seinen Verläumdern, mit seinen Verfolgern — im Gebete; dort trägt er, wie ein anderer Moses, in flehentlichen Bitten Gott die großen Anliegen der streitenden Kirche vor; dort strömt ihm die unversiegbare Quelle, aus welcher er seinen felsenfesten Glauben, seinen unerschüttlichen Muth, seine Weisheit und seinen Scharfblick, und seine Alles überwindende Liebe schöpft.

In jüngster Zeit — so meldete man aus Rom — ließ er einen Besuch mit der gewohnten Herablassung in das erwähnte Oratorium eintreten, in welchem sich das allerheiligste Sacrament befindet. Er zeigte freundlich den hier verwahrten Reliquienschatz, und auf den Tabernakel deutend, sprach der Gefangene des Vaticans: „Hier ist Christus und seine Heiligen. Das genügt mir; es ist ein Paradies."

In Rom und in der übrigen Welt sind unterdessen die Dinge ihren abschüssigen Weg gegangen. Die dem Papste bei Vollendung der Jahre Petri aus der ganzen katholischen Welt dargebrachten Glückwünsche stachelten die Feinde der Kirche zu Gegendemonstrationen auf. Am 2. Juli 1871 wurde deswegen eine Feierlichkeit ausgeführt, welche jener wenigstens das Gleichgewicht halten sollte, der Einzug Victor Emanuel's in den Palast des Papstes auf dem Quirinal. Der König von Italien sträubte sich lange; denn er hatte ein geheimes Entsetzen vor diesem zur Königsresidenz verwendeten päpstlichen Eigenthum. Aber

endlich mußte er nachgeben, und kam mit dem Hofe nach Rom. Diesem bedauernswürdigen Einzuge folgten die Unruhen vor der Kirche Santa Maria sopra Minerva und vor dem Polizeigebäude im Monat August 1871, welche den Katholiken den Beweis lieferten, daß man wohl sie, nicht aber einen Polizeibeamten ungestraft verhöhnen dürfe. Während man dann Hand anlegte, die völlige Vernichtung des Papstthums in Rom anzubahnen, theilte der Minister Venosta dem aufmerksamen Europa, welches sich gern hierüber belehren ließ, mit, in welcher vortrefflichen Lage sich Italien mit seiner neuen Hauptstadt Rom befinde, und wie in der Siebenhügelstadt die größte Zufriedenheit mit den neuen Zuständen herrsche. Von dieser Zufriedenheit waren aber sicherlich die Steuerzahler, die Handel und Gewerbe treibenden Römer, die Familien, deren Söhne als Conscribirte nach Palermo, Venedig und Calabrien abgeführt wurden, und überhaupt die gläubigen Katholiken ausgeschlossen. Auch von Versöhnung mit dem Papste sprach die italienische Regierung, ohne selbst daran zu glauben. Mittlerweile war nebst den Ministerien und den auswärtigen Diplomaten auch das italienische Parlament in den päpstlichen Palästen Roms installirt. Kronprinz Humbert, mit seiner Gemahlin im päpstlichen Palaste des Quirinal hausend, hatte sich vergebliche Mühe gegeben, die Sympathieen des ächten römischen Adels und des wahren römischen Volkes zu gewinnen, und Rom selber, das keine moderne Stadt ist und nie eine solche werden soll, mußte sich die abenteuerlichsten und kostspieligsten Verschönerungsprojecte gefallen lassen, welche man mit Hast in Angriff nahm. Während man dann protestantische Kirchen, Bethäuser und Schulen eröffnete, zerstörte man, so viel möglich, das katholische Unterrichtswesen, und schritt behutsam in der etwas verwickelten Klosterfrage vorwärts. Aber wie groß auch die Bedächtigkeit dabei sein mochte, das letzte Ziel war gesteckt, und dessen Erreichung unabänderlich beschlossen. Endlich war der Gesetzentwurf über die Klosteraufhebung zu Stande gebracht, welchen Pius in seiner glorreichen Allocution vom 23. December 1872 als einen mit dem natürlichen, dem göttlichen und dem bürgerlichen Gesetze in Widerspruch stehenden Machtspruch erklärt, den man kaum mit dem Namen „Gesetz" bezeichnen könne.

Aber während die Feinde der Kirche frohlockten, und Victor Emmanuel zu Rom gern das Wort wiederholte: „Wir sind hier, und wir bleiben hier" — vollzog sich allgemach eine Thatsache, welche jetzt schon eine vollendete genannt zu werden verdient. Die Revolutions-

partei Italiens triumphirte, Rom zur Hauptstadt des neuen nationalen Einheitsstaates gemacht zu haben. Aber von Rom ist nichts in ihren Händen geblieben, als das ohne allen Rechtsgrund in Besitz genommene päpstliche und kirchliche Eigenthum, als die Straßen, von welchen die alte gute römische Sitte gänzlich verschwunden ist, als die schweigsamen Trümmer des heidnischen Roms, welche über eine solche Erneuerung des Heidenthums, wie sie gegenwärtig vor sich geht, noch ernster und schweigsamer geworden zu sein scheinen. Das wahre Rom, die Hauptstadt der Christenheit, die ewige Stadt, hat sich in die Kirchen und in den Vatican zurückgezogen. Wer dieses Rom jetzt suchen will, nur dort kann er es finden.

Seit Jahr und Tag geht gleichsam eine ununterbrochene Wallfahrt des römischen Volkes hinauf zum Apostelgrab in der Peterskirche, empor in den benachbarten Palast des Vaticans, wo der Vater der Christenheit und der wahre Vater und König von Rom seine treuen Kinder jeden Standes und Alters empfängt, für Alle ein freundliches liebevolles Wort, für Alle, er, der Schwerbedrängte, einen Trost, eine Ermahnung und Ermuthigung hat. Und von allen Enden der Welt kommen fortwährend die rührendsten Betheuerungen und Beweise der Liebe und Treue, mit welcher die Katholiken des ganzen Erdkreises dem Statthalter Christi, welcher so schwere ungerechte Gewalt leiden muß, zugethan sind. Der Papst hat den Gnadengehalt, welchen ihm die italienische Regierung in sonderbarer Großmuth ausgeworfen hat, um den Stellvertreter Christi zum italienischen Kirchenbeamten zu machen, mit Würde zurückgewiesen; dagegen nimmt er von seinen treuen Kindern mit Freuden den Peterspfennig an, der sich gegen die Erwartung der Feinde zu einer Höhe gesteigert hat, welche mehr als alles Andere beweist, wie die Millionen Katholiken diesseits und jenseits des Meeres gesinnt sind, was sie von der Lage halten, in welche der moderne Liberalismus den Vater der Christenheit gebracht hat, und wie sie Alles aufbieten und nicht eher sich beruhigen werden, als bis dem Oberhaupt der Kirche und dieser Kirche selbst ihr ganzes Recht geworden, und völlige Genugthuung gegeben ist.

So ist die Lage des Papstes und mit ihm jene der Kirche allerdings wie ein greifbares Wunder vor unsern Augen. Die Gegner alles Christenthums können nicht genug Worte finden, um über die Auflösung der altersschwachen katholischen Kirche, wie sie sagen, zu frohlocken;

sie wagen es, Propheten zu werden und das völlige Verschwinden derselben vom Erdboden in mehr oder weniger nahe Aussicht zu stellen. Unterdessen hat sich das Gefühl der nothwendigen Einheit und Einigkeit unter den Katholiken noch nie so lebendig erwiesen wie jetzt. Ueberall in den Ländern schaaren sich die Katholiken zusammen; über die Grenzpfähle der Reiche, über die Meere reichen sie sich die Hand. An ihrer Spitze steht der Episkopat, einmüthig unter sich, treu ergeben der Kirche. Und Aller Augen sind mit Schmerz und Liebe, mit Thränen des Mitleides und des Kummers nach Rom, nach dem mehr als achtzigjährigen Greise gerichtet, welcher umgeben von den frommen Bewohnern seiner treuen Stadt, am Grabe des Apostelfürsten, dessen würdiger Nachfolger er ist, mitten in dem Sturme der Ungerechtigkeit, mit ungebrochenem Muthe ausharrt. Fürwahr, die alten Zeiten haben sich erneuert. Wie einst die Kirche, nach dem Zeugniß der Apostelgeschichte, für Petrus, da er in Banden lag, ohne Unterlaß betete, so betet jetzt die streitende Kirche auf dem ganzen Erdkreis für Pius. Wird die von solchen Bitten bestürmte Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes nicht gerührt werden? Rom aber verdient auf's neue den Namen, womit der h. Bischof und Märtyrer Ignatius einstens die ewige Stadt begrüßte; sie ist „die Vorsteherin des Liebesbundes.“ Rom ist das immer gewesen, und wird es bleiben: aber in unsern Tagen voll schwerer Bedrängniß und heiliger Hoffnung verdient es in höherem, in vollkommnerem Maße diesen Ehrennamen.

Das Unterpfand aber, welches die Vorsehung den gläubigen Söhnen der Kirche für die Rettung und Erlösung aus der gegenwärtigen Noth gegeben hat, ist Papst Pius IX. selber. Gott hat denselben seiner Weisheit und Barmherzigkeit gemäß mit großen Eigenschaften ausgestattet, welche ihn zum Rüstzeuge der göttlichen Pläne in der Verwirrung der Gegenwart machen. Aber alle diese apostolischen Gaben, welche ihn zieren, scheinen mit der wachsenden Drangsal an dem erhabenen Gefangenen des Vaticans von Tag zu Tag zu wachsen. Eingeschlossen in dessen Mauern, nimmt er dennoch die Bedürfnisse der ganzen katholischen Welt mit unermüdlicher Sorgfalt und Liebe wahr. Vor dem Freimuth seiner Allocutionen und Encycliken zittert die Bosheit und die Lüge; der Hohn, welcher sich daran versucht, klingt unaussprechlich erbärmlich; die Verläumdung welche man dagegen schleudert, gleitet machtlos ab. Von der Natur zum Redner gemacht, öffnet er den Mund zu jenen wunderbaren Ansprachen, welchen die Welt staunend lauscht,

und worin sie neben der apostolischen Einfalt den Adel des Ausdruckes, neben dem furchtbaren Ernste das liebevollste Herz, neben den Lauten des tiefsten Schmerzes die Worte des stählernen Muthes an dem hochbetagten Papste bewundert.

„Man sagt, ich sei müde“ — sprach Pius am 24. Juli 1871 zu den Vorständen des Vereines für die katholischen Interessen, welche ihm jene mit mehr als 27,000 Unterschriften von wirklichen Römern bedeckte Adresse überreichten — „Man sagt, ich sei müde. Ja, ich bin müde, müde, so viele Schlechtigkeit, so viele Ungerechtigkeit, so viele Unordnung zu sehen. Müde bin ich, tagtäglich die Religion in einer Stadt beschimpft und verhöhnt zu sehen, welche der Welt das Beispiel der Achtung des Glaubens und der Sitten gegeben hat; müde bin ich, zu sehen, wie man die Schuldlosen bedrängt, die Diener des Heiligthumes mißhandelt, wie man Alles, was der Gegenstand unserer Liebe, unserer Verehrung ist, entweiht.

„Ja, deß bin ich müde, aber darum noch nicht gesonnen, die Waffen zu strecken oder mich zu einem Vergleich mit der Ungerechtigkeit herbeizulassen, oder von der Erfüllung meiner Pflichten abzustehen.“ Bei diesen Worten hallte der Saal von dem lauten Beifallsrufe der Römer wider.

Schon im dritten Jahre sind die weiten Räume des Vaticans würdige Zeugen solcher Kundgebungen der Römer und der römischen Katholiken aller Länder. Wie lange die Gefangenschaft im Vatican noch dauern wird, liegt in der Hand der Vorsehung. Was aber auch die Schicksale der Kirche und ihres Oberhauptes noch sein werden, Eines steht unleugbar fest, und die treuen päpstlichen Beamten, welche zum Weihnachtsfeste 1872 abermals vor Pius erschienen, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen und ihm auf's neue ihre unerschütterliche Ergebenheit zu betheuern, haben es in der dabei verlesenen meisterhaft abgefaßten Adresse treffend ausgesprochen.

„Wir wissen nicht“ — heißt es darin — „ob es in vergangenen Zeiten einen Papst gegeben hat, der größer war als Du; aber davon sind wir überzeugt, daß keiner mehr geliebt war.“



Inhalt.

Erster Theil.

Von der Geburt bis zur Thronbesteigung.

1792—1846.

		Seite
I.	Mutter und Kind	3
II.	Lernen und Leiden in wirrer Zeit	8
III.	Nach Rom	14
IV.	Freuden und Leiden in Tatagiovanni	17
V.	Cleriker und Priester	23
VI.	Nach Südamerika	31
VII.	In San Michele	38
VIII.	Die ersten Jahre in Spoleto	43
IX.	Die letzten Jahre in Spoleto	50
X.	Der Bischof von Imola	55
XI.	Der Cardinal-Bischof	62
XII.	Rüstungen zur Papstwahl	70
XIII.	Die Wahl	76

Zweiter Theil.

Von der Thronbesteigung bis zur Rückkehr aus Gaëta.

1846—1850.

I.	Die Krönungsfeier	85
II.	Evviva Pio Nono!	91
III.	Die Amnestie	97
IV.	Steigende Begeisterung	104
V.	Böse Umtriebe	110
VI.	Der neue Hirt der Christenheit	122
VII.	Vorboten des Sturmes	130
VIII.	Die letzten Evviva's	138
IX.	„Kreuzige ihn!"	147
X.	Die Schreckenstage des November	157
XI.	Flucht und Rettung	165
XII.	Rom ohne Petrus	172

Dritter Theil.

Von der Rückkehr aus Gaëta bis zum Vaticanischen Concil.

1850—1869.

Seite
I. Glückliche Heimkehr 187
II. Ein Tag wie alle Tage 196
III. Bis zum großen Marienfeste 208
IV. Der große Minister des Papstes 217
V. Rettung aus Todesgefahr 223
VI. Triumphzug durch das ganze Land 227
VII. Schmähliche Beraubung durch königliche Hand 236
VIII. Das große Pfingstfest und die Syllabus-Encyclica 245
IX. Das Jubiläum der Apostelfürsten und die Helden von Mentana 253
X. Secundiz und Concil 261

Vierter Theil.

Vom Beginn des Vaticanischen Concils bis auf unsere Tage.

1869—1873.

(Bearbeitet von W. Molitor.)

I. Das Vaticanische Concil 273
II. Die Bresche bei Porta Pia 291
III. Die Jahre des heiligen Petrus 303
IV. Der Gefangene im Vatican 310

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.